42. Jahrg. / Februar 1928 / 6. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



Grock fönt sich, weil er weiss:
Ein guter „Grog" ist heiss!!

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Reichsmark



Inhalt des Februarheftes:



Das ist es, wonach sich Ihre Kinder sehnen! Es gibt keine schmackhaftere, nährkräftigere und darum gesündere Erfrischung am Morgen.

STOLLWERCK
»Kakao«


Ein Blick-
— und Sie haben die Gewißheit: es ist ein „Bleyle"; der Name bürgt für Qualität u. Ausführung. Achten Sie bitte stets auf das eingenähte Echtheitszeichen: Nicht jeder gestrickte Anzug ist ein
„Bleyle"
Bleyle-Verkaufsstellen finden Sie in allen Städten; Auskunft erteilt bereitwilligst die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart
Bleyle
Bleyle
Bleyle

VEREINIGTE WERKSTÄTTEN
FÜR KUNST IM HANDWERK A.-G.



ENTWURF F. A. BREUHAUS

TYP. HEL.

NEUE WOHNRÄUME

HERRENZIMMER
SPEISEZIMMER
SCHLAFZIMMER
JE RM. 1900

QUALITÄTSARBEIT UNTER VERWENDUNG EDLER HÖLZER

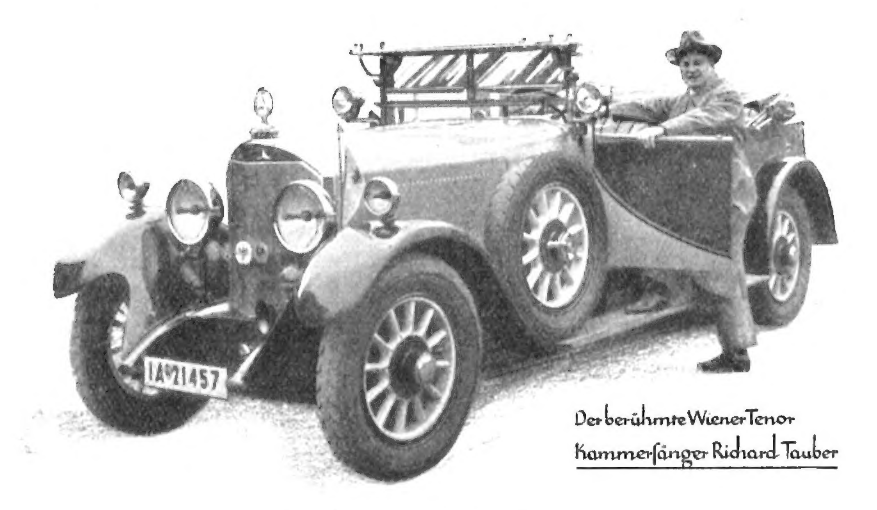
NACH ENTWÜRFEN **DESSELBEN** KÜNSTLERS

MÖBEL-STOFFE
DRUCK-STOFFE
DEKORATIONS-STOFFE
TEPPICHE

VERLANGEN SIE UNVERBINDLICH ANGEBOT VON UNSEREN VERKAUFSSTELLEN IN
MÜNCHEN · ODEONSPLATZ 1
BREMEN · AM WALL 138

EIGENE ABTEILUNG FÜR WIEDERVERKÄUFER

KÜNSTLER



Der berühmte Wiener Tenor
Kammerſänger Richard Tauber

ſind bei der Anſchaffung ihres Kraftwagens beſonders wähleriſch. Der Klang der Marke muß der Bedeutung ihres Namens entſprechen. Raſſe und Linie des Wagens ihr geſteigertes äſtethiſches Empfinden befriedigen. Die Schnelligkeit und Zuverläſſigkeit der Maſchine müſſen die Einhaltung des Programms der Gaſtſpiel-Reiſen auf die Minute ermöglichen. Einfachheit in Bedienung und Wartung dem Beſitzer den Genuß, ſelbſt am Steuer zu ſitzen, erleichtern. Künſtler von Weltruf zu ihren Freunden zu zählen, iſt das Vorrecht und der Stolz der Marke

Mercedes-Benz



Wir wissen alle, dass solche Körperübungen täglich nötig sind, um sich gesund, frisch und **schlank** zu erhalten. — Ein gesunder, kräftiger Körper ist die Grundbedingung eines frohen, tatkräftigen Lebens. Ein Mensch, dessen Muskeln schlaff und mit überflüssigem Fett bedeckt sind, ist nur ein halber Mensch; er wird nie zum vollen Genuss des Lebens kommen. Wer aber hat heute noch die Zeit, täglich zwei Stunden Sport oder Körperübungen zu treiben? Niemand! Aber 10 Minuten des Morgens oder Abends hat auch der Beschäftigte für die Gesunderhaltung seines Körpers übrig. Und diese 10 Minuten linde Massage mit dem natürlich wirkenden Punkt-Roller ersetzen vollkommen zwei Stunden Sport oder Körperübung.

Der **Facharzt Dr. med. Wielter**, der die Wirkung des Punkt-Rollers bei zahlreichen Patienten erprobt hat, schreibt: Der „Punkt-Roller" mit seinen zahlreichen Kauschuk-Saugnäpfchen regt den träge gewordenen Blutkreislauf zu neuer, vermehrter Tätigkeit an. Das abgelagerte Fett wird resorbiert. **Die Patienten verlieren in verhältnismässig kürzester Zeit ihre unerwünschten Fettdepots.** Es wird also das Auftreten unangenehmer, ja gefährlicher Komplikationen verhindert: **Fettherz, allgemeine Herzschwäche usw.** Bei Patienten, die aus Bequemlichkeit, Scham, Gelegenheitsmangel oder sonstigen Gründen gymnastische Uebungen oder Sport nicht treiben können, ist der „Punkt-Roller" um so mehr zu empfehlen, **als 10 Minuten Selbstmassage mit dem Apparat 2 Stunden sportliche Betätigung voll und ganz ersetzen.** Dadurch spart der Vielbeschäftigte Zeit und gibt doch seinem Körper, was dieser mit gutem Recht beanspruchen kann. Mens sana in corpore sano. **Dr. med. W.**

Der „**Punkt-Roller" belebt den ermüdeten Blutkreislauf und den so überaus wichtigen Stoffwechsel.** In jedes Körperwinkelchen wird das Blut gesaugt und schwemmt so Krankheitskeime, Zerfallsprodukte und Fett, die ein träger Blutkreislauf nicht mehr mit sich fortnehmen kann, aus dem Körper durch Niere und Darm hinaus. Und das alles durch nur 10 Minuten tägliche Massage mit dem „Punkt-Roller". Diese 10 Minuten haben Sie sicher übrig, wenn es gilt, Ihren Körper mit neuer Lebenskraft und Energie zu erfüllen, und die einmalige Ausgabe wird gegenüber dem Zuwachs an Lebensfreude auch kein Hindernis für Sie sein.

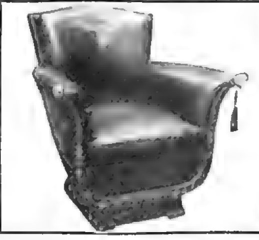
Preis für den Punkt-Roller	Mk. 12.50
Doppel-Punkt-Roller	„ 17.50
mit auswechselbaren Saugnäpfchen	„ 25.—
Gesichts-Punkt-Roller	„ 7.50

Besorgen Sie sich deshalb den „Punkt-Roller" sofort, und achten Sie auf die Schutzmarke „Punkt auf der Stirn", denn dieser Apparat hat die **wirksamen Kautschuk-Saugnäpfchen.** 25 Auslandspatente und 5 D. R. P. angem. 3 D. R. G. M.

Der „Punkt-Roller" ist in **allen einschlägigen Geschäften** zu haben. Wo solche nicht am Platze, ist derselbe zu beziehen von **L. M. Baginski**, Fabrik orthopädischer Apparate G. m. b. H., **Berlin-Pankow 40,** Hiddenseestrasse 10. Fernspr.: Pankow 1705, 1706 und 1707. Postscheckkonto: Berlin 11983. Verlangen Sie ärztliche Literatur.



Rasse-hunde-
Zuchtanstalt u. Handlung
„Hektor", Bad Köstritz 2
★
Reichillustrierter Katalog mit Preisliste Rm. 1.—



Bonjer - Club - Möbel
in Leder, auch in Stoff
unerreicht in Qualität Verarbeitung — Form und Preiswürdigkeit
Zahlungserleichterung.
Katalog auf Wunsch.
München C., Maximilianstr. 13.

Studenten-
Utensilien-fabr.



Älteste und größte Fabr. d. Branche.
Em. Lüdke
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
Jena i. Th. 10.
Man verlange groß. Katalog gratis.





SOENNECKEN

IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE

Aus einzelnen Abteilen zusammensetzbar, daher in Höhe und Breite beliebig auszudehnen. Die Schränke passen sich allen Raumverhältnissen an und wirken immer vornehm.

Ausführliche Prospekte Nr 1908 R auf Wunsch

F. SOENNECKEN ✶ BONN
BERLIN ✶ LEIPZIG





Wahrheit

in der Reklame

wird in erster Linie von weltbekannten und altrenommierten Firmen garantiert, die sich ihrer Verantwortung gegenüber den Verbrauchern bewußt sind. Dies trifft in vollem Umfange zu für die Hersteller der

N.G.-BUSCH-Ultrasin-

Brillengläser.

Diese Gläser sind punktuell abbildend, schützen die Augen, obwohl farblos, vor den spezifischen Schäden der ultravioletten Strahlen und beheben die Sehfehler!

Sachgemäße Anpassung durch den fachkundigen Optiker!

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke



Aufklärende Druckschriften Nr. 507 kostenlos

Nitsche & Günther	**Emil Busch A.-G.**
Optische Werke A.-G.	Optische Industrie

R a t h e n o w





Korpulenz — diese Qual!

längst könnten Sie davon befreit sein, ohne Diät- u. Hungerkuren, auf gesunde, angenehme Weise. Trinken Sie nur

Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee

das ärztl. empfohlene, wohlschmeckende Getränk, das sicher wirkt u. den ganzen Körper erfrischt. Sie werden jung u. schlank. Bestellen Sie sofort 1 Paket Mk. 2.—, 6 Pakete zum Erfolg ausreichend Mk. 10.—.

Institut Hermes, München D 86
Baaderstrasse 8.

Wir kennen keinen Husten mehr!
Kaiser's Brust-Caramellen

MIT DEN «3 TANNEN»

das millionenfach, seit 35 Jahren bewährte Mittel, wirkt schnell u. sicher bei allen Erkältungen
7000 Zeugnisse!
Paket 40 Pfg.-Dose 80 Pfg.
Zu haben in Apotheken u. Drogerien u. wo Plakate sichtbar.



Alleiniger Fabrikant: Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart, Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Bregenz, St. Margrethen und Prag.



Werfen Sie....

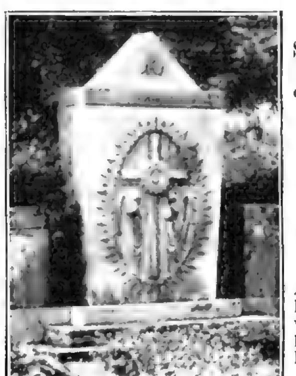
in das Wasser, in dem Sie Gemüse, Kartoffeln, Reis und dergl. kochen, einige

Liebig Fleischbrüh-Würfel,

Sie werden erstaunt sein über die Wirkung. Die Liebig Würfel enthalten echten **Liebig Fleisch-Extrakt** und durchdringen die Gerichte mit **kräftigem** Bouillongeschmack.

Eine Gratisprobe und eine Serie Liebig-Bilder sendet gegen diese Anzeige die Liebig Gesellschaft m. b. H. Köln V. 1

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen



Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst

Vereinigung zur Förderung der Kunst auf den Friedhöfen.
Gegründet 1905
Leiter: Professor Dr. v. GROLMAN
Wiesbaden
Kapellenstrasse 41
Ueber 50 Zweigstellen in Deutschland, Oesterreich, Schweiz und Tschechoslowakei
Ansichtskollektionen in jeder Preislage gegen Einsendung von 40 Pf. Porto in Briefmarken. Angaben über Grösse, Lage der Grabstätte usw. bitten wir beizufügen.

Briefmarken-haus Burbach, Köln, Krebsgasse 18. Gegr. 1898. Preislisten kostenl. **Anbieten alle verschied.:** 2000 alle Welt 8.50, 100 **Bulgar.** 2.-, 200 **engl. Kolon.** 4.-, 150 **Belgien** 3.-, 100 **port. Kolon.** 1.50, 100 **Skand.** 1.-, 100 **Persien** 6.-.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Techn. Assistentinnen an medizinischen Instituten
Ausbildung zum Staatsexamen durch
Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS"
Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission
Berlin N. 24, Friedrichstr. 131 d.
Prospekte frei.

Abitur O II Reife. ⋆ **Dr. Meusel's** Vorbereit.-Anstalt mit Internat.
Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 72. Auch Arbeitsstunden und Abendkurse. Sprechstunden: Montg., Mittw., Freitg. 12–1, 6–7.

RACKOWs
kaufmännische Privatschulen
Berlin, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengiesserwall 19 **Dresden** Altmarkt 15
Hannover, Sophienstr. 6 **Köln,** Agrippastr. 13
Magdeburg, Bismarckstr. 4 **Stettin,** Bismarckstr. 6
Vor- und Fortbildung von Damen u. Herren f. d. allgem. u. höher. kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei

DESSAU Antonietten-strasse 34. **Dr. G. Schneider,**
staatlich anerkannte **Chemieschule.** Fachschule für die Zuckerindustrie. ⋆ Gegründet 1901. Prospekte frei.

Eisenach ⋆ **Burchardi-Schule,** Bornstr. 7, 11.
Haushaltgs.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinn.-Bildgs.-Anst. Abt. I, Töchterheim mit hauswirtsch. Jahr (Berufsschule). **Abt. II, Frauenschule. Abt. III, Seminar** f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde (Gleichber. i. Preussen). **Abt. IV, Berufsoberschule.** Vorbereitung zur Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule und Städt. Haushaltungspflegerinnen-Ausbildung.
Näheres durch Auskunftsheft.

Genf **INSTITUT WIDEMANN**
„La Grande Boissière".
Internat ersten Ranges für Jünglinge von 15 bis 20 Jahren. **Höhere Handelsschule in französischer Sprache.** Prachtvoller Park von 38000 qm. Sport. Jeder Komfort. Nur Einzelzimmer. Prospekt durch **Dr. René Widemann.**

Das Pädagogium zu Glauchau i. S.
ist private **10stufige Knabenschule** mit den Zielen der Realschule **u. Internat für Knaben,** die in Erziehung (Pflege) u. Unterr. in erhöhtem Masse indiv. Behandlg. bedürfen. Prosp. d. Dir. **K. Richter.**

GNADAU b. Magdeburg **Evg. Brüdergemeine**
Höhere Mädchenschule u. Lyzeum
(mit zwei Schülerinnenheimen auf dem Lande).
Oberlyzeum neuen Stiles
(mit Schülerinnenheim)
Abiturientenprüfung vermittelt die gleiche Berechtigung wie das Oberrealschulabiturium. ⋆ Sorgfält. Charakterbildg. a. christl. Grundlage. ⋆ Grosse Gärten u. Spielplätze. **W. Hafa,** Direktor.



Godesberg/Rhein u. Herchen/Sieg.
Evangel. Pädagogium (Landschulheim), Realgymn. u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung (keine Presse!) Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne,** Godesberg/Rh. unbesetzt. Gebiet.

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

TRÜPERS ERZIEHUNGSHEIME
Jena-Sophienhöhe, mit **Jugendsanatorium.**
1890 gegr. als **heilpädagog. Anstalten für Knaben und Mädchen** m. körperlichen, geistigen u. nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Gemeinschaftsleben in kleinen Gruppen. Lehrwerkstätten, **berufl. Eignungsprüfung,** rhythmische und schwedische Gymnastik. Hallenschwimmbad und Sportplätze im Heim. — Illustrierter Prospekt kostenlos.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt/Th. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Prosp. fr. **TECHNIKUM KONSTANZ**
Ingenieurschule am Bodensee.
Maschinenbau und Elektrotechnik.

Gewerbe-Hochschule Köthen/Anhalt
Studienabteilungen:
1. **Maschinenbau und Bauingenieurwesen.**
2. **Elektrotechnik** mit den Fachrichtungen: Allgemeine Elektrotechnik, Fernmeldetechnik.
3. **Technische Chemie** mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
4. **Technologie** mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Keramik, Zementtechnik, Glastechnik, Eisenemailliertechnik, Papiertechnik.

Aufnahmebedingungen:
Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule.
Dauer des Studiums: 7 Semester.
Beginn des { Sommer-Semesters Mitte April. / Winter-Semesters Mitte Oktober.
Vorlesungsverzeichnis kostenlos.



(Lippe). *INGENIEUR-SCHULE.*
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau, Tonindustrie. — Getrennte Werkmeister-Abteilungen. Stud.-Kasino. Lehrpläne frei

---

LAUSANNE (Schweiz)
INSTITUT LEMANIA
Moderne Sprach- und Handelsfachschule
mit abschliessendem **Diplom.**
Gründl. **Erlernung des Französischen** sowie rationelle **Vorbereitung** auf den **kaufmännischen Beruf.** Sport; **Ferienkurse in den Bergen.** Internat u. Externat. — **Alpines Landerziehungsheim in Champéry** für Knaben von 8—15 Jahren.

LEIPZIG, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1928: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. ½ GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

Pädagogium Lübeck
Am Burgfeld 10
M. GERHARDY.
Privatschule für Knaben u. Mädchen. Vorbereit. für sämtl. Prüfungen — Sexta bis Abitur all Schulsysteme. Erstklassig geleitetes Internat. —

Das Alumnat d. Realgymnas. Lüben i. Schl.
nimmt gesunde Kinder m. einwandfr. Schulvergangenheit i. gute Erziehg auf. Ausk. erteilt d. Studiendirektor d. Realgymnasiums.

Alpenschulheim Schloss Marquartstein (Obb.) Herrl., gesunde Gebirgslage (Wintersonne). Sorgf. Famil.-Erzieh. Straff. Unterr. i. kl. Klass., daher Umschulg. u. bes. Förderg. leicht. Dir. **E. Endemann.**



Potsdam-Hermannswerder 15
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten: Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfung.

Fortsetzung siehe nächste Seite

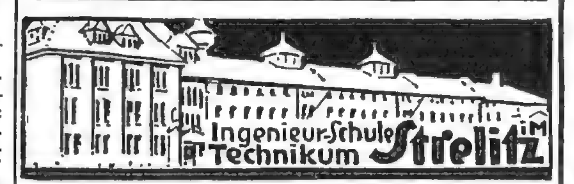
Empfohlene Unterrichtsanstalten

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt
Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 1927 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kl. Gymnas.- u. Real-Kl.: **Sexta bis Reifeprüf.** Sport. Förderung körperl. Schwacher. Gute Verpfleg. durch eig. Landwirtschaft. **Prüfungserfolge.**

Hochschule für Musik in Sondershausen
Dirigieren, Gesang, Klavier, Theorie, sämtliche Streich- und Blas-Instrumente, Harfe usw.
Vollständige Ausbildung für Oper und Konzert. Prüfungen unter staatlicher Aufsicht. — Mitwirkung im staatlichen Lohorchester, Freistellen für Bläser- u. Streichbassisten. **Eintritt Ostern, Oktober und jederzeit.** Prospekt kostenlos.

Klosterschule Rossleben a. d. Unstrut, Bahn Naumburg-Artern
Gymnas. u. Realgymnas. von **U III bis Abitur, Schülerheim,** Arbeitsstunde, ärztl. Ueberwach., gross. Spielplatz. Auskunft Rektorat.





Empfohlene Töchterpensionate

Clarens-Montreux **Töchter-Pensionat Villa Rurik.** Studium der Sprach. u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Sport. Empfehl. in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden 6 Bautzner Str. 102. **Töchterheim Götte mit staatl. anerk. Haushalt.-Schule.** Villa mit gr. Garten in freier Lage. Hausw. Ausbild., wissensch. Fortbild. Unterr. in Handelsfäch.

Dresden-A. Strehlener Strasse 54, Villa. Tel. 43335. **Töchterheim Frau Kartheuser, geb. Paul.** Gegr. 1900 in Hannover. Sorgf. Ausb. in Haush., Wissensch., gesellsch. Fortbildg., Handarb., Musik, Sport. Beste Verpfl. I. Ref.

Eisenach Hainweg 22. **Töchterheim Brons, Haushaltungs-Schule.** Weiterbild. in Wissenschaften und Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.** ADT

Gernrode/Harz. **Töchterheim Hagenberg.** Gegr. 1910. Herrl. Lage a. Walde. Haushaltskurse, Wissensch., Sprach., Musik, Handelsfäch., Sport, Tanz, Umgangsformen. Prosp. mit Bildern. Fr. Dir. **M. Falcke.**

Gernrode/Harz. **Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild.** I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild. b) Lycealabschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bay. Gmain Oberbayern. **Töchterheim Gut Hohenfried.** Vorn. christl. Haus. Hauswirtsch. Sprachen, Musik, Gärtn., Viehwirtsch. Herrl. Gebirgslage. Kein Massenbetr., voll. Familienanschl. **Frhr. u. Frfr. v. Roeder.**

Bad Harzburg **Töchterheim Fr. Dr. med. Krausnick.** Gegr. 1907. Ausbild. z. selbst. Führg. d. ges. Hausw., kunstgew. Handarb., Wissensch., Spr. (Engl. i. H.). Gesellsch. Ausbildg. Neuzeitl. einger. Haus.

Bad Harzburg **Töchterheim Villa Mansfeld.** Gegr. 1910. Haus I. Rgs. **Begrenzte Anz. j. Mädch. aus nur best. Kreisen.** Wissensch., Hauswirtsch., Gesellschaft. **Engländerin u. Französin i. Haus.** Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Frau **Dr. Rensch.**

Rhöndorf-Honnef „Villa am Rhein". **Töchterpensionat Steinkühler** bildet jg. Mädch. aus **zur Selbständigkeit** i. gesamt. Hauswes., Schneid. u. kunstgewerbl. Handarb. Wissensch., musikal. u. gesellsch. Ausbild. Näh. Prosp.

Thale/Harz. **Töchterheim Lohmann.** Gegr. 1902. Gedieg. u. zeitgem. theoret. u. prakt. Fortbild. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. **A. M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

WEIMAR ✶ **Institut Dr. Weiß**
Gegründet 1874. Staatlich genehmigt.

Töchterheim.	**Frauenschule.**	**Abiturvorbereitung.**
Hauswirtschaftliche, gewerbliche und wissenschaftliche Fortbildung. Musik, Gymnastik, Sport. Berufsschulberechtigung.	Lehrplan d. Forderungen der neuen Frauenschule entsprechend. Staatl. Abschl.-Prüfung.	(Obersekunda bis Oberprima.) Staatliche Reifeprüfung.

Akademische u. gewerbl. Lehrkräfte im Haus. Grosser Besitz. Park. Prospekte und Referenzen durch **Dr. Curt Weiss u. Frau.**

Kassel-Wilhelmshöhe. **Töchterheim d. Ev. Diakonievereins am Brasselsberg.** Staatl. anerk. Haushaltungsschule in schönster gesunder Lage, am Fuße des Habichtswaldes. Gr. Garten, Haus mit all. neuzeitl. Einricht. Gründl. prakt. u. theoret. Ausbildung in Haush., Küche, Handarb., Weißnähen u. Gartenarbeit. Sittliche u. geist. Fortbildg. Berufsberatung. Auf Wunsch Sprach-, Zeichen-, Musik- u. Tanzunterricht. **Semesterbeginn: April u. Oktober. Semesterpreis: 800.— M.** Näheres durch die Leiterin **Marg. Wiederhold.**

Kassel-Wilhelmshöhe **Töchterheim Haus Harre.** Eigne Villa. Gründl. Ausbildg. Plan d. Frauenschule. Mäss. Preise. Prosp. geg. Doppelporto d. d. Vorsteh. Frau Fabrikdirektor **E. Harre,** staatl. gepr. Lehrerin.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.



Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen
kaufen Sie am vorteilhaftesten unter 5jähriger Garantie direkt von der **Gewehrfabrik**
Emil von Nordheim
Zella-Mehlis 2 (Thür.)
Reichhalt. Haupt-katalog 1927/28 an Interessenten gratis u. franko.



Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Billige Briefmarken
zur Auswahl. **Hugo Siegert, Altona/Elbe,** Alsenplatz 6.

Briefmarken.
Selt. Briefmarken kauf. u. verkauf. Sie am besten auf meinen grossen Versteigerungen. — Verlangen Sie kostenl. Zusendg. d. reich illustr. Versteigerungs-Kataloge, sowie v. Probenummern der „Frankfurter Briefmark.-Zeitung". S. W. HESS, FRANKFURT/M., Goethestr. No. 2.



Berlin-Südende ⋆ Asthmakurhaus
Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Bad Lippspringe heilt die Lunge
Verlangen Sie kostenlos Prospekt D 2 vom **Kaiser-Karls-Bad**
i. Bad Lippspringe a. Teutoburger Walde. Bitte Adresse genau beacht.

Dr. Jaspersen's Sanatorium Schellhorner Berg bei Preetz in Holstein.
I. Zwei Krankenvillen für erholungsbedürftige und nervöse Herren und Damen. II. Kuranstalt für nerven- u. gemütskranke Damen. 60 Morgen grosse alte Parkanlagen.

Augen-Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

Martinsbrunn — Meran (Italien)
Klimat.-diätet. Kuranstalt mit allen modernen Heilbehelfen und Komfort. Grosser Park, Liegeterrassen, Lift, Garage. Ausgeschlossen offene Tuberkulose, Alkoholismus, Epilepsie.
Dr. von Kaan.



MERAN
Diätsanatorium „Stefanie"
Winter- und Frühjahrskuren bei Herz-, Nieren-, Zucker-, Magen-, Darm-, Stoffwechselkranken, Basedow, Rekonvaleszenten. Alle neuzeitigen Kurmittel. Hervorragende Diätverpflegung, jeder Komfort, prachtvolle Lage bei mässigen Preisen. **Dr. Binder.**

Venedig **Pension Smith,** Marcusplatz 150.
D. Haus. 26—36 L. Pens. **Smith - v. ZASTROW.**

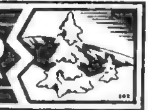
Als Band 36 der Monographien zur Erdkunde erschien:
Klima u. Landschaftsbild
von **S. Passarge**
Mit 115 Abb., davon 9 in Farben, sowie einer farb. Karte. Elegant gebunden M. 7.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

HÖCHENSCHWAND
der Kurort der natürlichen Höhensonne
im südl. Schwarzwald. — 1015 m ü. d. Meere
Ideales Schwarzwald-Kurhaus
für Wintersport und Winterkuren. — Arzt im Hause. — Herrliches Sportgelände. Ski, Rodel. — Pension von 9 bis 12 Mark.
Prospekte durch die DIREKTION DES KURHAUSES.

Baden (Schweiz) bei Zürich
Radio-aktives Schwefelbad gegen **Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden**
Erfolgsichere **Winterkuren**
17 Schwefelquellen von 48°.
Alle Kurmittel in den Badehotels. Kursaal.
Prospekte durch die Kurverwaltung.



WINTER-SPORT UND WINTER-KUR



LAUSANNE-OUCHY

AM GENFERSEE

Exkursions-Zentrum per Dampfer, Bahn u. Auto. Eignet sich besonders für längeren Aufenthalt. Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas.

Empfehlenswerte Hotels:

Beau-Rivage	fr. 19.—	Victoria	fr. 15.—	de la Paix	fr. 14.—	Mont Fleury	fr. 11.—
Lausanne-Palace	„ 19.—	Alexandra	„ 14.—	Windsor & Montana	„ 14.	du Parc	„ 11.
Savoy	„ 18.	Beau-Séjour	„ 14.	Balmoral	„ 13.	Bristol-Regina	„ 10.—
Royal	„ 18.	Cécil	„ 14.—	Belvédère	„ 13.—	Britannia	„ 9.
Mirabeau	„ 16.—	Château	„ 14.	Eden	„ 13.—	des Etrangers	„ 9.
		Meurice	„ 14.	Modern Jura Simplon	„ 12.		

PONTRESINA ★ Engadin 1803 m Schweiz

Parkhotel. 130 Betten. Sonnig und ruhig gelegen. Von Familien bevorzugt. Sommer- u. Wintersport.
Zweighaus: **Schlosshotel Enderlin, Pontresina.**
Grd. Hotel des Temples, Girgenti (Sizilien).

SILS MARIA ENGADIN 1800 m **WALDHAUS**

Vornehmes Familienhotel allerersten Ranges in erhöhter Sonnenlage

Gediegener ruhiger Sportbetrieb ohne langen Nachtbetrieb.
Unübertroffen als Skigebiet (Fextal) – Eisfeld – Rodelbahn.
Unter der persönlichen Leitung von **O. Kienberger** und **G. Giger.**

ANDERMATT Schneesicher. Alle Wintersporte.
Bellevue-Palace 1. R.
Fliess. Wasser i. d. Z. Eisbahn, Orchester, Dancing. Sonnigste Lage. — Pension ab Frs. 18.— bis 25.—.
Prospekte. **A. Müller,** Bes.

SANATORIUM AROSA (Schweiz) 1870 m ü. M.
Erstklassige Heilanstalt für Lungenkrankheiten und chirurg. Tuberkulose.
Neue behaglich eingerichtete Gesellschaftsräume. Fliess. Warm- u. Kaltwasser. Pensionspreis einschl. ärztl. Behandlung von Fr. 17.— an. Prospekte frei.
Chefarzt: **San.-Rat Dr. E. Jacobi.** Hausarzt: **Dr. H. Trenkel.**

DAVOS-Dorf 4: Sanatorium Seehof. Prosp. Preis ab M. 13.—
DAVOS-Platz 4: Esplanade. Das behagliche Kurhotel. Preis ab M. 11.50



PHYSIK. DIÄTET. KURHAUS SONN-MATT LUZERN VIERWALDST. SEE
600 m ü. M. Pensionspreis von Mk. 10.— an. Prospekt. 2 Ärzte. Das ganze Jahr besucht.



Moderne phys.-diätet. Kuranstalt u. Erholungsheim. — Rivieraklima. Deutsches Haus.
Pension von M. 8.— an. Jllustr. Prosp. frei durch den Besitzer.

Cademario Kurhaus 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med. Keller-Hoerschelmann.

MONT RIANT über **Montreux,** 750 m ü. M. **Physik.-diätet. Kuranstalt**
mit den modernsten Einrichtungen. Sonn., geschützte Lage. Frs. 20.- bis 35.-. Das ganze Jahr besucht. Priv.-Doz. **Dr. Christin.**

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz
Eisenb.-Stat. **Amriswil b. Romanshorn.** Für **Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren. 3 Aerzte.** Gegr. 1891. **Chefarzt Dr. Krayenbühl.**

Velhagen & Klasings
Taschenatlas für Eisenbahnreisende
mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von
Dr. Ernst Ambrosius u. Karl Tänzler
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 7 Mark in biegsamem Ganzleinenband
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: Dr. von Ehrenwall, Geheimer Sanitätsrat.

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für Leicht-Lungenkranke. Aerztl. Leiter: Prof. Dr. Bacmeister.

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Dresden-Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Sanatorium Ebenhausen 700 m ü. M. bei München
f. innere Kranke sowie Nervöse u. Erholungsbedürftige. Aerztl. Leitung: Prof. Dr. Edens, im Winter zus. m. Dr. E. Schlagintweit.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. Dr. Staehly. Kfm. Leitg.: Direktor Butin.

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne.
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung Dr. F. Glatzel.

Luftkurort Görbersdorf in Schlesien, 561 m.
Heilanstalt am Buchberg für Lungenkranke des Mittelstandes.
Chefarzt Dr. Busch. — Kurschriften durch die Verwaltung.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) Dr. Weicker's Lungenheilanstalten. a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke

Görlitz · **Dr. Kahlbaum** Sanatorium und Ärztl. Pädagogium
für Nervenkrankheiten und Psychosen mit Schulunterricht, Berufsausbildung

Hamburg · **Prof. Unna's Klinik** Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. P. G. Unna sen., Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna jun. u. Dr. G. W. Unna.

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat Dr. C. Römer.

Hohenlychen · **Sanatorium** für lungenkranke Frauen.
(Kr. Templin). Leit. Arzt: S.-R. Dr. Koch. Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wäld. u. Seen. Mäss. Pr. Anfr. an die Verwaltung.

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet.-homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: Dr. med. Katz

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **„Kuranstalt Ilten"** b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. Grosse, eig. Landwirtschaft mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 4 Aerzte. Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover Nrd. 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. R. Krauss.

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**
für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.
Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Sanatorium Liebenstein i. Thür. DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. Diätkuren. Psychotherapie.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.

Neuemühle bei Cassel ★ Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.
Telephon: 604 Cassel.
Sanitätsrat Dr. Otto Brunner. Sanitätsrat Dr. Gustav Brunner.

Kuranstalt Neufriedenheim / München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. Dr. Rehm Dr. Baumüller.

Kuranst. Obersendling München 44. F. Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S.R. Dr. K. Ranke.

Partenkirchen Oberbayern **Dr. Wigger's Kurheim**
Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
4 klinisch langjährig vorgebildete Aerzte. — Näheres Prospekte.
Unter derselben Leitung
das vornehme Familienhotel „Der Kurhof".

Sanatorium Schierke (früher Geh. Rat Dr. Haug).
Fernspr. 29 u. 30. Klinisch geführte Kuranstalt f. Krankheiten der inn. Organe, des Stoffwechsels u. der Nerven.

Südstrand-Föhr Dr Gmelin **Nordsee-Sanatorium** Sommer u. Winter
Jugendabt. mit u. ohne Unterricht

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck** für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: Dr. med. E. Awe.

Sülzhayn Süd-harz | **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Autzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: Dr. med. Stein.

Sülzhayn-Südharz
Sanatorium Stubbe für **Leicht-Lungenkranke**
Aerztlicher Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

WIESBADEN
Sanatorium Nerotal
Innere- und Nervenkrankheiten. Modernster Komfort.

Prospekte durch die einzelnen Anstalten.
Bei Einforderung beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Geschichte und Kunst.

Apel, Theodor. **Der zerbrochene Galgen und andere Kulturkuriosa aus dem Hessenland.** Preis Mk. 3.—. (A. Berneder, Heimatschollen-Verlag, Melsungen.) — Allerlei Schnurren, vom 15.–19. Jahrhundert, gesammelt aus Akten des Marburger Staatsarchivs.

Bastian, Otto. **Soziologie und Sozialpädagogik bei Chr. G. Salzmann.** Pädagogische Reihe, herausgegeben von Rudolf Lehmann, 25. Band. Preis Mk. 2.70. (Gebr. Paetel, Berlin.) — Eine klare, knappe und dennoch gründliche Darstellung eines Pädagogen, dessen Lehren seiner Zeit, der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, weit vorausgeeilt sind und z. T. erst heute in Landerziehung, Gemeinschaftsschule u. dgl. ihre Erfüllung finden.

Borcherdt, H. H. **Humor bei Goethe.** Preis Mk. 6.—. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.) — Auch der Kenner Goethes, der nicht mehr staunt, wenn man dem Olympier Humor nachsagt, wird diese Sammlung von Gedichten, Stellen aus Dramen, Romanen, Tagebüchern, Gesprächen usw. mit Gewinn lesen und mit Freude in seine Goethebücherei stellen. Denn so übersichtlich und reich hat man die humoristischen Äußerungen Goethes noch nicht beisammengehabt.

Burckhardt, Jacob. **Die Zeit Konstantins des Grossen.** Mit einem Bildnis des Verfassers. 5. Aufl. — **Die Kultur der Renaissance in Italien.** Ein Versuch. 16. Auflage. Durchgesehen von Walter Goetz. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 53 u. 54.) Preis je Mk. 3.50. (Alfred Kröner, Leipzig.)

Diel, Louise, **Käthe Kollwitz.** Ein Ruf ertönt. Eine Einführung in das Lebenswerk der Künstlerin. Mit 36 Abbildungen. Preis Mk. 2.85. (Furche-Kunstverlag, Berlin.) Dieses Büchlein macht nicht den Anspruch, Kollwitz-Kunst erschöpfend wiederzugeben. Es ist weder von einem Kunsthistoriker noch für einen Kunsthistoriker geschrieben. Menschenliebe leuchtet aus den Worten, die Mittler zwischen den ernsten Blättern und dem Beschauer sein wollen. — Die Wiedergabe der Zeichnungen ist vortrefflich.

(Fortsetzung S. 22.)

UNSERE NEUERSCHEINUNGEN

YVETTE GUILBERT

LIED MEINES LEBENS

ERINNERUNGEN

Übersetzt von FRANZ HESSEL · Eingeleitet von ALFRED POLGAR

Geheftet M. 6.50 · Leinenband M. 10.-

Leipziger Neueste Nachrichten: Das Buch ist die große Bilanz eines Künstlerlebens. Mit der Not und der Sorge, aber auch mit den Triumphen dieses Daseins. Aus den Niederlagen des Anfangs führt es zu den Siegen der anerkannten Künstlerin.

Neues Wiener Journal: Einundzwanzig prachtvolle Bildtafeln, Karikaturen und Lithographien, Pastelle u. Photos großer Künstler illustrieren, dem Buche beigefügt, das Lebenslied der großen Yvette.

EMIL LUDWIG

TOM UND SYLVESTER

EIN QUARTETT

Geheftet M. 4.50 · Leinenband M. 7.50

Germania, Berlin: Ein »Quartett« mit vier, wundervoll gegeneinander abgestimmten »Spielern«, das aufrauscht vom Andante con moto über das Apassionato zum munteren Allegretto. Es ist der vollendete Ausdruck des geistig gerade jetzt herrschenden, die Zeit, die Situation, das Leben, die Öffentlichkeit, den Umgang, den Lebensstil, die Daseinsformen optimistisch beherrschenden Menschentypus.

ALFRED POLGAR

ICH BIN ZEUGE

6.—9. Tausend · Geheftet M. 5.— · Leinenband M. 8.—

8 Uhr-Abendblatt, Berlin: Wenn Du sehr einsam bist, oder Sehnsucht hast, oder das Geheimnis dieses Daseins nicht mehr erträgst, wenn Du danach verlangst, die ungewissen Strömungen Deines Herzens ins Bewußtsein geleitet zu wissen, oder einem Menschen nahe sein möchtest, der leben und doch lächeln kann, kurz, wenn Du einen suchst, den keine Phrase besticht und kein traditionelles Gefühl beschwindelt — dann nimm Dir diesen neuen Band Alfred Polgars vor. Sein Werk ist wie Wein, von vielen Sonnen durchströmt, ein Rätsel der zeugenden Himmelskraft.

HERMANN UNGAR

DIE KLASSE

Roman · Geh. M. 4.50 · Leinenband M. 7.—

Neue Freie Presse: Lerne Verantwortung, lerne Liebe! — Das ist die unterirdische Stimme dieses Buches. Sie klingt aus den skurrilen, einfältigen, tückischen, komischen, reinen Nebenstimmen durchdringend und erschreckend wahr.

Dresdener Nachrichten: Die Geschichte dieses Menschen schrieb gewiß einer, der um die geheimsten Seelentiefen weiß, und in den Erscheinungen, die er um seinen negativen Helden gruppiert, ist er ein Menschengestalter ersten Ranges.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

Unser Verlagsverzeichnis, sowie ausführliche Prospekte verlange man direkt vom

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

Egelhaafs Historisch-politische Jahresübersicht für 1926. Herausgegeben von Hermann Haug. 19. Jahrgang der Politischen Jahresübersicht. Preis 12 Mk. (Carl Krabbe [Erich Gußmann] Stuttgart.)

Eulenberg, Herbert. **Die Hohenzollern.** Mit 24 Bildnissen. Preis Mk. 12.—. (Bruno Cassirer, Berlin.) — Keine „Schattenbilder", d. h. novellistische Beschwörungen der Vergangenheit, wie sie Eulenberg so oft gelungen sind, sondern Bildnisse mit dem Ehrgeiz der geschichtlichen Treue. Man kann nicht alle Urteile Eulenbergs unterschreiben. Je näher er der Gegenwart kommt, desto schärfer weht politischer Wind, bald rechts, bald links unangenehm. Nur dem kritischen Leser schadet das nicht. Verwerflich ist die Saloppheit des Ausdruckes. Man latscht nicht in Filzparisern und Schlafrock durch die deutsche Geschichte.

Feigl, Hans. **Jahrbuch Deutscher Bibliophilen.** 12. und 13. Jahrgang, Doppeljahrgang 1925/26. Mit 10 Abbildungen. (Amalthea-Verlag, Wien.) — Reizend ausgestattet, reich an Beiträgen, die auch über den Kreis strenger Bibliophilen hinaus anziehen.

Fricke, Gerhard. **Der religiöse Sinn der Klassik Schillers.** Zum Verhältnis von Idealismus und Christentum. (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus. Bd. II.) Preis 11 Mk. (Chr. Kaiser, Verlag, München.) — Wer philosophisch geschult ist, erlebt hier an einem der hervorragendsten Vertreter des Idealismus das Verhältnis von Religion und Kunst, Ethik und Ästhetik.

Kalmer, Joseph. **Weltanthologie des zwanzigsten Jahrhunderts.** (Verlags-Anstalt Zahn & Diamant, Wien und Leipzig.) — Von diesem Werk liegt der erste Band der ersten Abteilung vor. Er gibt eine Blütenlese aus der europäischen Lyrik. Da kommen Russen und Polen, Tschechen und Slowaken, Serben, Kroaten, Bulgaren und Slowenen zu Wort, Franzosen, Italiener, Spanier, Türken, Skandinavier, Briten, Holländer. In dem Übersetzungsbureau des Herausgebers muß ein Massenbetrieb geherrscht haben, von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Ein Nachprüfen der Treue der Übersetzer ist nicht gut möglich, denn wer beherrscht all

(Fortsetzung S. 24.)



Ein chinesischer Festtag?

Nein, aber ein Spezialgeschäft für indanthrenfarbige Artikel in Shanghai, wie es solche schon seit langem in Europa gibt. In Ostasien werden indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Baumwolle, Kunstseide und Leinen ihrer unübertroffenen Farbechtheit wegen ebenso hoch geschätzt wie bei uns. Man sieht allenthalben das große „I" mit der Sonne und den Regenwolken.

die Sprachen? Man muß die Proben hinnehmen, wie sie gegeben werden. Immerhin glaubt man den Atem der fremden Rassen zu spüren und sich in die Gedanken- und Empfindungswelt von Menschenbrüdern einzufühlen, von denen uns bisher eine unüberbrückbare Kluft trennte, die uns unverständliche Sprache. Kurze biographische und bibliographische Erläuterungen machen das Buch zu einer Art „Weltliteraturgeschichte" in Revueform.

Kircheisen, Friedrich M. **Napoleon I.** Ein Lebensbild. In zwei Bänden. Erster Band: 1769—1805. Mit 15 Lichtdrucktafeln. Preis Mk. 14.—. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) — Die ausgedehnte Forscherarbeit Kircheisens hat sich hier zu einer gedrängten Darstellung des geschichtlich beglaubigten Lebens Napoleons zusammengerafft.

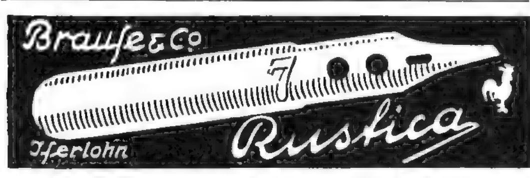
Ludwig, Emil. **Kunst und Schicksal.** Vier Bildnisse. Preis Mk. 10.—. (Ernst Rowohlt, Berlin.) — Rembrandt, Beethoven, Weber und Balzac sind hier in einem Bande vereint. Man weiß, wie meisterlich Ludwig zu charakterisieren versteht, wie lebendig seine Menschen werden. Auch wer sich etwa im Leben und in der Kunst Rembrandts auszukennen glaubt, wird neue Erkenntnisse aus Ludwigs Darstellung sammeln.

Mühr, Alfred. **Die Welt des Schauspielers Werner Krauss.** Preis Mk. 6.—. (Brunnen-Verlag, Karl Winckler, Berlin.) — Nicht nur „Bekenntnisse und Erlebnisse", wie der Untertitel sagt, sondern ein Bild des großen Künstlers, klar auch für den, der ihn nicht kennt, ein wichtiges und seltenes Dokument, denn wie wenig Anschauliches wird über Schauspielkunst geschrieben. Zahlreiche Bilder erläutern den Text. Manche der kleinen Zivilaufnahmen hätten vielleicht fehlen können. Ungern entbehrt man, daß manche der Masken, in denen Krauß erscheint, nicht nach Stück und Person bezeichnet ist.

Schellberg, Wilhelm. **Joseph Görres.** Eine Auswahl aus seinen Werken und Briefen mit einer Einleitung, zahlreichen Bildern und Beilagen herausgegeben zum 150. Geburtstag (25. Januar 1926). Preis Mk. 9.50. (Gilde-Verlag, G. m. b. H., Köln.) — Der beste Görreskenner, der bereits vor dem Kriege eine weitwirkende Auswahl aus den Jugendwerken und -briefen von Görres besorgt hat, bringt jetzt eine umfangreiche, gut ausgestattete Auswahl aus dem gesamten Lebenswerk des großen Kämpfers. Dieser Band bedeutet für viele einen neuen, gegenwärtigen Görres.

Waldmann, Emil. **Die Kunst des Realismus und des Impressionismus im 19. Jahrhundert.** (Band XV der Propyläen-Kunstgeschichte.) Preis Mk. 50.—. (Propyläen-Verlag, Berlin.) — Das große Werk beginnt mit unsern biedermeierischen Realisten, die seit 20 Jahren etwa Allgemeinbesitz geworden sind: Friedrich, Krüger, Wasmann usw. Dann zieht Waldmann die Linie über die Landschafter in England und in Barbizon, Corot, Millet und Daumier zu Menzel, schildert Courbet und Leibl, streift die Klassizisten und Romantiker und gelangt über Manet zu den Impressionisten, die er bis ans Ende

(Fortsetzung S. 26.)





Archimedes

weltbekannt rechnet elektrisch und mit der Hand

Weltvertrieb Rechenmaschinenfabrik Hans Sabielny Dresden A 24

Neue Modelle der Glashütter „Archimedes“ Tasten-Rechenmaschinen für alle 4 Spezies in jeder Preislage — vollautomatisch-elektrisch oder für Handbetrieb. Verlangen Sie heute noch kostenlos ill. Katalog Nr. 28.

Sie altern nicht

und Ihr Aussehen bleibt unverändert durch den neuzellenbildenden Hautnährstoff **Creme Olana,** der Runzeln Stirn- und Halsfalten, scharfe Züge Krähenfüße vertreibt, welker, erschlaffter Haut die ihr fehlende Fettsubstanz wiedergibt und sie in dauernder Verjüngung erhält. Frappante Wirkung. M 2 50 und 4.50. Wo nicht erhältlich, gegen Nachnahme durch **Otto Reichel, Berlin SO.** Eisenbahn-Straße 4.





Bei Herzleiden „Künstliche Höhensonne“!

Zu hoher Blutdruck und damit Ueberlastung des Herzens und der inneren Organe überhaupt, sind bei allen Herz- und Gefässleiden vorhanden. Durch Bestrahlungen mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau — wird eine ausgiebige, lange anhaltende Durchblutung der Haut und damit eine bedeutende wohltuende Entlastung des Herzens und der grossen Blutgefässe erreicht. Schlaf und Stoffwechsel werden überraschend günstig beeinflusst, und das Blut wird entgiftet. Infolgedessen weichen die bei Herzleiden meist vorhandenen nervösen Störungen, der ganze Organismus wird gekräftigt und verjüngt.

Wenige Minuten Bestrahlung mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau — haben die gleiche Wirkung wie ein Tag gänzlicher Ausspannung, und planmässig fortgesetzte Bestrahlung erhöht auch bei Gesunden das Wohlbefinden derart, dass sie frischen Lebensmut fassen und ganz von selbst zu der Ueberzeugung gelangen, dass diese Bestrahlungen ihre Lebensdauer erhöhen werden, was übrigens ärztliche Autoritäten bestätigen.

Lassen Sie sich bei einem Arzte, der die Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau — besitzt, eine Zeitlang täglich bestrahlen. Das ist so billig und der Erfolg ist so überraschend gut, dass Sie mit Freuden das Zehnfache dafür bezahlen würden.

Unterhalten Sie sich mit Ihrem Arzte über diese Frage. Hat er selbst noch keine Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau —, so wird er veranlassen, dass die Bestrahlungen in einem Krankenhause oder bei einem Kollegen vorgenommen werden.

Verlangen Sie die kostenlosen Aufklärungsschriften der

Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H. Hanau a. M., Postfach 499

Lesen Sie die Broschüre „Stärke Dein Herz“ von San.-Rat Dr. Breiger, kart. 0.30 Mk., zuzüglich Porto, zu beziehen (nur per Nachnahme) vom Sollux-Verlag, Hanau a. M., Postfach 526.

Ueber 54000 Aerzte aller Länder, Universitätskliniken, Krankenanstalten, Sanatorien usw. behandeln seit Jahren erfolgreich mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ — Original Hanau.

Besser — dabei **billiger** als Unpraktisches in der Wirtschaft zu benutzen, ist: Sie fordern unsre Liste K. kostenlos u. wählen daraus gediegene Geräte (auch Geschenke!), die sich bewähren u. Freude machen! Dr.-Ing. Forkel, Berlin-Weissensee.









Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 24).

des 19. Jahrhunderts in ihrem Schaffen und in ihren Meistern nachzeichnet. Neben der Malerei betrachtet er auch die Graphik und die Plastik.

Erinnerungen und Briefe.

Berg, Bengt. **Die letzten Adler.** Preis Mk. 8.—. (Dietrich Reimer [Ernst Vohsen], Berlin.) — Ergreifende Schilderungen, erstaunliche Aufnahmen.

Briefe an Cotta. Das Zeitalter der Restauration 1815 bis 1832. Herausgegeben von Herbert Schiller. Mit einem Bildnis und Brieffaksimile Johann Friedrich Cottas. Preis Mk. 14.50. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachflg., Stuttgart.) — Der zweite Briefband aus den Schätzen des Cottaschen Archivs, wichtig nicht bloß für die literarische, sondern auch die politische Geschichte der Zeit.

Federer, Heinrich. **Am Fenster.** Jugenderinnerungen. Preis Mk. 7.50. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlg., Berlin.) — Federer hat recht: das gewöhnlichste Leben ist das wahrhaftigste Leben, aber man muß es mit den hellen und liebevollen Augen anschauen, in die auch die Leser dieser Hefte oft haben blicken dürfen.

Hedin, Sven. **Mein Leben als Entdecker.** Mit 8 bunten, 150 einfarbigen Abbildungen und 15 Karten. Preis Mk. 15.—. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) — Dieses Buch ist hauptsächlich der Jugend gewidmet, die nicht wie wir Älteren mit den Büchern Hedins aufgewachsen sind.

von Olfers, Margarete. **Marie von Olfers.** Briefe und Tagebücher 1826–1869. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Preis Mk. 15.—. (E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68.) — Ausklang der Biedermeierzeit in Berlin, geschildert im Bilde einer der liebenswürdigsten und feinsinnigsten Frauen, der Dichterin und Malerin Marie von Olfers, die mit ihren beiden Schwestern ein halbes Jahrhundert lang im Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens der Stadt gestanden hat.

Verschiedenes.

Abreißkalender. Neben dem altberühmten Historisch-Geographischen (Bibliographisches Institut, Leipzig, Preis Mk. 4.—) liegen uns vor: Kreuzkalender (Landesverein für Innere Mission, Dresden; Preis Mk. 2.75), der christliche Weltanschauung im Gewande junger Kunst zeigt, der

(Fortsetzung S. 28.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 26).

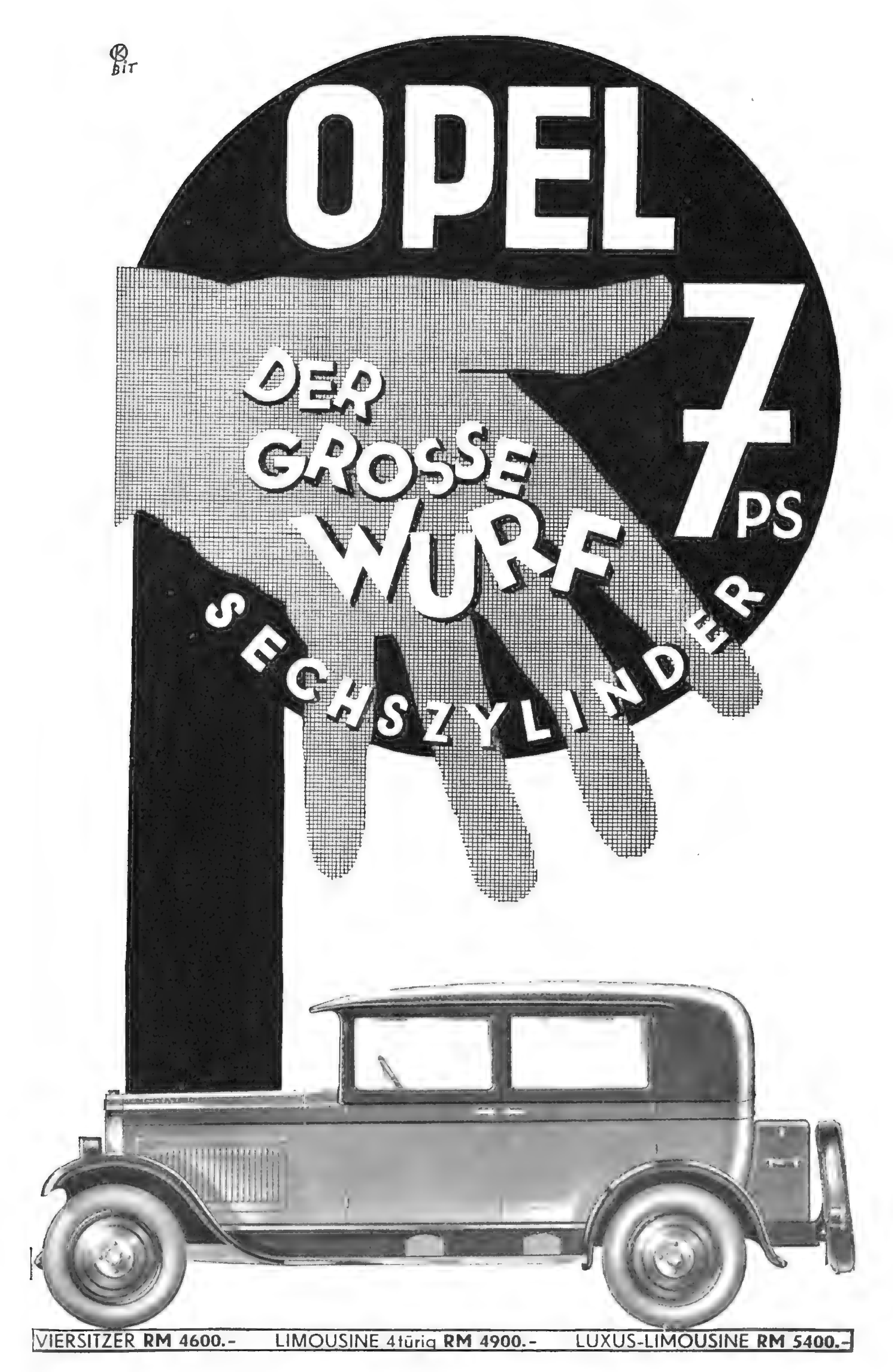
Bayernkalender (Carl Gerber, München; Preis Mk. 2.50), der Deutsche Kalender (ebenda; Preis Mk. 2.50), der deutsche Werk-Kalender (ebenda; Preis Mk 2.50); ferner der Kolonialabreiß-Kalender (J. Neumann, Neudamm; Preis Mk. 3.—). Sehr hübsch ist der Deutsche Handwerks-Kalender (Konkordia-Verlag, Leipzig). Er bringt alle drei Tage ein neues Bild aus dem Leben und Schaffen des Handwerkers, wie es in meisterlicher Mannigfaltigkeit und schlagwortmäßiger Abkürzung das bunte Titelblatt von Prof. Georg Scholz verrät, eine Zeichnung, die wie wenige andere beweist: man kann symbolisch, verständlich und lebendig in eins sein.

Kreidolf, Ernst. **Das Hundefest.** Preis Mk. 6.—. Rotapfel-Verlag, Zürich.) — In 12 farbigen Bildern mit Gedichten offenbart der Künstler seinen Erfindungsreichtum und seinen Humor auf einem ihm, dem zarten Blumen- und Faltermaler, bisher fremden Gebiet.

Kürschners Jahrbuch 1928. Kalender, Welt- und Zeitspiegel. Mit zahlreichen Abbildungen. Begründet 1898 von Joseph Kürschner. Herausgegeben von Hermann Hillger. 26. Jahrgang. Preis Mk. 3.—. (Hermann Hillger, Berlin.) — Neben allerlei Aufsätzen zahlreiche statistische Tabellen und Übersichten.

Polgar, Alfred. **Ich bin Zeuge.** (Ernst Rowohlt, Berlin.) — Plaudereien, wie sie der Tag einem geistvollen Feuilletonisten von bester Wiener Schule schenkt, nicht immer des Beifalls aller Leser sicher, aber jedem wert, der auch fremde Gesinnung in guter Form zu achten weiß.

*


OPEL
DER GROSSE WURF
7 PS
SECHSZYLINDER
VIERSITZER RM 4600.- LIMOUSINE 4türig RM 4900.- LUXUS-LIMOUSINE RM 5400.-

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Mit einer Sonderbeilage von der Weinhaupt Aktiengesellschaft in Trier.



Der Cellospieler. Gemälde von Prof. Max Pechstein



Der Zinsgroschen

Roman von Wilhelm Hegeler

(Fortsetzung)

Arglosigkeit, ein erstaunlicher Mangel an jener Schlangenklugheit, die nach dem Wort der Schrift der Taubenunschuld zur notwendigen Ergänzung dient, war Christas Teil. In dieser Hinsicht hatte sie auf der Schulbank des Lebens noch viel zu lernen. Und gerade jetzt standen ihr einige Lehren bevor, von denen die eine ihr die Schule selbst brachte, das Gymnasium, welches Klaus besuchte.

Ein Menschenalter hindurch war die ehrwürdige, alte Penne die Hochburg des Stillstandes gewesen. Erst kurz vor dem Kriege hatte sich die Reihe der alten Schulmonarchen gelichtet, und es war eine jüngere Generation eingezogen, die von der Universität neue Lehrmethoden und vom Tummelplatz des Lebens frischen Geist mitbrachte. Zwei Herren aber, zufällig waren es zwei der älteren Generation, hatte die Politik bedenklich aus dem Gleichgewicht gebracht. Während der eine keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, der Vergangenheit nachträglich einen Fußtritt zu versetzen, verwechselte sein Widerpart, Professor Schmerling, bei der Kritik der augenblicklichen Zustände gänzlich das Klassenkatheder mit einer Volkstribüne. Um seinen Zorn auszukollern, brauchte er oft die ganze Mathematikstunde.

Mit seinem cholerischen Temperament verband er die naivste Ungerechtigkeit. Als einmal ein Schüler die Unvorsichtigkeit beging, seine Rede mit der Bemerkung zu unterbrechen: „Herrgott, was hat denn das mit Stereometrie zu tun?" fuhr er ihn an: „Das werde ich dich schon lehren, du Lümmel!" und notierte ihm eine Vier.

Seitdem hatte er auf den Schüler Lohmann seinen Groll geworfen. Nun gehörte Lohmann nicht gerade zu den guten Schülern, aber was ihm an Begabung fehlte, ersetzte er durch Fleiß und war noch längst nicht der schlechteste. Doch seine mathematischen Arbeiten mochten ausfallen, wie sie wollten, immer stand ein „Ungenügend" darunter, und Professor Schmerling versicherte ihm ein über das andere Mal, er brauche sich keine Hoffnung zu machen, Ostern zum Examen zugelassen zu werden. Als dem unglücklichen Lohmann diese Drohung wieder einmal durch ein „Ungenügend" besiegelt worden war, bestürmte die ganze Klasse Klaus, als den offiziellen Vertrauensmann, er müsse sofort beim Direktor Klage gegen den Professor erheben und verlangen, daß dessen ungerechte Zensur korrigiert werde. Es wurde eine schriftliche Eingabe beschlossen. Zu ihrer Beratung kam man am Nachmittag bei Klaus zusammen.

Dieser, dem die Mathematik als ein ihm liebes und für sein späteres Studium besonders wichtiges Fach am Herzen lag, hatte die Gelegenheit benutzt, sich über Schmerlings Unterricht zu beschweren. „Wenn die Leistungen in der Mathematik," schrieb er, „hinter den in anderen Fächern zurückständen, so läge das nach seiner Überzeugung daran, daß Herr Professor Schmerling durch sein großes Interesse für das öffentliche Wohl veranlaßt werde, einen Teil der Stunden mit dem Vortrag seiner politischen Ansichten auszufüllen, wodurch der Unterricht zu kurz käme." Auf den Fall seines Kameraden übergehend, fuhr er fort: „Wir können uns das Urteil darüber nicht anmaßen, ob er die Examensreife hat oder nicht. Dagegen glauben wir wohl beur-

teilen zu können, wie sich Lohmann in seinen mathematischen Leistungen zu seinen Mitschülern verhält, und sind alle der Ansicht, daß er hinter manchen, deren Arbeiten bessere Zensuren bekommen haben, nicht zurücksteht. Deshalb möge die Bitte gestattet sein, daß die Lehrerkonferenz seine Arbeiten überprüft, und wenn ihr Urteil so ausfällt, wie wir es erwarten, Herrn Professor Schmerling veranlaßt, die Zensuren zu ändern."

Dieser maßvolle Brief fand durchaus nicht den Beifall der versammelten Kameraden. Sie tadelten, daß nicht ein einziges Wort über Schmerlings „bodenlose Ungerechtigkeit" gesagt sei und über sein „schamloses Benehmen" gegenüber den Primanern, die er manchmal wie Sextaner behandle. Und eine so devote Phrase, wie „deshalb möge die Bitte gestattet sein" sei durchaus nicht am Platze. Sie seien keine Bittsteller, sondern hätten ihr gutes Recht zu verlangen.

Klaus versuchte zu bremsen. Doch fielen immer schärfere Ausdrücke. Schließlich bekam er von einigen Heißspornen das Wort „Schlappschwanz" zu hören. Das wollte er am wenigsten auf sich sitzen lassen.

Ein neuer, im kräftigsten Jungenton gehaltener Brief wurde aufgesetzt, abgeschwächt, wieder verstärkt, von neuem korrigiert. Klaus, der schließlich den rechten Maßstab verloren hatte, machte den Vorschlag, die letzte Fassung seiner Mutter vorzulesen. Wenn sie sich damit einverstanden erklärte, sollte der Brief abgeschickt werden.

Zuerst wurde Christa über die Sachlage aufgeklärt. Als Lohmann ihr in beweglichen Worten schilderte, wie er die halben Nächte durchochste, um sein Examen zu bestehen, und welchen Schlag seine Zurückweisung für seine Mutter bedeute, die noch für drei jüngere Geschwister zu sorgen habe, war ihr Herz gleich gerührt. Und zum Mitleid gesellte sich Entrüstung, als sie hörte, daß Herr Schmerling derselbe Herr sei, der über Wiedemanns Dichterberuf den Kopf geschüttelt hatte. Dem Brief zollte sie ihren Beifall. Sie fand ihn sogar noch etwas zahm. Zur großen Freude der jungen Verfasser wurden deshalb einige gemilderte Ausdrücke in ihren Urzustand zurückversetzt. Es war recht kräftiger Tabak, „Schmerlings eigene Sorte", wie die Jungen schmunzelnd meinten, was da an den Herrn Direktor gelangte.

*

Nun jährte sich der Tag, an dem Herr Wiedemann geboren ward, und Christa strengte alle Geisteskräfte an, um ihren Dichter würdig zu feiern.

Die Kinder kamen ihr zu Hilfe. Die kleine Tinette hatte sich von ihrem Schmerz um den verschwundenen Bräutigam allmählich erholt. Tanzfeste besuchte sie freilich nicht mehr. Ohnehin war die Ballsaison unter knospenden Kastanien und Fliedern begraben. Dafür übte sie mit ihrer Kusine zu Haus allerhand Tänze ein, wozu einige geerbte Maskenkostüme sich trefflich verwenden ließen. In der letzten Zeit aber planten die beiden etwas ganz Geheimnisvolles. Christa wußte nur, daß dafür viele Meter Tüll gebraucht wurden, die sich am nächsten Morgen auf Stühlen und Betten umhertrieben, so daß das Zimmer an ein verlassenes Brautgemach erinnerte.

Die Mädchen schlugen vor, zu Ehren des Dichters ihre Kunst vorzuführen. Das schien Christa in der Tat eine hübsche Huldigung. Um den Abend noch etwas feierlicher zu gestalten, lud sie einen ehemaligen Regimentskameraden ihres Mannes und seine Frau ein. Herr von Trechow erkundigte sich vorsichtig, wer noch käme, und als er erfuhr: ein Dichter, machte er ein etwas verdutztes Gesicht. Christa sagte, Herr Wiedemann schriebe Verse.

„Davon kann er doch nicht leben."

„Und Theaterstücke."

„Das klingt schon besser."

Er ließ sich einige Titel nebst den Begleitumständen nennen. Als am Abend die Gäste einander vorgestellt wurden, schüttelte er dem Dichter die Hand und sagte mit wissender Miene: „Schmied von Ruhla."

„Haben Sie das Stück gesehen?" fragte Wiedemann hocherfreut. Herr von Trechow machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Deutsches Theater. Großer Erfolg."

„Nur leider kein pekuniärer."

„Sie sollten Filme schreiben. Damit läßt sich heutzutage viel Geld verdienen."

„Ich lege aber keinen Wert darauf, viel Geld zu verdienen," versetzte Wiedemann.

‚Donnerwetter', dachte Herr von Trechow mit unwillkürlichem Respekt, ‚der Mann schien ja begütert zu sein. Seinem Smoking und der Toilette seiner Frau sah man das gar nicht so an.'

Wiedemann erzählte, er habe gerade heute die Nachricht bekommen, daß eine Gesellschaft ein früheres Stück von ihm ohne sein Wissen verfilmt hätte. Er wolle sofort nach Berlin fahren, um gegen diese Unverschämtheit energisch zu protestieren. Mit seiner Philippika, die er darauf gegen das Unwesen des Kinos losließ, gewann er sich gleich das Herz der Frau von Trechow, die auch das Kino nicht ausstehen konnte. Sie bekam von dem Flimmern Kopfschmerzen.

Im Lauf des Gesprächs stellte sich heraus, daß sie aus Mecklenburg stammte. „Ach, auf den dortigen Gütern habe ich eine herrliche Jugendzeit verlebt," sagte Frau Wiedemann in Erinnerung an ihre einstige Gouvernantentätigkeit.

Die etwas kurzsichtige Frau von Trechow hob ihr Lorgnon an die Augen. Sie war auf allen Gütern in beiden Mecklenburg bekannt, konnte aber die Frau nirgends unterbringen. Doch schließlich fiel ihr ein entfernter Verwandter ein. Er hatte schrecklich viele Töchter gehabt, die durch etwas romantische Ehen in alle Welt verstreut waren. Natürlich! Die Ähnlichkeit!

So stellte sich, auf Grund gegenseitiger Mißverständnisse, bald die schönste Übereinstimmung her, und das Abendessen nahm einen sehr vergnügten Verlauf.

Nachdem man den Schauplatz gewechselt, erschienen die beiden Mädchen und tanzten, von Klaus begleitet, eine Gavotte. Ihre niedlichen Erscheinungen in Reifröcken und Stöckelschuhen, dazu die zarte, gläserne Melodie ließen andere, rauschendere Tanzweisen aufklingen.

Herr von Trechow schwärmte von Hoffestlichkeiten in Berlin und Schwerin. Ach, waren das Zeiten! Ein famoses Diner, ein gutes Glas Sekt zum Schluß, dann war man fortgestürmt zu einem flotten Walzer. Die heutige Jugend . . .

Nach einer Weile öffneten sich wieder die Flügeltüren, und fließend, wolkig weiß verhüllt, schwebte Tinettes kaum erkennbare Gestalt herein. Ihr folgte als strahlende Sonne Annemarie, in einem rotseidenen Pyjama ihrer Kusine, der ihre hübschen Rundungen recht prall umschloß. ‚Wenn er nur nicht platzt,' dachte Christa erschrocken.

Aber Annemarie schien zu der Unzerreißbarkeit ihrer Rüstung das beste Vertrauen zu haben. Wie ein kleiner Sprühteufel umtanzte sie die leicht Hingleitende, raubte ihr einen Schleier nach dem andern. Es war, bei aller Naivität, ein reizendes und dank dem natürlichen Ernst der beiden auch dramatisch bewegtes Spiel, das zugleich ihre Wesensart überraschend enthüllte: Annemaries feurig keckes Temperament und Tinettes kätzchenhafte Täuschungslust, die, lockend, zu fliehen, sich geschmeidig hinneigend, doch nur dem stürmischen Drängen zu erliegen schien.

Entzückt und stolz, die Freude über das Gelingen schon etwas vorwegnehmend, blickte Christa sich im Halbkreis um, erschrak aber, als sie ihres Freundes sehnend verlorenen Blick und den seiner Frau gewahrte, der ihr etwas wie eine kaum verhüllte Drohung zuwarf. Doch war das nur für eine Sekunde Dauer, denn gleich darauf klatschte Frau Wiedemann in die Hände. Vom Flammenkuß besiegt, war das Wölkchen zu Füßen der Sonne hingesunken. Die Flügeltüren schlugen zu.

Der Beifall war groß, und der Abend nahm weiter den schönsten Verlauf.

*

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus — ach ja, und in dieser stillen Schattenkühle freut sich das gute, ahnungslose Menschenkind dann seines Glücks. So gestimmt, stopfte Christa an diesem Morgen Strümpfe. Während ihre Hand mit der Stopfnadel hin und her schwang, schwangen auch ihre Gedanken mit, schwangen heute höher und höher, kreisten wie Schwalben im luftigen Blau. Was in ihr singt und klingt, hat nichts mit Liebe zu tun, nichts mit jenem körperlichen Zwang und Auffluten ihres Blutes, das einstmals, alle Zweifel und Widersprüche ihres Geistes dunkel überrauschend, sie in die Arme ihres Mannes sinken ließ. Es braucht sich ihr nur aus der Ferne die Vorstellung zu nähern, die den Dichter als sinnlich begehrenden Mann zeigt, so erhebt sich dagegen ein Sturm von anderen Vorstellungen, von Gedanken an die in ihr Haar sich einspinnenden weißen Fäden, an ihre und seine Kinder, an das furchtbare Entsetzen, das die entdeckte Untreue ihres Mannes ihr bereitete. Nein, was dies Wort geweckt, hat nichts mit Liebe zu tun und hat sie doch verjüngt, hat die Spuren vieler enttäuschter Jahre ausgelöscht und ihr neue Schönheit geschenkt.

So schwärmte Christa und hatte wohl Grund dazu, denn vor ihr lag eine Karte Wiedemanns, auf der er ihr seine Rückkehr für heute ankündigte und hinzufügte, er hätte eine herrliche Neuigkeit für sie.

Als es nun klingelte, war sie etwas enttäuscht, ihren Sohn vor sich zu sehen. Wie's ihm gehe, fragte sie arglos nach einem Kuß.

„Och, wie soll's gehn?" brummte er.

Mit seiner unveränderlich gutmütigen Verdrossenheit sei er schon der richtige kleine Mann, dachte seine Mutter.

Nachdem Klaus seine Bücher abgelegt hatte, holte er, etwas auffällig, einen Stuhl.

„Setz' dich."

„Ich gehe gern ein bißchen herum."

„Setz' dich doch!"

Erstaunt lächelnd über soviel Eigensinn ließ Christa sich nieder. Als sie aber nun aufsah, fiel ihr sein nervöses Augenzwinkern und das unruhige Malmen seiner Zähne auf. „Ist dir was passiert?"

„Noch nicht. Aber es kommt schon."

„Junge, erschreck' mich nicht."

„Das ist schwierig, denn erfahren mußt du's ja doch."

„Was gibt's denn?"

„Ich werde geschaßt."

Christa verstand nicht gleich, fragte, ob es heißen sollte, daß er von der Schule gejagt würde. Jawohl, grade das sollte es heißen.

„Aber warum denn?"

„Ich habe die Autorität der Schule untergraben."

„Unsinn!" sagte Christa. „Womit?"

„Mit dem Brief an den Direktor!"

„Aber das ist doch alles wahr, was darin steht! Man wird doch wohl noch die Wahrheit sagen dürfen!"

„Das denkst du so. Aber die Lehrer denken anders. Es hat eine Konferenz stattgefunden, und da hat man mit großer Majorität beschlossen, daß ich geschaßt werde."

„Dann müßte ja die ganze Klasse geschaßt werden. Deine Kameraden werden doch wie ein Mann zu dir halten."

Einen Augenblick sahen Mutter und Sohn sich an, wie die Verkörperung skeptischer Menschenkenntnis und unerfahrener Jugend. Doch lag die Reife auf des Jungen Gesicht und die Harmlosigkeit auf dem seiner Mutter. „Wir sind einer nach dem andern verhört worden," berichtete Klaus, „ich zuletzt. Als die andern merkten, wie brenzlig die Sache war, haben sie möglichst den Kopf aus der Schlinge gezogen. Mein Pech, daß ich Vertrauensmann bin. Ich muß nun die Sache ausbaden."

„Das wirst du nicht!" erklärte Christa, die sich von ihrer Bestürzung durchaus nicht unterkriegen lassen wollte. „Ich werde mit dem Direktor sprechen und ihm erklären, daß ich den Brief gutgeheißen habe."

„Was Schlimmeres könnte mir gar nicht passieren. Daß du von dem Brief weißt, hat die Pauker am wütendsten geärgert. Mir konnte man noch meine Jugendlichkeit zugute halten. Dir aber wird der Brief als Hochmut und wohlüberlegte Kränkung ausgelegt. Also bleib um Gottes willen hier!"

Ganz vernichtet, sank Christa auf den Stuhl. Doch noch immer wehrte ihr Hochgefühl sich gegen das einbrechende Unwetter. Und es umdunkelte sie erst ganz, als man bei Tisch den Vorfall erörterte.

Die Kinder hatten sofort alles begriffen. Annemarie geriet außer sich. „Nein, solch ein Blödsinn aber auch, Mutter! Klar, daß Klaus geschaßt wird! Und stellt euch bitte vor: was dann? Wenn er auf eine Schule nach auswärts muß, wie wollen wir den Pensionspreis aufbringen? Ohmi gibt ohnehin ihr letztes her."

„Wenn ich geschaßt werde, gehe ich überhaupt nicht mehr auf eine Schule," erklärte Klaus. „Dann werde ich Fabrikarbeiter und verdiene wenigstens Geld. Und wenn ich mir genug gespart habe, gehe ich nach Amerika."

Nach dieser Eröffnung brach Susi in laute Tränen aus, wurde aber von ihren Geschwistern tüchtig angefahren und zu einer männlicheren Haltung ermahnt. In Amerika wohnten keine Menschenfresser. Amerika sei überhaupt nicht die schlechteste Idee.

Christa schwieg. Ihr war nicht viel anders zumute als ihrem weinenden Nesthäkchen. Wenn nur Wiedemann da wäre! Er mußte ihr helfen. Sie lief hinunter.

Herr Wiedemann sei zurückgekommen, augenblicklich aber nicht zu sprechen, erklärte die picklige Minna. Christa wiederholte ihren Besuch und wurde diesmal von Frau Wiedemann abgefertigt. Ihr Mann sei fort. Unbestimmt, wann er nach Hause käme. Das wirrer als je sich bäumende Haar gab ihrem an der Herdglut geröteten Gesicht etwas Medusenhaftes, und selbst der harmlose Schaumlöffel in ihrer Hand erschien Christa wie ein furchterregendes Instrument. Übrigens gehörte er ihr.

„Ich komme morgen in aller Frühe wieder. Ich muß Ihren Mann unbedingt sprechen," rief Christa in die sich schon schließende Tür.

Was war das nur für eine furchtbare Spannung und Angst in dieser Nacht, als braute sich noch ein neues Unglück zusammen!

„Herr Wiedemann? — Ich will mal sehn. — Herr Wiedemann ist leider ausgegangen," sagte das Mädchen am nächsten Morgen.

Christa stellte sich ans Fenster, vergaß ihre Arbeit. Stand und wartete. Endlich gegen Mittag sah sie ihn das Haus betreten.

Sie stürzte sofort hinunter. Täuschte sie sich? Malte ihre Angst Fratzen? Auf Frau Wiedemanns Gesicht lag etwas feindselig Drohendes, das ihr Lächeln kaum versteckte.

„Mein Mann ist leider —"

„Aber ich habe ihn doch zurückkommen sehen, liebste Frau Wiedemann. Ich muß ihn sprechen." Und schon wollte Christa ins Arbeitszimmer dringen, als die schwere Gestalt ihr die Tür verstellte und sie in den Salon wies. Christa haßte diesen Salon mit seiner kalten Ungelüftetheit und seiner billigen Eleganz im Jugendstil.

Da der Ungeduldigen die verwartete Zeit endlos schien, ergriff sie ein auf dem Tisch liegendes Heft, das Programm einer Berliner Revue. Nach einem flüchtigen Blick auf die Photographien halbnackter Tänzerinnen legte sie es angewidert hin.

Klangen nicht irgendwo Stimmen? Steckten die lauernden Fratzen nicht ihre Köpfe zusammen? Flüsterten verschmitzt miteinander? Woher wieder die Angst? Die Unheimlichkeit des Raumes? Mit jedem Atemzug drang es in ihre beklommene Brust. Sie trat ans Fenster, blickte auf den unruhig bewegten Frühlingshimmel. ‚Menschen verändern sich nicht wie Wolken,‘ dachte sie. ‚Nicht Menschen wie er!‘

Die Uhr auf dem Zierschrank schlug, pfeilspitz. Da bemerkte sie, daß sie schon fast eine halbe Stunde gewartet hatte. Hatte man sie denn vergessen? Da trat Frau Wiedemann ein und gab einen kleinen Laut der Überraschung von sich.

„Ja, ich bin noch hier,“ sagte Christa bestürzt. „Wo bleibt nur Ihr Mann?“

„Mein Mann ist leider nicht —“

„Aber ich muß ihn sprechen. Und wenn's nur für fünf Minuten ist.“

„Ich bedaure wirklich sehr —“

„Aber was heißt denn das nur? Das sieht ja beinahe aus, als wenn er mich nicht sprechen wollte.“

Frau Wiedemann ließ ein kleines, verlegenes, höhnisches Lachen hören.

„Was habe ich denn nur getan? Ich verstehe das gar nicht.“

„Aber das ist doch gar nicht so schwer zu verstehen. Ich meine, wenn jemand sich dauernd verleugnen läßt, so ist das doch ziemlich deutlich. Ein denkender Mensch zieht dann doch seine Schlüsse,“ erwiderte Frau Wiedemann, indem sie ihre Worte immer wieder durch dies verlegen-höhnische Lachen unterbrach. „So gesellschaftlich unerfahren werden Sie doch wohl nicht sein?“

„Meinetwegen halten Sie mich für gesellschaftlich völlig unerfahren. Aber ich stehe einfach vor einem Rätsel. Ihr Mann hat sich im herzlichsten Einvernehmen von mir getrennt —“

In diesem Augenblick bemerkte Christa, wie Frau Wiedemanns bisher noch glattes Gesicht wie unter einer plötzlichen Bö ein zerrissenes, fahles Aussehen bekam, während ihre unsicher ausweichenden Blicke sich zugleich in unverhohlener Drohung auf sie richteten.

„Ach, Frau Wiedemann, Sie sind doch nicht etwa — eifersüchtig?“

„Eifersüchtig — ich? Gott sei Dank, habe ich das nicht nötig. Mein Mann weiß, was er mir schuldig ist. Da können noch ganz andere Frauen kommen wie Sie —“

„Von den andern abgesehen, aber ich, Frau Wiedemann —! Sie werden doch meine Freundschaft und meine Verehrung für Ihren Mann nicht mißverstehen?“

„Nein, die ist ja auch wirklich nicht mißzuverstehen. Daß ich nicht lache! Wie Sie ihm nachgelaufen sind, vom ersten Tage an, das mußte ja einen Blinden stutzig machen. Daß so etwas überhaupt menschenmöglich ist! Sie haben ja kein Mittel unversucht gelassen, um ihn zu kapern. Die Blumen alle, die Sie sich's haben kosten lassen! Und Ihr Interesse für Literatur! Auf einmal spielen Sie sich auf die geistige Frau heraus, wo Sie doch früher kein Buch angerührt haben. Natürlich fällt ein Mann zuerst mal darauf herein. Die Männer sind ja so dumm, wenn man ihnen nur gehörig schmeichelt —“

„Frau Wiedemann, sagen Sie so etwas nicht! Um Ihretwillen —“

Und Christa, die mit Grauen in das jetzt gänzlich zerwühlte und verwüstete Gesicht der bis zur Besinnungslosigkeit Erregten blickte, hielt mit beschwörender Geste ihre Hand vor ihren eigenen Mund gepreßt, als könnte sie dadurch die andere zum Schweigen bringen.

„Aber Sie haben es denn doch zu arg getrieben, so daß selbst ein so harmloser Mann wie er gemerkt hat, worauf das hinausläuft. Ihre eigenen Kinder sind Ihnen ja nicht zu schade gewesen. Halbnackt haben Sie sie vor ihm tanzen lassen, nur um seine Sinnlichkeit zu reizen.“

Christa schrie auf, doch kam nur ein leises Wimmern aus ihrer Kehle. Wenn aus den Kissenschatten irgendein fratzenhaftes Fabeltier zähnefletschend auf sie zugesprungen wäre, so wäre sie weniger entsetzt gewesen.

„Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie mir meinen Mann abspenstig machen können. Er hält treu zu mir. Er will Sie nicht mehr sehen. Nie mehr.“

In diesem Augenblick trat Herr Wiedemann ein, nicht wie sonst in salopper Hausjoppe, mit lose um den Hals geschlungenem Schal, sondern in zugeknöpftem Jackett und steifem Kragen.

„Was gibt's hier denn?“ fragte er mit strenger Miene. „Bitte, nehmen Sie doch Platz, gnädige Frau. — Willst du mir nicht sagen, was eigentlich los ist?“

„Ich habe Frau von Immhof ausgerichtet, daß du nicht zu sprechen wärst. Frau von Immhof will aber nicht gehn.“

„Ich habe nur um etwas Geduld gebeten, weil ich im Augenblick sehr beschäftigt war. Verdreh mir doch meine Worte nicht im Mund.“

„Das hast du doch gesagt!“ schrie seine Frau ihn an. „Aber ich bin hier wohl überflüssig.“

Sie stürzte aus der Tür.

„Es ist mir furchtbar peinlich, gnädige Frau,“ sagte Wiedemann und wühlte nervös

in seinem Gesicht herum. „Meine Frau hat Ihnen eine Eifersuchtsszene gemacht. Ich habe das kommen sehen und Sie gewarnt."

„Sie haben mich gewarnt?"

„Habe ich nicht oft genug auf die eifersüchtige Natur meiner Frau hingewiesen?"

„Aber daß sie auf mich eifersüchtig sein könnte —"

„Die Anwendung auf den besonderen Fall habe ich natürlich Ihnen überlassen, gnädige Frau.. Ich könnte mir denken, daß sie sich zu irgendwelchen beleidigenden Äußerungen hat hinreißen lassen. In diesem Fall müßte sie sich natürlich gebührend entschuldigen. Sie werden ihr hoffentlich ihre Erregung zugute halten. Mir ist das Ganze wirklich außerordentlich peinlich, wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß Sie es vielleicht an der nötigen Vorsicht haben fehlen lassen."

„Sie glauben wirklich, ich hätte Ihrer Frau Grund zur Eifersucht gegeben?"

„Gnädige Frau, das ist eine Frage — wirklich —. Sie werden doch zugeben, daß auf Ihrer Seite ein gewisses Interesse für meine Wenigkeit —"

Wie er da saß in diesem Augenblick, verlegen, eitel und mit soviel falscher Würde, war „Wenigkeit" für ihn das rechte Wort.

„Gnädige Frau, versetzen Sie sich, bitte, in meine Lage. Es bleibt mir schließlich nichts übrig, als ihre Eifersucht mit in Kauf zu nehmen. Unter diesen Umständen —"

Christa hatte sich erhoben. Nun endlich war sie hellhörig geworden. Aber auf dem Wege zur Tür blieb sie noch einmal stehen und fragte, der entweichenden Stimme mühsam Klang gebend: „Als die Kinder an Ihrem Geburtstag den Tanz aufführten — haben Sie sich daran gestoßen?"

Mit etwas gequetschtem Lachen bekundete er seine Überlegenheit. „Sie werden mir hoffentlich nicht die Provinzansichten meiner Frau zutrauen. Ich habe denn doch ganz andere Dinge gesehen. Hier, bitte —" Er ergriff das auf dem Tisch liegende Programmheft der Revue. „Übrigens, ich habe Ihnen ja noch gar nicht von Berlin erzählt. Ach, gnädige Frau —" Die künstlichen Würdefalten auf seinem Gesicht waren wie weggewischt von stürmischem Enthusiasmus. „Hätten Sie das doch miterlebt! Eine Stunde in diesem Weltmeer Berlin gibt einem ja mehr, als —. Unser Nest hier ist ein Froschteich, ein Tümpel! Der stärkste Geist verkommt hier. — Übrigens habe ich mit meinem Stück auf der ganzen Strecke gesiegt. Die Leute haben in allem klein beigeben müssen. Ich sitze schon mitten in der Arbeit an dem Film."

Obwohl Christa sich in einem Zustand befand, daß nichts mehr auf sie Eindruck machte — von dieser Mitteilung wurde ihre Betäubtheit dennoch durchlöchert.

Herr Wiedemann war ganz dicht an sie herangetreten und sagte mit geheimnisvoll ergriffener Stimme: „Man soll sich nicht wie ein Maulwurf ins Dunkel verkriechen und nicht sehen wollen, was in der Welt passiert. Das Wort in allen Ehren! Aber es ist ein Embryo, eine Keimzelle, nun haben wir die Erfüllung: den Film. Ich spreche natürlich nur von dem, was der Film sein kann, nicht von den elenden Machwerken, die er gezeitigt hat. Wie kann ich Ihnen das herrliche Gefühl nur beschreiben, wenn man den Wind der Zeit in seinen Segeln hat. — Aber verzeihen Sie, daß ich so zusammenhanglos — Es war wirklich zuviel, was in den Tagen auf mich eingestürmt ist. Setzen Sie sich doch, nehmen Sie doch, bitte, Platz, damit ich in Ruhe —"

„Nein!" sagte Christa und lächelte sonderbar verwirrt. „Nein, wirklich, danke. Auch für mich ist es ein bißchen viel."

*

In ihren langen, dunklen Lodenkapes und mit ihren breitbeschirmten, bis über die Ohren gezogenen Sportmützen sahen die beiden Herren von Barnewitz — unter diesem Namen kannte man sie in der ganzen Stadt — einander so ähnlich, wie zwei gleich große Pilze von derselben Sorte, und es war daher ein naheliegender Scherz, wenn man behauptete, der eine stecke sich jedesmal beim Verlassen des Hauses eine Zigarre in den Mund, damit man sähe, wer von ihnen der männliche Herr von Barnewitz wäre. Dieser Name für das Ehepaar, zu dem wohl die energische und unternehmende Natur der Frau Oberst Anlaß gegeben hatte, war allerdings nur im weiteren Bekanntenkreis gebräuchlich; in der Familie hießen die beiden Ohmi und Ohpi, wobei die Voranstellung von Ohmi weniger auf das Übergewicht ihrer Beliebtheit als auf den Grad ihrer Geltendmachung hindeutete. Das Ehepaar machte an diesem Nachmittag seinen gewohnten Spaziergang, der durch einige Villenstraßen in den Schloßpark führte.

An einem der Häuser verkündete ein Schild, daß hier die erste Etage zu vermieten sei. Frau von Barnewitz konnte nicht umhin, wie gewöhnlich, zu bemerken: „Wenn Christa doch nur Vernunft annehmen wollte. Die Wohnung ist wie geschaffen für sie. Und ich könnte hier so gut für sie sorgen."

„Wenn das Kind nicht will, dann laß es doch!" bemerkte ihr Mann gutmütig.

„Du immer mit deinem: Laß es doch!" grollte Frau von Barnewitz und sagte nach

einer kleinen Weile: „Ich möchte nur wissen, warum sie nicht schreibt. Es ist schon längst ein Brief fällig."

Da Herrn von Barnewitz gerade ein Regentropfen auf die Zigarre gefallen war, mußte er heftiger paffen und antwortete deshalb nicht. Trotz des weichkühlen Frühlingswindes war der Himmel mit schwärzlichgrauen Wolken verhangen, die in der Tiefe sich mählich in einen feinen Nebel auflösten. Unter diesem Nebel lag die grünende Wiese und wölbten sich die knospenden Boskette und mächtigen Baumgruppen mit ihren Abstufungen von hellem Gelb bis zum wärmsten Braunrot wie unter einem Schleier, als etwas noch nicht ganz Enthülltes, das jetzt für einige Augenblicke von den Strahlen einer unsichtbaren Sonne tausendfältig zu flimmern und zu blitzen begann, bis es wieder in seine geheimnisvolle Gedämpftheit zurücksank.

Herr von Barnewitz, der so lange geduldig gepafft hatte, bis seine Zigarre frisch brannte, und sich dabei mit Christa und ihren Kindern beschäftigt hatte, um zu konstatieren, daß gar kein Grund zur Besorgnis vorliege, da erst heute ein Brief fällig war, beobachtete jetzt vergnügt ein vor ihm hüpfendes Rotkehlchen, während die Gedanken seiner Frau die schon vielhundertmal gehörte, aber ihr noch immer unbegreifliche Äußerung: „Laß es doch!" umkreisten.

Als es stärker zu regnen begann, bat sie ihren Mann, den Schirm aufzuspannen.

„Warum denn, Liebling?" fragte er, der als alter Militär gegen Regenschirme eine Abneigung hatte. „Unseren Sachen schadet das bißchen Regen doch nichts."

„Aber deiner Zigarre, Liebster."

Nachdem sie aus dem Einschnitt des Kapes ihren Arm hervorgeholt hatte, hakte sie ihren Mann unter, und während die beiden, eng aneinandergeschmiegt, weitergingen, er mit etwas kurzen, trippelnden, und sie mit langen Schritten, von dem grauen Regenschirm überwölbt, schienen die beiden Pilze zu einem zusammengewachsen.

Der weitläufige Park mündete in eine breite Rüsternallee, deren Ende auch das Ende ihres Spazierganges bedeutete. Hier blieb Frau von Barnewitz gewöhnlich stehen, und ihr spähendes Auge, das doch weniger nach wirklichen Dingen, als nach nebelhaften Träumen ausschaute, glitt noch mehr in die Ferne. Sie sah einen vertrockneten kleinen, von einem ungewöhnlich hohen Zylinderhut bedachten Herrn auf sich zukommen, der sorgfältig die Mitte der Allee innehielt. Als er sich Frau von Barnewitz auf Hörweite genähert hatte, erhob er den Silberknauf seines spanischen Rohrs, wies nach rechts und links und sagte: „Dat's all min."

„Und jetzt ist alles hin," antwortete Frau von Barnewitz.

Der alte Mann machte ein böses Gesicht.

„Nicht unsere Schuld," sagte Frau von Barnewitz. „Der Weltkrieg! Ich habe ihn nicht angefangen. — Hätte ich ihn angefangen, wäre er anders ausgegangen."

Das schien dem Alten einzuleuchten, der mit versöhnter Miene still verschwand.

Er war der verstorbene Vater der Frau von Barnewitz, der Ratsherr Wiemken, aus einem sehr alten, stolzen Geschlecht.

Herr von Barnewitz, der keine Zwiegespräche mit Geistern zu führen hatte, trat derweil unruhig von einem Beine auf das andere und pfiff eine Melodie vor sich hin, die zu dem Liede paßte:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napoleum."

Das war eine Reminiszenz an den Krieg 70, den er als junger Bräutigam mitgemacht hatte. Er hatte von daher das Bild einer Madame d'Estrelle heimgebracht. Dies Bild war schuld, daß Frau von Barnewitz sich immer noch ärgerte, wenn er die bekannte Melodie pfiff. Sie hatte dann das unangenehme Gefühl, als wenn jemand sie von einem Stuhl herunterdrängeln wollte.

Ebensoschweigsam wie ihren Hinweg legten die beiden Herren von Barnewitz ihren Rückweg zurück. Als sie aber an dem Haus mit der leerstehenden Etage vorbeikamen, sagte der Oberst: „Christas wegen brauchst du dich nicht zu ängstigen. Ich denke, es wird heute oder morgen ein Brief von ihr kommen."

„Was du dir auch alles denkst —"

Doch es lag wirklich ein Brief zu Hause, und ihr Mann begann, ihn gleich vorzulesen.

Christas Briefe waren immer sehr lang, denn sie pflegte alle kleinen Begebenheiten in ihrer Familie ausführlich zu schildern. Mitunter dachte sie, es sei geratener, dies oder jenes nicht mitzuteilen, aber gewöhnlich ließ sie sich von der Freude an ihrer eigenen Schilderung doch dazu verleiten.

Während des Vorlesens hatte Herr von Barnewitz einige Male leise vor sich hingelächelt und beschäftigte sich nun mit dem Herrn von Trechow, den Christa erwähnt hatte. „Der alte Trechow war Kommandeur der 7. Ulanen. Ob dieser sein Sohn ist? Erinnerst du dich an ihn?"

„Wie kommst du auf den alten Trechow?"

„Na, du scheinst mal wieder nicht zugehört zu haben."

In der Tat hörte Frau von Barnewitz immer nur mit halbem Ohr auf das, was man ihr erzählte oder vorlas. Das heißt,

sie begleitete die Worte des andern eine Strecke weit, um dann mit ihren Gedanken abzuschweifen. Diesmal war sie nur bis zu Christas Äußerung gekommen, daß sie etwas Stiche fühlte, im Rücken oder vielleicht im Leib.

Da ihr Mann noch auf einen Augenblick fortging, nahm sie den Brief selbst vor, um ihn in Ruhe zu lesen. Das erstemal suchte sie nur die Stellen heraus, die von Christa und den Kindern handelten, und erst beim zweitenmal las sie ihn geordnet hintereinander. Auch sie amüsierte sich über die Schilderung der kleinen Gesellschaft. Aber wie sonderbar, daß Christa den Herrn Wiedemann, diesen sonderbaren Heiligen, immer wieder erwähnte!

In der Nacht hatte Frau von Barnewitz einen sehr aufregenden Traum. Das heißt, eigentlich war es ihr gewöhnlicher Traum: sie sah ihre verstorbene Mutter im Sarge liegen. Aber das Ungewöhnliche und Aufregende war, daß sie diesmal die Tote nicht erkennen konnte.

Erschrocken machte sie Licht. Aber auch jetzt sah sie die Gegenstände umschleiert.

„Was hast du?“ fragte ihr Mann.

„Ich bekomme den grauen Star.“

„Den bekommt man doch nicht über Nacht. Du hast gewiß geträumt.“

„Aber ich kann nichts mehr erkennen.“

Ihr Mann streckte seine gespreizte Hand aus und fragte: „Wieviel?“

„Fünf,“ antwortete sie wahrheitsgemäß.

„Na also.“

„Aber wenn es nun doch der graue Star ist?“

„Es ist vielleicht ein kleiner Vogel, aber warum gerade ein Star?“

Am nächsten Mittag jedoch, als der Oberst gerade fort war, traf ein Telegramm ein: „Mutter Blinddarm operiert. Gut verlaufen. Ohmis Kommen erwünscht. Kinder.“

Sie hatte es ja kommen sehen! Sie hatte es vorher gewußt! Nun begriff sie, warum sie ihre Muter nicht erkannt hatte. Es war gar nicht ihre Mutter gewesen! Blinddarm? Blinddarm war es bestimmt nicht. Aber was konnte es sein? Mit der tapferen Gefaßtheit, die sie noch jedem großen Unglück gegenüber gezeigt hate, zauderte Frau von Barnewitz nicht einen Augenblick, nahm alles Bargeld an sich, packte außer Nachthemd und Zahnbürste, die sie vergaß, das Notwendige in ihren Koffer und ging an die Bahn.

Bereits eine halbe Stunde vor der Zeit stand sie auf dem nächtlichen Bahnsteig, einen gutmütigen, alten Gepäckträger neben sich, dem sie eine Mark versprochen hatte, wenn er an ihrer Seite wartete. Leider war er ziemlich taub, und sie konnte über Frauenleiden und Operationen wenig von ihm erfahren. Desto eifriger fragte sie später ihre müden Mitreisenden aus und ließ sich ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen.

Nach ihrer Ankunft fuhr sie gleich ins Krankenhaus. Die alte Schwester im Torhäuschen ließ sie bereitwillig ein und gab ihr die nötigen Anweisungen. Doch verfehlte Frau von Barnewitz in ihrer Aufregung den Weg und irrte, von den Schwestern vergeblich zurechtgewiesen, von Station zu Station, bis endlich Annemarie sie entdeckte.

Diese konnte sie gleich über ihre Mutter beruhigen, was aber auf Frau von Barnewitz ohne besondere Wirkung blieb. Sie weigerte sich auch, bei Christa einzutreten, trotz Annemaries Versicherung, daß sie erwartet würde. Zum Glück kam gerade der Arzt, der sie zu dem glatten Verlauf der Operation beglückwünschte.

Ohne ihre ernste Miene aufzuhellen, ersuchte Frau von Barnewitz ihn, einen Augenblick beiseite zu kommen, und nachdem sie ihm versichert hatte, daß sie auf alles gefaßt sei, bat sie ihn, die Wahrheit zu sagen, ob es sich wirklich nur um den Blinddarm handle und nicht vielleicht um ein Myom, einen Tumor oder eine andere krebsartige Geschwulst. Um nichts dergleichen. Auch nicht um Gürtelrose? Auch um die nicht. Aber vielleicht konnte die Operation Gürtelrose zur Folge haben? Vielleicht verwechselt die Frau Oberst Gürtelrose mit Wundrose. Aber auch da wäre keine Gefahr. Wirklich, er wäre so zufrieden, wie er nur sein könnte.

Frau von Barnewitz sah den Arzt noch mit einem durchdringenden Blick an, als wenn sie sagen wollte: ‚Wehe, wenn du mich belügst!‘ Dann schlich sie auf den Zehen ins Krankenzimmer.

Als Christa bei ihrem Anblick ein wenig den Arm ausstreckte, um sie zu begrüßen, schrie sie leise: „Um Gottes willen, tu die Hand herunter, Kind! Sag' kein Wort! Du mußt ganz still liegen. Der Arzt hat gesagt, wenn du dich nur ein bißchen rührst, kann das Schlimmste passieren.“

Und jedesmal, wenn Christa nur die Lippen zu bewegen schien, kam sie ihr schon zuvor: „Pscht, Kind! Nicht sprechen!“

Nach knapp fünf Minuten ging sie auf knarrenden Fußspitzen wieder hinaus. Länger durfte nach ihrer Überzeugung der erste Krankenbesuch nicht dauern.

Und Christa lag wieder allein, mit matt geschlossenen Augen, die sie öffnete, weil sie von quälenden Bildern verfolgt wurde, und die sie nach einer Weile aus demselben Grunde wieder schloß.



Traum. Bronzebildwerk von Adam Antes

Darmstadt, Ausstellung „Neue Kunst“ 1927

Die Wundränder, aus denen die Nähte noch nicht entfernt waren, verursachten brennende Schmerzen. Aber brennender schmerzten sie gewisse Erinnerungen, gewisse Vorstellungen, gewisse Worte. Wenn sie daran dachte, daß sie schuld war an ihres Jungen Unglück, hätte sie weinen mögen. Wenn sie aber das Gesicht des Freundes sich ihr entgegenneigen sah, wenn sie seine Stimme hörte: ‚Ich habe denn doch ganz andere Dinge gesehen,‘ und das faunische Lächeln sah, mit dem er auf das Programmheft der Revue wies, wenn sie die Worte seiner Frau vernahm: ‚Das ist doch gar nicht so schwer zu begreifen, gnädige Frau‘ — dann fühlte sie sich wie mit siedendem Öl übergossen. Sie schämte sich, verzehrte sich in brennender Scham, und es gab keine Helligkeit und kein Dunkel, das die Glut dieser Scham hätte ersticken können.

Immerhin war es noch ein Glück, daß sie durch den plötzlichen Ausbruch ihrer Krankheit an diese stille Zufluchtsstätte verschlagen war. Wenn sie sich vorstellte, daß sie in einigen Tagen dies Zimmer verlassen und wieder hinaus ins Leben mußte, hatte sie das Gefühl, daß sie von den feurigen Höllengluten draußen einfach verzehrt würde. Sie empfand gegen niemand Groll, nur gegen sich, gab niemand Schuld außer sich selbst und wiederholte immer wieder, sie sei ein unbelehrbar törichter Mensch und fürs Leben hoffnungslos verloren.

*

Das Verhältnis der Kinder zu ihrer Großmutter war gemischt aus Liebe, etwas Furcht und viel Humor.

Nun warteten sie mit einiger Spannung, was sich unter ihrem Regiment alles ereignen würde. Übrigens hatte Annemarie ihrer Mutter versprochen, sie von allen wichtigeren Unternehmungen Ohmis in Kenntnis zu setzen, damit sie vorbauen konnte.

Am ersten Tage aber war die alte Dame von den Aufregungen und Strapazen der Reise so angegriffen, daß ihre ehrfurchtgebietende Gestalt wie ein leeres Gehäuse in einer Sofaecke saß und auf alle Vorschläge nur mit einem geistesabwesenden Kopfnicken antwortete. Klaus hatte an seinen Großvater die glückliche Ankunft telegraphiert und einen längeren brieflichen Bericht aufgesetzt, dem Ohmi in zittriger Schrift nur die Worte hinzufügte: „Wenn der Arzt nicht lügt, dürfen wir diesmal noch hoffen, das arme Kind am Leben zu erhalten.“

Nachdem sie in der Nacht zwar kein Auge zugetan, aber recht lebhaft geschnarcht hatte, fühlte sie sich am nächsten Morgen wieder einigermaßen im Gleichgewicht und hielt in ihrer neuen Umgebung Umschau. Alles mißfiel ihr. Die Engigkeit der Räume, der Mangel einer Küche, der Umstand, daß Christa in ihrem Wohnzimmer schlafen mußte. Und was für ein Zimmer! Diese entsetzlich vielen Bücher! Wo hatte das Kind nur die Lesewut her? Und warum standen die Möbel so kunterbunt, statt gegen die Wand gerückt, wodurch man doch Platz gespart hätte? Und dann Tinette, die sich das arme Kind hatte aufhalsen lassen! Ein schöner Vetter! Was mochte er für Pension zahlen? Wahrscheinlich überhaupt keine. Er sollte ihr nur mal unter die Augen kommen! — ‚Nur ruhig! Nur ruhig!‘ ermahnte sie ihr aufgebrachtes Herz. Nur nichts anfangen, was das arme Kind aufregen könnte. Bis Christa wieder hergestellt war, mußte man fünf grade sein lassen. Aber dann wollte sie mit eisernem Besen auskehren.

Frau von Barnewitz kannte eigentlich nur zwei Lebensformen: den großen Haushalt mit zahlreicher Dienerschaft und nach dem Krieg das Leben aus dem Koffer. Wenn sie selbst mit ihrem Mann auch in einem billigen Restaurant speiste, so war sie doch der Meinung, daß für Kinder Restaurationskost ungesund sei, und ernannte deshalb die Stundenfrau Frau Schreier zum Küchenchef. Mit einem langen Instruktionszettel und vielem Gelde machte diese sich auf den Weg, in dem frohen Bewußtsein, daß jetzt eine fette Zeit angebrochen sei.

Der zweite Krankenbesuch bei ihrer Tochter verlief kaum weniger schweigsam als der erste. Obwohl das Herz der alten Dame von tausend Kümmernissen und Sorgen geschwollen war, antwortete sie doch auf Christas Fragen immer nur: „Alles ist in bester Ordnung, Kind. Wirklich, du hast es bei dir so nett, es könnte gar nicht hübscher sein, und ich fühle mich schrecklich wohl. Sprich nur nicht soviel!“

Beim Heimweg aber hatte Frau von Barnewitz ein Erlebnis, das ihre Gemütlichkeit völlig über den Haufen warf. Vor dem Gartentor hockten die Zwillinge des Hauswirts um einige Ascheneimer und rauften sich in den Haaren. Schließlich riß der eine sich los, rannte Frau von Barnewitz zwischen die Beine und versuchte, ihr den Gegenstand des Streites in die Hand zu drücken. Sie wollte das unappetitliche Ding schon wegschleudern, als sie sah, daß es ein Löffel war. Ein silberner Löffel! Und — wie sie bestürzt bemerkte — ihrer Tochter gehörig.

Die Kinder schrien, er hätte in Wiedemanns Mülleimer gelegen. Silber ihrer Tochter in fremder Leute Mülleimern!

Oben fragte sie Annemarie, was es mit dem Löffel für eine Bewandtnis habe.

„So eine Schlamperei von diesen Wiedemanns!“ ereiferte Annemarie sich. „Ich habe Mutter hundertmal gesagt, sie soll nicht so gutmütig sein. Die haben noch einen ganzen Haufen Sachen von uns. Hier ist das Verzeichnis. Es wäre wirklich gut, wenn du mal Krach machtest.“

Frau von Barnewitz hätte nicht die Tochter ihres sparsamen Vaters sein müssen, wenn bei dem Gedanken an soviel verlorenes Silber und Porzellan ihr altes Blut nicht in Siedehitze geraten wäre. Sofort begab sie sich in den ersten Stock. Da die Klingel versagte, pochte sie energisch mit ihrem Stock gegen die Tür. Wiedemann saß gerade bei seiner Arbeit. Das dröhnende Klopfen wirkte auf ihn, als würde nicht gegen eine ferne Tür, sondern gegen seine Herzwand gehämmert. Wütend stürzte er hinaus, um sich die Unverschämtheit zu verbitten. Aber angesichts dieses weiblichen Gendarmeriewachtmeisters, dieses — Blüchers im Lodenkape blieb ihm der Atem stehen.

Frau von Barnewitz nannte ihren Namen und fügte hinzu, sie wäre Christas Mutter.

Von nemesishaften Ahnungen erfüllt, führte Wiedemann den Besuch herein.

‚O Gott, hier müssen die Bazillen ja nur so herumschwirren,‘ dachte die alte Dame. Christa hatte von einem himmlischen Bücherregen geschrieben. Aber das waren ja Katarakte! Staubwischen schienen die Leute nicht zu kennen. Sie rückte ihren Stuhl möglichst in die Mitte des Zimmers und zog die Beine an, um mit dem Teppich nicht in Berührung zu kommen.

Das Gespräch drehte sich anfangs etwas mühsam um Christas Befinden. Wiedemann wußte schon von der Operation. Nur seine Arbeit hatte ihn gehindert. — Aber seine Frau wollte heute oder morgen —

„Nur nicht! Nur nicht!“ bat Frau von Barnewitz erschrocken. „Der Besuch würde das arme Kind viel zu sehr aufregen. Später vielleicht. — Aber sie hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen,“ log sie. „Die wollte ich doch gleich überbringen. Und bei der Gelegenheit möchte ich gern —“

Trotz ihrer gerechten Entrüstung empfand sie nun doch das Peinliche der Angelegenheit. Schließlich hatte Christa soviel Freundlichkeiten von diesen Leuten genossen. Sie drückte sich deshalb möglichst schonend aus, sprach unter Vermeidung des Wortes „Borgen“ nur von einigen Sachen, die heruntergekommen seien. Immerhin — den Mülleimer konnte sie sich nicht verkneifen. Bei seiner Erwähnung bekam Wiedemann sofort einen dunkelroten Kopf. „Ausgeschlossen, gnädige Frau! Es gehört nicht zu unseren Gewohnheiten, fremder Leute Sachen in Mülleimern zu verstecken.“

„Wer sollte es sonst getan haben?“

„Wenn Sie wünschen, können wir ja sämtliche Mülleimer der Straße umkehren.“

„Das möchte ich Ihnen doch nicht zumuten. Aber vielleicht sind Sie oder ist Ihre Frau so freundlich, einmal in ihrem Silberschrank nachzusehen.“

„Aber mit Wonne! Sofort! Ich werde Ihnen meine sämtlichen Silber- und Goldschränke öffnen. Die deutschen Dichter pflegen ja bekanntlich solche Schatzkammern dringend nötig zu haben. Darf ich bitten, gnädige Frau!“ Und mit einem Gesicht, das weder fähig, noch gewillt war, seine Aufgebrachtheit über diese unglaubliche Zumutung zu verbergen, führte er den Gast in sein Eßzimmer. „Der Tresor meiner Frau! Sie verwahrt hier ihren Familienschmuck,“ höhnte er, während er mit großer Mühe die verquollene Schublade des von ihm aus alten Kisten gezimmerten Büfetts aufriß.

Aber es lagen nur einige durchlöcherte Damenstrümpfe darin, zwischen denen eine Menge trockener Erbsen herumtrudelten, vermutlich ein Andenken aus der Hungerzeit.

Frau von Barnewitz hatte inzwischen auf dem gedeckten Eßtisch Umschau gehalten, ergriff jetzt einen Löffel und sagte erfreut: „Sehen Sie, diese Art Löffel meine ich. Und da ist ja auch noch ein Messer von meiner Tochter. Das Wappen ist doch ganz unverkennbar.“

Wiedemann betrachtete die beiden Stücke, und das Messer zitterte in seiner Hand, als wollte er sich damit in die Brust fahren. „In der Tat!“ murmelte er. „Das ist allerdings unerhört! Ich verstehe gar nicht — wollen Sie die Güte haben, gnädige Frau, mir das Verzeichnis einen Augenblick zu geben. Ich werde sofort das Mädchen —“

Mit der vergnügten Miene, die das Gesicht der pickligen Minna einem reinen Sternenhimmel ähnlich machte, wenn es bei ihrer Herrschaft auch noch so gewitterhaft krachte, erklärte diese, nu freilich, das wäre das Silber der Frau von Immhof. Frau Wiedemann hätte wohl mal gesagt, es müßte wieder herauskommen. Aber da von den eigenen Bestecken doch die meisten kaputt wären —. Ja, sie hätten noch mehr Sachen. Einen ganzen Haufen!

„Alles was hier aufgeschrieben ist, sofort zusammensuchen und zu mir hereinbringen!“ befahl Wiedemann.

Mit der Miene eines geschlagenen Feldherrn, der sich dem Großmut seines Gegners ausliefert, kehrte er ins Zimmer zurück. Aber Frau von Barnewitz nahm ihm das Wort gleich aus dem Munde und versicherte, daß er diese Verwechslung nicht bemerkt habe, sei nicht im mindesten wunderbar. In der Beziehung seien die Herren sich ja alle gleich. Ihr guter Mann zum Beispiel — Ihre heiße Entrüstung hatte sich in eitel Wohlwollen verwandelt. Daran war nicht nur die Aussicht schuld, das verlorene Gut wieder zu erhalten, sondern —

Nach Christas begeisterten Briefen hatte die alte Dame in Angst geschwebt, das Kind könnte sich vielleicht in diesen Herrn Wiedemann verliebt haben. Nun sie den kleinen Mann aber von Angesicht gesehen hatte, war sie völlig beruhigt. Wenn er nur sein Gesicht in Ruhe lassen wollte, dachte sie. Er fuhrwerkte ja mit seinen Händen darin herum, als wenn's ein Mülleimer wäre. Das machte sie ganz nervös.

Wiedemann unterbrach ihre etwas längliche Geschichte, da er draußen das Rattern eines Schlüssels hörte. „Verzeihung, aber ich glaube, meine Frau ist zurückgekommen. Ich möchte ihr doch gleich —"

Sehr sorgfältig machte er die Zimmertür zu. Draußen stand in der Tat seine Frau. Schwer atmend, ging er auf die Ahnungslose zu und sagte, die Stimme dämpfend, aber in einem Flüstern, das geeignet war, den Kalk von den Wänden rieseln zu lassen: „Weib! Nimm dir sofort ein Auto und fahre in eine Heilanstalt. Du bist ja vollständig wahnsinnig."

„Um Gottes willen, was ist denn mit dir wieder los?"

„Du machst der Frau von Immhof eine hysterische Szene, daß die Arme ins Krankenhaus muß —"

„So ein Blödsinn! Was kann ich denn für ihre Blinddarmentzündung?"

„Und in derselben Zeit läßt du mich mit ihren silbernen Gabeln und Messern essen, und unsere ganze Wohnung steckt voll von Sachen, die du ihr abgepumpt hast —"

„Ach Gott, ich wollte sie ja schon längst —"

„Du wolltest! Du wolltest! Aber du hast es nicht getan. Jetzt sitzt mir dieser alte Dragoner von ihrer Mutter auf dem Hals, und ich bin bis auf die Knochen blamiert!"

„Ach, wie fatal! Sie wird doch nichts wissen —?"

„Alles weiß sie. Weib, wenn du doch endlich einsehen wolltest, daß du mich mit deiner blödsinnigen Eifersucht völlig unmöglich machst! Nun komm herein und sieh, wie du dich aus der Affäre ziehst."

Aber Frau Wiedemann mußte sich erst von ihrem Schrecken erholen. Nach dem unbeherrschten Ausbruch ihrer Eifersucht war bei ihr noch am selben Tag der Rückschlag gefolgt, und als sie am nächsten Morgen hörte, daß Christa plötzlich erkrankt sei, fügte ihr sonst so gutmütiges Herz der zornigen Strafpredigt ihres Mannes noch die eigenen reuevollen Selbstvorwürfe hinzu. Sie hatte an Christa schreiben wollen. Nun war deren Mutter da! Wie ihr gegenüber sich verteidigen? Die Leihgeschichte machte ihr am wenigsten Kummer. Wer gern gibt, nimmt auch gern. Aber diese entsetzliche Szene! Ganz kleinlaut saß sie in der Küche.

Und als sie dann, ein ängstlich verlegenes Lächeln auf dem Gesicht, sich hinter der einen Korb voll Sachen heranschleppenden Minna ins Zimmer hineinwand, erinnerte sie mit ihrem hochgetürmten Haar, der Federboa, der runden Metallbrosche ein wenig an einen exotischen Häuptling, der einem mächtigen Feind demütig den Friedenstribut überreicht.

Die Gabe wurde leutselig angenommen, und etwas heuchlerisch versicherte Frau von Barnewitz, es hätte doch gar nicht solche Eile damit gehabt. Frau Wiedemann dürfe nur nicht denken, sie wäre etwa deshalb — Frau Wiedemann aber, einmal im Zug mit ihrer Entschuldigungsrede, begann mutig auch das schlimmere Ärgernis fortzuräumen. Sie bat Frau von Barnewitz, ihrer Tochter doch zu bestellen, wie herzlich leid ihr der Vorfall tue. Natürlich beruhe alles nur auf ihrer Einbildung. Sie habe sich in einem Zustand krankhafter Erregung befunden. Und zur näheren Erklärung sich des psychoanalytischen Vokabulars bedienend, fuhr sie fort: „Man frißt so mancherlei in sich hinein, womit man innerlich nicht fertig wird. Dann leidet man an eingeklemmten Affekten, und wenn die Komplexe sich mal verhärtet haben, dann — Sie werden verstehen."

Um von dem peinlichen Thema loszukommen, erinnerte sich Wiedemann, daß er aus Berlin eine Flasche Portwein mitgebracht hatte. Gegen Portwein hatte Frau von Barnewitz gar nichts einzuwenden. Er berührte sie heimatlich. Alten Portwein oder Sherry pflegte sie auch ihrem Besuch vorzusetzen. Als man auf Christas Genesung anstieß, sagte Frau Wiedemann nochmals, wie gerne sie Frau von Immhof hätte. Sie wäre der einzige Mensch, dem sie sich geistig verwandt fühlte.

Frau von Barnewitz aber nahm die Gelegenheit wahr, sich als Christas Mutter für all die schönen Stunden, die ihre Tochter bei dem Ehepaar genossen hatte, zu be-

danken. Das Kind hätte immer so begeisterte Briefe nach Hause geschrieben. Sie erkundigte sich sogar sehr höflich, ob Herr Wiedemann ein neues Werk unter der Feder habe. Er arbeite vom frühen Morgen bis in die Nacht, antwortete der Dichter. Aber er wäre froh über jede Stunde Unterbrechung. Und um den Gast am Aufbruch zu hindern, schenkte er schnell noch einmal ein.

Man hätte noch lange geplaudert, aber die Uhr machte schließlich der angeregten Unterhaltung ein Ende.

*

Während Frau von Barnewitz bei dem Ehepaar Wiedemann weilte, waren die Kinder nach Hause gekommen und die Vorbereitungen, die Frau Schreier auf dem Herde in der Flurküche traf, hatten ihnen ebenfalls Anlaß zu einer angeregten Unterhaltung gegeben. Als sie aber Ohmis Schritte auf der Treppe hörten, gebot Klaus Schweigen und schärfte namentlich seiner kleinen Schwester ein, sich nicht albern zu benehmen.

So verzog niemand eine Miene, als Frau Schreier das Eßzimmer betrat, um die rotglühende Stirn eine schief sitzende, weiße Rüsche gebunden, und auf der größten Schüssel, die sie hatte auftreiben können, einen riesenhaften Kalbsbraten hereintrug. Die Gemüse- und Kartoffelberge, die folgten, waren von ähnlichen Dimensionen.

Während Ohmi den Zwölfpfünder tranchierte und die Schüsseln herumgehen ließ, sagte sie: „Nun langt tüchtig zu, Kinder! Wenn's nicht reicht, draußen ist noch mehr. Ihr seid alle so blaß und spitz. Dich meine ich nicht, Tinette. Bei dir scheint die Kost ja recht gut anzuschlagen."

Und trotz allgemeinem Protest goß sie jedem Kind ein Glas Rotwein ein. „Das ist alles Schnickschnack, was die Ärzte gegen den Alkohol sagen. Rotwein macht Blut. Ich habe als Kind immer ein Medizinfläschchen voll Tintowein mit in die Schule bekommen. Dem allein verdanke ich überhaupt mein Leben."

Von ihrem Besuch bei Wiedemanns erklärte sie sich sehr befriedigt. Aber sie schärfte den Kindern ein, nichts davon ihrer Mutter zu erzählen. Es könnte sie aufregen. Doch war es natürlich das erste, was Christa durch Annemarie erfuhr. Beunruhigt, wie dies Zusammentreffen wohl abgelaufen sei, suchte sie am nächsten Tag das Gespräch darauf zu bringen. Aber Ohmi schien taub. Erst als Christa Besorgnis wegen der fehlenden Sachen heuchelte, erzählte sie stolz, daß alles wieder da wäre. Wiedemanns hätten sogar ein paar Bettlaken mitgeschickt, die gar nicht Christa gehörten. Die hätte sie natürlich zurückerstattet.

„Und wie haben dir Wiedemanns gefallen?"

„Etwas schnurrig, aber sonst sehr angenehme Menschen. Eins nur verstehe ich nicht: wie kann der Mann es in seinem Zimmer aushalten? Aber mit seiner Schriftstellerei scheint er es ja sehr ernst zu nehmen. Er will jetzt das Kino reformieren."

„Und seine Frau?"

„Seine Frau — sag' mal, hast du dich mit der mal gezankt?"

„Sprach sie davon?"

„Sie machte so Andeutungen. Übrigens läßt sie dir bestellen, du möchtest doch nicht böse sein, sie hätte dich so besonders gern. Sie sähe ein, daß alles auf ihrer Einbildung beruhte. Was hat's denn eigentlich zwischen euch gegeben?"

„Ach, ein dummes Mißverständnis —"

„Sie entschuldigte sich mit ihrem schlechten Befinden. Heute morgen hat mir das Ehepaar schon seinen Gegenbesuch abgestattet. Das finde ich, wo der Mann so in der Arbeit steckt, doch aller Ehren wert. Wir haben uns sehr interessant über moderne Literatur unterhalten, und Herr Wiedemann hat mir sein neuestes Werk verehrt, mit einer hübschen Dedikation. Leider konnte ich sie nicht lesen."

„O Gott, Mutter, hör' auf!" sagte Christa und biß rasch in einen Zipfel ihrer Bettdecke.

„Kind, was hast du?"

„Hör' auf! Ich darf doch nicht lachen."

Ohmi machte ein etwas gekränktes Gesicht. Sie hatte das Buch, nachdem sie es tüchtig am offenen Fenster ausgeklopft, in sauberes Seidenpapier eingewickelt und in die Tiefe ihres Koffers verpackt. Später würde es sie neben die alten Armeeranglisten ihres Mannes aufstellen. Was gab es da zu lachen?

Der Arzt hatte Christa eine möglichst ruhige Körperlage befohlen. Deshalb verbiß sie immer wieder ihr Lachen, das doch, lange nachdem ihre Mutter sie verlassen hatte, wie ein zerrender und zugleich lösender Krampf sie immer von neuem zu erschüttern versuchte.

Die Erinnerungen, die Hohngespenster ihrer Lächerlichkeit, waren wieder da, aber mit verwandeltem Gesicht.

Wenn man den Menschen nur ein bißchen näher auf den Leib rückte, war dann nicht ein kleines Gelächter ihnen allen angemessen? ‚Ach,' dachte Christa, ‚wenn ihr alle so komisch seid und euch so ernst nehmt, habe

ich dann nicht auch Anspruch auf ein bißchen Narrheit? Muß ich mir deshalb gleich die Daseinsberechtigung absprechen?'

*

Arme, kleine Tinette! Geliebte, verwöhnte Tinette — und jetzt der Vogel im fremden Nest. Ohmi konnte es nicht unterlassen, bei jeder Gelegenheit auf sie zu sticheln. Gleich am zweiten Tag hatte sie das Grammophon ein greuliches, altes Kneipeninstrument genannt. Mit ihrem Liebling fühlte auch Tinette sich zu einem kaum geduldeten Winkeldasein verdammt.

Aber anschmiegsam und zutraulich wie sie war, hörte sie nicht auf, um die Gunst der neuen Herrscherin zu werben. Als diese eines Tages mit den drei Mädchen zusammensaß und in besonders leutseliger Stimmung schien, bat Tinette die strenge, alte Dame, sie auch Ohmi nennen zu dürfen. Doch Frau von Barnewitz erwiderte trocken, Ohmi sei sie nur für ihre Enkelkinder.

Ohne sich etwas merken zu lassen, blieb Tinette noch eine Weile, um dann still zu verschwinden.

Einige Zeit später traf Klaus sie in ihrem Zimmer auf der Fensterbank sitzen. Er war, durch ihre Verlobung mit Alfred im geheimen wohl verwundet, ihr während der letzten Wochen aus dem Wege gegangen und wollte auch jetzt sich rasch zurückziehen.

Aber Tinette bat ihn mit sanfter Stimme, doch näher zu kommen, und fügte hinzu: „Du kannst mich wohl auch nicht ausstehn?"

„Och — wieso?" brummte er verlegen.

Da ihm weiter nichts einfiel, begann er, in seinem mathematischen Lehrbuch zu studieren. Erst nach einer kleinen Weile fragte er, warum sie so allein sei. Sie antwortete nicht, sondern fuhr fort, ihm halb den Rücken zukehrend, aus dem Fenster zu blicken. Plötzlich griff sie nach seiner Hand und wandte ihm voll ihr Gesicht zu. Da sah er, daß sie weinte.

„Ich bin so unglücklich," sagte Tinette mit leiser Stimme. Er runzelte ein wenig die Stirn. „Nicht darum, Klaus. Nein. — Aber wenn man keine Mutter hat, und mein Vater kümmert sich nicht um mich. — Ich fühle mich so furchtbar verlassen."

In diesem Augenblick, wo das blühende Land des Lebens sich so ungeahnt ihm auftat, wo soviel heiße Worte sich ihm aufdrängten, ließ er doch keins davon entschlüpfen. Sagte nur: „Man muß die Ohren steif halten, Tinette. Wenn man's anfangs schwer hat, das schadet nichts. Das hilft einem vorwärts. Du wirst dich schon durchsetzen. Davon bin ich fest überzeugt."

„Aber dann hast du mich vergessen."

Tinettes Augen waren ganz ernst, blickten voll dunkler Zärtlichkeit in seine, aber in den Grübchen auf ihren Wangen lag ein leises Lächeln. „Ich vergesse dich schon nicht." Und seine Hand fester umschmiegend: „Gib mir einen Kuß."

Als sein Mund so bebend und ungeschickt nach ihrem Gesicht tastete, drückte sie ihre Lippen auf die seinen und ließ sie einen Augenblick sanft darauf ruhen. Dann glitt ihre Hand von seinem Haar über seine Wangen nach seiner Brust hinunter. „Mein lieber, guter Klaus, bist du mein treuer Freund? Ich glaub's. Überhaupt bist du so lieb. Das Taubenblau steht dir so gut. Du solltest immer solche Krawatten tragen. — Nun geh lieber. Wenn Ohmi uns findet —"

*

In dem Maß wie Ohmi sich in ihrer neuen Umgebung mehr und mehr einlebte und durch Christas zunehmende Besserung von der Sorge um sie befreit wurde, beunruhigte sie ihr bis dahin unterdrückter Tatendrang. Nach dem großen Reinemachen, das sie mit Hilfe von Frau Schreier und deren Beistand veranstaltet hatte, ging sie mit einem Zollstab von Schrank zu Schrank und stellte alle Möbel um. Eines Tages überraschte sie ihren Enkel mit der Frage, ob seine Mutter wohl etwas dagegen hätte, wenn man die Bücher verkaufte.

„Um Himmels willen, Ohmi, die sind ja ihr größter Schatz. Lieber alles andere."

„Klaus, du weißt wohl nicht, wie gräßlich schwer die alten Dinger sind. Für die Hälfte von dem Geld, was der Transport kostet, könnte deine Mutter beim Antiquar neue kaufen. Der Umzug wird ohnehin schon recht teuer."

„Warum sollen wir denn umziehen?"

„Weil deine Mutter nicht länger allein bleiben kann. Sie geht hier zugrunde. Zu Haus hätte ich eine so nette Wohnung für sie. Und —" fügte sie mit etwas gedämpfter Stimme hinzu — „es wäre auch eine gute Gelegenheit, um Tinette loszuwerden."

Klaus begann heftig mit den Augen zu zwinkern und sagte: „Da wären wir aber alle sehr traurig. Wir haben uns so an Tinette gewöhnt."

„Ihr Kinder müßt nicht zuerst an euch denken. Eure arme Mutter läßt sich in ihrer Gutmütigkeit immer so ausnutzen. Zahlt denn der alte Emingen Pension?"

„Soviel ich weiß, ja."

„Es sähe ihm eigentlich nicht ähnlich. Früher stand er im Ruf, seine Rechnungen schuldig zu bleiben. — Jedenfalls so geht's nicht weiter! In der Engigkeit müßt ihr alle verkommen."

„Wenn dich die Engigkeit stört, Ohmi," begann Klaus mit furchtbar brummiger Miene, „bald wird hier mehr Platz. Denn ich gehe sehr wahrscheinlich fort."

„Aber doch erst nach deinem Examen?"

„Nein. Eigentlich wollte ich dir's noch nicht sagen, aber du wirst es ja doch in den nächsten Tagen erfahren. Ich werde nämlich geschaßt."

„O Gott! Was hast du denn gemacht?"

„Die Lehrer behaupten, ich hätte die Autorität untergraben."

„O Gott, o Gott! Du armer Junge!" Vor Schreck war Ohmi auf einen Stuhl gesunken. Nun richtete sie sich wieder auf, und während sie mit gefalteten Händen, steil dasitzend, die bekümmerten Augen auf ihren Enkel richtete, dachte sie: ‚Da haben wir die Bescherung! Autorität untergraben. Rebellion.' Wahrscheinlich hatte er eine geheime Gesellschaft gegründet. So einen Verschwörerbund. Womöglich die Staatsform umstürzen! — Der unglückliche Junge! — sie hatte es ja vorausgesagt.

„Was hast du dir nur dabei gedacht?"

„Ich habe mir gar nichts dabei gedacht, war nur wütend über die Ungerechtigkeit."

Zorn über die Ungerechtigkeit. Das war's! Ohmi verstand das im Grunde so gut. Aber es war trotzdem ein schreckliches Unglück. „Weiß es denn deine Mutter schon?" fragte sie wieder nach einem längeren Schweigen.

„Sie hat es schon vor einigen Wochen erfahren."

„Was soll denn nun mit dir geschehen?"

„Ich komme schon durch!" sagte Klaus trotzig. „Jedenfalls — wenn sie mich schassen — auf eine andere Schule gehe ich nicht. Ich nehme eine Stellung als einfacher Arbeiter an, und wenn ich mir etwas Geld erspart habe, gehe ich nach drüben."

„Nach Amerika?" Ohmis erfinderischer Geist sann gleich auf Hilfsmittel und Wege. „Ich könnte mal an Onkel Eduard schreiben. Der hat in Illinois große Kupferminen. Da könntest du vielleicht ankommen."

„Wenn du so freundlich sein wolltest . . ."

„Herzlich gern. Aber ist es denn schon ganz sicher, daß sie dich schassen?"

„Ich weiß nicht. Mutter wollte schon mit dem Direktor sprechen. Aber — —"

„Deine Mutter versteht das nicht," sagte Frau von Barnewitz in sehr bestimmtem Ton. „Sie ist eine viel zu weiche Natur. Ich werde hingehen."

*

Der Gott der Bücher schien sich an Frau von Barnewitz auf ihre alten Tage rächen zu wollen, denn das Schicksal verschlug sie immer wieder in Räume, die reichlich damit ausgestattet waren. Aber in dem Amtszimmer des Direktors war man wenigstens durch Glasscheiben vor ihnen geschützt. Überhaupt machte der Raum in seiner Höhe und Kahlheit einen sehr wohltuenden Eindruck auf Ohmi, ebenso wie sein Bewohner selbst, bei dessen stattlicher Figur von Gardemaß sie dachte, der Mann hätte Hofprediger werden müssen.

Sie hatte vorher ihre Karte hereingeschickt. Um aber den Zweck ihres Besuchs zu erklären, sagte sie, daß sie die Großmutter des unglücklichen Klaus von Immhof sei.

„Ja," sagte der Direktor und schien dabei seine blau angelaufenen Hände zu waschen. „Der Fall geht uns sehr nahe. Beschäftigt uns nun schon seit Wochen. Ein so begabter und fleißiger Schüler. Aber Sie müssen sich in meine Lage versetzen, gnädige Frau. Als Schulleiter darf ich nicht dulden —"

„Nein! Ich gebe Ihnen vollkommen recht," unterbrach Ohmi ihn. „Rebellion darf nicht geduldet werden. Die Autorität muß aufrechterhalten werden, auch mit den schärfsten Mitteln." Und Ohmi hörte Gewehrsalven krachen und sah Haufen tumultuierender junger Burschen flüchten. „Für eine alte Offiziersfrau versteht sich das von selbst. So schmerzlich es auch ist."

„Nicht wahr!" sagte der Direktor, angenehm überrascht. Und die Wagschale mit dem strengen Urteil über den Schüler von Immhof neigte sich bedenklich nach unten.

„Aber nun müssen Sie sich auch in meine Lage versetzen, Herr Direktor. Ich fühle mich für den Jungen verantwortlich. Er muß es doch wohl irgendwoher haben. Und von seinem Vater? Nein, dem kann man alles mögliche nachsagen. Aber gegen staatliche Autoritäten hat er sich nie vergangen. Dazu hatte er gar nicht das Kaliber. Der Junge hat's von meiner Familie. Wir Wiemkens können uns nun mal nicht beugen. Und dann die unruhigen Zeiten natürlich —"

„Gerade weil augenblicklich die Begriffe von Zucht und Autorität so gelockert sind —"

„Muß ein Exempel statuiert werden. Und der Anführer muß dran glauben. Anführer war er ja wohl?"

„Wenigstens ging der Schritt von ihm aus."

„Natürlich. Er voran. So sind wir Wiemkens. Immer an der Spitze und die andern hinterher. Manchmal auch nicht."

Etwas beunruhigt sah Ohmi auf die sich waschenden und immer noch blauen Hände. Wenn er doch nur damit aufhören wollte! Er schien ja der reine Pilatus zu sein.

„Ja, Herr Direktor, was ist da nun zu tun? Wir beide haben den besten Willen und wissen keinen Ausweg. Obwohl man auch wieder bedenken muß, daß aus jugendlichen Revolutionären manchmal die besten Staatsbürger werden. Ich meine nicht meinen Ahn, den Klaus Ede Wiemken. Der hat seine Tat am Galgen gebüßt. Aber mein Großvater, ein Achtundvierziger, er wurde in contumaciam zum Tode verurteilt. Und später ist er Minister geworden. Das sollte man doch auch bedenken."

„Gewiß. Wir wollen Ihrem Enkel ja auch nicht seine Karriere unterbinden. Er kann immer noch auf eine andere Schule —"

„Das tut er nicht. Wenn er nicht bleibt, geht er nach Amerika. Entweder oder. Und darin gebe ich ihm auch vollständig recht. So hart es auch für seine arme Mutter ist. — Überhaupt, wenn ich mir vorstelle, wie die sich damit abfinden soll. Ich hatte es ja kommen sehen. — Wie weit sind denn die Pläne des Jungen gediehen? Hat er schon was zur Ausführung gebracht?"

„Von dem Brief, den er an mich geschrieben hat, werden Sie wohl wissen?"

„Ich weiß gar nichts. Aber wenn Sie so freundlich sein wollten, mir den Brief mal zu zeigen —"

Ohmi mußte sich den größten Zwang antun, um den Brief ordentlich und hintereinander zu lesen. Immer wieder schweiften ihre unruhigen Augen über die Seiten, um das zu finden, was sie suchte: Geheimbünde, Verschwörungen und Umsturzpläne. Nachdem sie endlich seinen Inhalt aufgenommen hatte, sagte sie: „Ich weiß gar nicht, was Sie wollen, Herr Direktor. Das ist doch ein ganz vernünftiger und harmloser Brief."

„Verzeihung! Sind das nicht im höchsten Maß ungehörige Ausdrücke? Gestatten Sie!"

Und der Direktor las ihr einige Sätze, die besonders die Entrüstung des Lehrerkollegiums erregt hatten, vor. ‚Wenn er sitzt, sieht er längst nicht mehr so gut aus,' dachte Ohmi. ‚Die Stattlichkeit liegt wohl mehr in seinen Beinen.'

„Gewiß, ja. In der Form hat sich der Junge vergriffen," stimmte sie etwas zerstreut zu. „Er war wohl sehr aufgeregt. Hat denn dieser Herr Professor Schmersing —"

„Schmerling," verbesserte der Direktor.

„Hat der wirklich soviel von Politik gesprochen?"

„Allerdings — ich kann nicht leugnen —"

„Und dieser Schüler — wie heißt er? Sind dessen Arbeiten denn wirklich so schlecht?"

„Das müssen wir erst noch nachprüfen."

„Die Tatsachen scheinen also zu stimmen."

„Auf die kommt es aber nicht an, sondern auf die beleidigende Form."

„Natürlich! Ja. — Nämlich — mein Mann ist eine ganze Reihe von Jahren Oberst der Uhlstädter Dragoner gewesen. Da ist mehr als einmal so ein hitzköpfiger Leutnant zu ihm gekommen und hat sich über einen Vorgesetzten beschwert, in Ausdrücken, die waren nichts weniger als einwandfrei. Mein Mann hat dann jedesmal gesagt: ‚Lieber Herr von Dingsda, ich bin heute ein bißchen schwerhörig, und Sie scheinen mir ein bißchen aufgeregt. Kommen Sie ein andermal wieder.' — Wissen Sie, was ich mit dem dummen Brief gemacht hätte, Herr Direktor?" Ohmi riß ihn ruhig mitten durch.

„Aber das geht doch nicht!" sagte der Direktor händeringend. „Der Brief gehört zu den Akten."

„Ach was, der Brief gehört in den Papierkorb."

„Wenn Sie glauben, auf diese Weise die Sache aus der Welt zu schaffen! Sie haben sie nur verschlimmert."

„Sind Sie denn nicht der Ansicht, daß mein Enkel entlassen werden muß?"

„Bis jetzt war ich vielleicht geneigt, Milde walten zu lassen . . ."

„Das freut mich zu hören," sagte Ohmi rasch und erhob sich. „Mit den anderen Herren werde ich selbst sprechen. Ich danke Ihnen, Herr Direktor."

Und ehe der verblüffte Herr noch etwas erwidern konnte, war er entlassen. Wenigstens machte es ganz den Eindruck.

‚Da schlag' doch 'ne Bombe drein,' dachte Ohmi, während sie, mit der eisernen Zwinge ihres Spazierstocks gegen die Steinstufen stoßend, die Schultreppe hinunterstieg. ‚Aber wir wollen doch mal sehen!'

Ans Wunderbare grenzte es nun, wie sie beinahe von einem Tag auf den andern eine Menge Bekannte in dieser ihr bis dahin doch fremden Stadt ausfindig machte. Allerdings beschränkte sie sich durchaus nicht auf ihre Kreise. Wenn sie, mit Frau Schreier als Adjutant, Besorgungen machte, so warf sie die Brandfackel in sämtliche Läden. Ein solcher Fall müsse alle Eltern, die einen Sohn auf der Schule hatten, aufs höchste beunruhigen. Sie hoffe ja noch immer, daß er einen Ausgang nähme, wie er für alle Beteiligte nur erwünscht sei. — Denn sonst — Was aber die Lehrer anging, so ließ Ohmi keinen aus, besuchte selbst den Zeichen- und den Gesangslehrer. Teils mit Liebenswürdigkeit und teils mit Grobheit, hier als die Frau Oberst von Barnewitz und dort als die Nachkommin des Rebellenführers Klaus

Ede Wiemken, bald an das Mitgefühl für die arme Mutter appellierend und bald durchblicken lassend, daß es außer dem Lehrerkollegium noch höhere Instanzen gäbe, verfocht sie ihre Sache, und ihre Besuche bildeten in den nächsten Tagen auf dem Schulhof den Gegenstand eifriger Unterhaltungen.

Die Überzeugung, daß es für das Ansehen der Anstalt am vorteilhaftesten sei, wenn man die Sache durch ein mildes Urteil möglichst rasch aus der Welt schaffte, gewann immer mehr Anhänger. Eines Tages wurde Klaus wieder vor die Lehrerkonferenz geladen, und nachdem der Direktor ihm noch einmal sein Sündenregister vorgehalten hatte, verkündete er ihm, daß man es diesmal noch beim consilium abeundi bewenden lassen wollte.

Frau von Barnewitz konnte diesen Triumph der genesenen Christa gewissermaßen als Heimkehrgeschenk überreichen. Deren Freude wäre noch ungetrübter gewesen, wenn sie nicht mit einigem Bangen die andere Aussprache erwartet hätte.

Die äußeren Vorteile der Übersiedelung waren so unwiderlegbar, daß man über sie am besten schwieg. Aber konnte sie ihr sagen, daß sie bei aller Liebe zu ihrer Mutter sich durch ihre Gegenwart bedrückt fühlte? Und nicht nur durch ihre, sondern durch die ganze geistige Atmosphäre der Stadt, in der sie ihre Kindheit verlebt hatte und die nun wie ein verlassener und überwundener Abschnitt ihres Lebens hinter ihr lag. Es wäre lächerlich gewesen, davon zu sprechen. So sprach sie denn von diesem und jenem, was ihr selbst nicht einleuchtete, und hörte schon kleinlaut die erdrückenden Gegengründe ihrer Mutter. Doch es machte die Sache noch schwerer, daß die sonst so beredte Ohmi von ihrem Rüstzeug gar keinen Gebrauch machte, sondern nur ihre mageren, welken Hände auf die der Tochter legte und traurig sagte, Christa müßte es ja am besten wissen. Sie hätte es sich nur so schön gedacht, für sich und auch für Ohpi, der sich doch manchmal recht einsam fühlte und sich nach ein bißchen Jugend und Fröhlichkeit sehnte. Aber wenn Christa nicht wolle — Einsamkeit sei ja das Los des Alters. Und sie müßte sich fügen.

Das Gespräch versiegte, kaum daß es begonnen, wie das verglimmende Abendlicht. Und danach saß Ohmi in ihrer Sofaecke, ganz still und regungslos und fern, von Dunkelheit umsponnen.

Und Christa fühlte ihren Willen wie eine drückende Schuld. Was sie hoffte und plante, war so vage, wie draußen der graue Schein. Und doch konnte sie nicht anders und mußte ihrem Stern folgen.

Im romanischen Café saß Alfred mit seinem alten Schulfreunde, dem Kunstschüler Hermann Keßler und dem Bildhauer Mielitz zusammen. Die drei suchten nach einem Gedanken für ein Kostümfest, das die Kunstschüler planten.

Der Bildhauer, ein engbrüstiger, ziemlich strapazierter Sachse mit hektisch rotem Gesicht und einem gewaltigen Adamsapfel, saugte an dem heruntergebrannten Ende einer Zigarette, das er an einem Zahnstocher zwischen den Zähnen hielt, während er mit seiner schaufelähnlichen Linken winkte, daß ihm soeben ein Einfall käme.

„Wenn's hier keene Auswahl gibt," sagte er, „gehn wir doch in'n Kosmos. Fürs Kosmische hat's Publikum immer noch was übrig. Wie wär's denn mit den Marsbewohnern?"

„Nicht schlecht. Aber was haben die Marsbewohner für Kostüme?" Niemand wußte darüber näher Bescheid. Man ließ den Mars fallen.

„Mir würde etwas Exotisches am meisten zusagen," nahm Keßler das Suchen wieder auf. Er träumte von blauer Südsee, Dattelpalmen, Wäldern voller Kolibris und schreienden Affen. Vor dem Krieg auf einer Weltreise begriffen, war er vier Jahre lang in Chile gefangen gewesen und hatte erst nach abenteuerlichen Irrfahrten den Weg in die Heimat zurückgefunden.

Während die drei noch berieten, trat die Freundin Keßlers, Inge Maurer, an den Tisch. Sie arbeitete in ihres Vaters Fabrik und war wegen ihres großen Gehalts für Mielitz ein Gegenstand hoher Verehrung. Über ihrer Erscheinung lag der Hauch zarter Blondheit, und die etwas forsche Sicherheit, mit der sie den dreien die Hand gab, schien weniger ihrer Natur angemessen, als gewählt, um ihre Schüchternheit zu verbergen.

Man wiederholte die durchgesprochenen Vorschläge und fragte sie um ihre Meinung. Auch sie gab dem Exotischen den Vorzug, meinte aber, das Wichtigste sei, daß man den Damen genügend Spielraum für ihre Kostüme ließe. Es müßte etwas gefunden werden, was die einfachsten wie die reichsten Toiletten ermöglichte.

„Dann schlage ich vor: Vom Feigenblatt bis zur Krinoline," sagte Alfred.

Man lachte. Nur würde man damit leider bei der Polizei kein Glück haben.

Während die beiden andern weitersuchten, wandte Inge sich an ihren Freund. Sie hatte eine gute Nachricht für ihn. Ein Onkel von ihr wollte von seiner Mutter eine Zeichnung anfertigen lassen, und sie hatte ihren Freund vorgeschlagen. Der Onkel war



Die lange Reise. Gemälde von F. C. Robinson

auch einverstanden. Hermann sollte nur einen Preis bestimmen, der natürlich nicht allzu hoch sein durfte.

„Sehr nett von dir, aber — ich kann das leider nicht machen. Fühle mich nicht sicher genug. In einem Jahr vielleicht.“

„Wenn's nicht gefällt, könntest du ja immer noch verzichten.“

„Bedauere.“

Je eifriger das Mädchen auf ihn einsprach, desto mehr vertiefte sich in dem frischen, hübschen Gesicht des jungen Mannes der eigensinnige Zug. Schließlich gab er seiner schlanken Gestalt einen Ruck und sagte: „Nun höre schon endlich auf. Ich will die Zeichnung gern machen. Aber erst muß ich mehr können. Pfuscherarbeit liefere ich nicht.“

„Ich verstehe dich nicht. Verstehn Sie den Standpunkt?“ wandte sie sich an Meisel.

Ehe dieser antworten konnte, versicherte Mielitz, daß er ihn ganz und gar nicht verstände. In diesen lausigen Zeiten dürfte man einen Auftrag nicht von der Hand weisen.

Nach einer Weile erhob sich Inge. Sie sei nur wegen dieser Nachricht ins Café gekommen und habe noch Besorgungen zu machen. Sie mochte hoffen, daß Keßler sich ihr anschließen werde. Statt seiner sprang Mielitz auf, der plötzlich ebenfalls einen eiligen Weg hatte.

„Wetten wir,“ sagte Alfred, „daß unser ‚Ginstler‘ jetzt deiner Freundin vorschlägt, die alte Dame modellieren zu lassen?“

„Meinetwegen.“

„Warum bist du eigentlich zu dem Kind so garstig?“

„War ich das? Ich hab's gar nicht gemerkt. Ich finde sie reizend.“

„Und sie ist so verliebt. — Du solltest sie heiraten.“

„Ich denke auch gerade ans Heiraten!“ fuhr sein Freund ihn an. „Wenn ich erst verheiratet bin, bin ich gebunden.“

„Die erste Ehe ist nur eine Durchgangsstation.“

„Ich denke anders.“

Mißmutig erhob sich Hermann. Aber im Augenblick, als die beiden das Café verließen, sagte er: „Jetzt sind wir über das verdammte Fest noch immer nicht im reinen. Wie wär's mit der Südsee?“

„Südsee liegt in der Luft. Nur ist es ein bißchen einfach.“

„Vielleicht: Südseefahrt — Südseeinsel. — Alles nicht lustig genug.“

„Nennen Sie's doch Südseekitsch,“ sagte Alfred.

„Das ist das Richtige.“

Und im Atelier angekommen, wiederholte Hermann: „Südseekitsch finde ich glänzend.“

Alfred hatte sich auf den Diwan geworfen. Seine Situation war aschgrau und stank wie der Qualm seiner Zigarette.

Mit seinen Bildern war er vergeblich von Kunsthändler zu Kunsthändler gezogen. Man fand die Sachen talentvoll, originell, aber — entweder war man in seinem Nest zurück, oder weit vorausgewesen. In Berlin jedenfalls galt als neuester Schlager etwas Uraltes: „Können.“ — „Bonne peinture“ usw. Die smartesten Kunsthändler sprachen wie Akademiegreise.

Ein Glück, daß er diesen Schulkameraden getroffen hatte. So wohnte er wenigstens umsonst. Alfred hegte für seinen Freund die herzlichste Verachtung, und das war der Grund, warum er so trefflich mit ihm auskam. Dieser blonde Simpel, der mit dem Fleiß einer Spinne strichelte, würde eines Tages das „Können“ haben und war doch nur ein Abschreiber der Natur. Aber man würde seine Bilder kaufen, während er — —

So ging's nicht weiter. In seiner Verzweiflung hatte Alfred angefangen, für Witzblätter zu zeichnen. Aber das erzielte Honorar langte kaum für die Mahlzeiten. Man sollte wahrhaftig lieber Lithograph werden, um selbst die braunen Lappen zu fabrizieren. Aber auch das kostete Geld. Geld — Geld — Geld — das umschwirrte ihn wie ein Mückenschwarm.

Tausend Mark, dann waren alle Schwierigkeiten behoben.

Gegen Ersatz der Unkosten wollte ein Kunsthändler ihm seine Räume zur Verfügung stellen. Eine einzige Besprechung in einer größeren Zeitung — dann würden seine Eltern schon aufhorchen. Aber wie die erzielen?

Einige Tage später berichtete Keßler, daß „Südseekitsch“ allgemeinen Beifall gefunden und daß man ihm die Oberleitung des Festes übertragen hätte. Er hätte angenommen unter der Bedingung, daß man Alfred beim Ausmalen der Räume helfen ließ.

Für die beiden brach nun eine tatenreiche Zeit an. An der Ausschmückung der Räume beteiligte Alfred sich nur wenige Tage. Als einer der Professoren an seinem Entwurf Korrekturen vornehmen wollte, kam es zu einem heftigen Wortwechsel, der von der einen Seite im hitzigen Polterton und von der andern mit höhnischer Überlegenheit geführt wurde. Aber wenn Alfred seinen Gegner aus dem Felde stach, er merkte doch, daß die Kunstschüler zu ihrem Lehrer hielten, und zog sich von der gemeinsamen Arbeit zurück. Es gab anderes, was ihm mehr Freude machte.

Die verschiedenartigsten Materialien

mußten angeschafft, Verkaufsstellen für die Karten eingerichtet, Abmachungen mit Wirten, Weinhändlern, Kapellmeistern, Verleihinstituten und allen möglichen Leuten getroffen werden. Als Söhne tüchtiger Geschäftsleute, die sie waren, entdeckten die beiden bei dieser Gelegenheit ihr kaufmännisches Talent. Es machte ihnen Freude, über Summen, die sich auf Tausende beliefen, disponieren zu können. Sie waren den ganzen Tag auf den Beinen, und wenn sie einen besonders günstigen Abschluß zustande gebracht hatten, freuten sie sich, als wäre es ihr eigner Nutzen.

Am Abend vor dem Fest kam Hermann nach Haus mit der Meldung, daß alle Karten verkauft seien. Er hatte die letzten Gelder von den Verkaufsstellen einkassiert.

„Wieviel?“ fragte Alfred.

„Vierundzwanzig, es können auch fünfundzwanzig sein. Ich wollte sie noch abliefern, aber die Bank war schon geschlossen. Na, hier liegen sie ja sicher.“

Dabei schleuderte er die Aktentasche mit dem Geld auf ein Wandbort, blickte ihr nach und sagte: „Wenn man ein Lump wäre, könnte man sich jetzt gesund machen. Wer will mir nachweisen, ob ein Tausender fehlt?“

Als die beiden sich einige Zeit später auskleideten, hatte Alfred seinen Entschluß gefaßt. Dies war die Gelegenheit!

Wann war ihm zuerst der Gedanke gekommen? Doch solcher Gedanken Ursprung verliert sich wohl im Dunkeln.

Schon einmal war eine ähnliche Versuchung an ihn herangetreten, als ein Lieferant ihm gewisse Prozente anbot, wenn er den Zuschlag bekäme. Damals hatte Alfred voller Entrüstung diese Tatsache seinem Freund mitgeteilt, und sie hatten eine andere Firma gewählt. Jetzt aber war er entschlossen. Er mußte. Ein Ausnahmemensch wie er mußte jedes Mittel zu seiner Selbsterhaltung ergreifen. Nur tausend Mark! Später würde er sie mit Zinseszins zurückzahlen. Und wenn nicht: wen schädigte er? Irgendeinen Fonds.

Auf der andern Seite des Raumes, wo hinter dem Wandschirm das Bett seines Freundes stand, brannte immer noch Licht.

„Schläfst du noch nicht? Dreh doch ab!“ schrie Alfred ungeduldig.

„Gleich — zwei Minuten —“ klang schlaftrunken die Stimme zurück.

Hermann addierte die auf einem kleinen Zettel notierten Einzelposten zusammen. Die Gesamtsumme betrug dreiundzwanzigtausend und etliche Mark. Um sicher zu gehen, rechnete er noch einmal nach. Das Ergebnis stimmte. Nachdem er sorgfältig seinen Zigarettenstumpf ausgedrückt hatte — sonst hatte er keine Angst vor Feuer, aber heute — machte er dunkel. Kaum hatte er sich in die richtige Lage gebracht, als er auch schon einschlief.

‚Vor dem Eßtisch der große Sessel — dann rechts halten — dann links am Waschtisch vorbei — mehr als zehn Schritte können es nicht sein — hoffentlich fasse ich nicht lauter falsche Scheine. —‘

Hatte er Furcht? Jedenfalls war er furchtbar aufgeregt. Er merkte es daran, daß er die Uhr so laut wispern hörte. Um seine Nerven zu erproben, streckte er ein Bein aus dem Bett. Die verworrene Vorstellung, er müßte sich aus einem brennenden Schiff in eiskaltes Wasser stürzen, ließ ihn wieder zurücksinken.

Warum Experimente? Wenn's Zeit war, würde er alles erstaunlich ruhig und sicher ausführen. Er mußte ohnehin noch lange warten. Von zwölf bis vier ist Diebeszeit. Kindheitserinnerung . . . Gut, wenn ein bißchen Mondschein käme. So ein kleiner, feiner Diebslaternenmondschein.

Er schloß die Augen, um zu warten. Auf einmal fuhr er hoch und hätte beinahe geflucht. Heller Tag draußen!

Aber es war der Mond. Unverschämt grell. Und unverschämt laut alles. Nein, dies Tacken kam von dem irrsinnig gewordenen Pendel in seinem Brustgehäuse.

Übrigens beschien der Mond nur einen Teil des Raumes. Die Wand mit dem Bort lag im Dunkel. Schöner konnte es gar nicht sein.

‚Raus mit euch!‘ kommandierte Alfred die widerspenstigen Glieder. ‚Raus mit dir, du — Lump!‘ entglitt es ihm. Auf dem Bettrand sitzend, die Füße gegen den kalten Boden gestemmt, die Hände zwischen die Oberschenkel gepreßt, mußte er plötzlich dran denken, daß der da drüben auch dies Wort gebraucht hatte: „Wenn ich ein Lump wäre —“ ‚Was für eine dürftige Gradlinigkeit! Wie bequem! Ich hab's weniger bequem. — Nun zeig', wer du bist!‘

Da stand er aufrecht, reckte und streckte sich und ging, etwas schwankend, steif, aber sonst gelassen, zwischen Tisch und Stuhl, am Waschtisch vorbei zu dem Bort. Nahm die Tasche, die nur mit einem Druckknopf geschlossen war, herunter und wühlte in den teils losen, teils gebündelten Scheinen, indem er einige mit zynischem Behagen zwischen seinen Fingern rieb.

‚Ich darf's!‘ dachte er, von seiner Kraft wie berauscht, ‚denn ich kann's! Und ich muß es, weil ich ein Ausnahmemensch bin.‘ War

das nicht eigentlich ein altes Klischee? Hatte das nicht schon einmal jemand gebraucht?

‚Hund, greif doch zu! Wenn Keßler aufwacht! Aber der wacht nicht auf! Der wacht nicht auf! Hahaha,‘ lachte es in ihm, ‚ich könnte mich mit der Tasche auf sein Bett setzen, und der gute Kerl würde nicht aufwachen.‘

Verdammt! — Beinah wäre ihm die Tasche entglitten, während der Gedanke ihn überfiel, wie gemein er das Vertrauen seines Freundes mißbrauchte.

‚Pack' zu!‘ kommandierte er noch wütender. Doch wenn er es wollte, schlug jedesmal ein Gedanke wie ein Nagel in sein Hirn. ‚Ruhig!‘ mahnte er. ‚Jetzt mal einen Augenblick ganz ruhig. Ich muß ins Helle gehn, kann doch nicht so auf gut Glück eine Handvoll herausgreifen.‘ Aber während mit kaltem Angstschweiß ihm alle Kraft entwich, fühlte er, daß er die wankenden Beine kaum bewegen konnte, und hörte die gutmütige Stimme eines Onkels, eines versoffenen, alten Schiffers, sagen: „Et geiht nich, und et geiht nich.“

Da drückte Alfred das Schloß der Tasche zu und warf sie aufs Bort zurück. Dann stand er, keuchend, als wäre er von einem ungeheuer hohen, schwindligen Turm hinuntergestürzt, in einem doch sehr sanften Fall, und würde unten aufgefangen und gehalten von Hunderten sich ihm entgegenstreckender Arme, denen er in wunderbar gelindem Sinken sich überließ — bis plötzlich ein Schlag von hinten ihn in die Tiefe schleuderte.

In diesem Augenblick, als sein Atem vor Schreck aussetzte, hörte er sein Keuchen.

„Was ist denn mit dir los?“ fragte Hermann. Ohne zu antworten, schüttelte Alfred die Hand von seiner Schulter.

‚Er hat alles gesehen, aber es ist mir gleich,‘ dachte er und taumelte zum Waschtisch. Während er aus der Karaffe Wasser in sein Glas goß, krächzte er: „Rasender Durst.“

„Du gießt ja alles daneben, Mensch!“

Plötzlich lag das Atelier in grellem Licht. Alfred stand in einer großen Wasserlache.

Während Keßler den Blick vom Boden über Alfred weg zum Bort hinaufgleiten ließ, sagte er: „Eine nette Schweinerei.“

Kannegießer — mit diesem Namen wachte Alfred am nächsten Morgen auf. Aber um den Namen drängten sich auch alle Ereignisse der Nacht. Wie lange mochte Keßler hinter ihm gestanden haben? Jedenfalls hatte er ihn schon mit der Aktentasche in der Hand gesehn. Aber wenn er sich unterstehn sollte, auch nur die leiseste Anspielung zu machen —

Hermann stand mit entblößtem Oberkörper am Waschtisch.

„Du bist ja schon so früh auf!“

„Allerdings!“

Etwas im trocknen Ton dieser Antwort versetzte Alfred in rasende Wut, krampfte sein Inneres zur Abwehr zusammen. ‚Schon gut!‘ dachte er. ‚Fang nur an!‘ Während er sich noch ankleidete, sah er, wie sein Freund die Aktentasche vom Bort nahm und die Scheine zu zählen begann.

„Wieviel?“

„Dreiundzwanzigtausend und sechzig Mark.“

‚Dreiundzwanzig? Hatte er gestern nicht von vierundzwanzigtausend gesprochen? Denkt er vielleicht, ich hätte einen genommen? Denkst du das wirklich? Sprich doch aus, was du denkst!‘ flackerte es in Alfreds Augen, die herausfordernd immer wieder zu dem Freund hinüberirrten.

Der verzehrte stumm, zerstreut, offenbar mit etwas Schwerem beschäftigt, sein Frühstück. Seine erste Äußerung war, daß er jetzt auf die Bank gehen wollte. Aber anstatt sich zu erheben, sah er Alfred ernst, erwartungsvoll an, den bei diesem Blick neue Wutschauer durchzitterten. ‚Hab' doch Courage! Sag', ich soll die Taschen umkehren. Wühl' mein Bett durcheinander! Wo mag ich den Tausender nur versteckt haben?‘

„Also — ich bin gleich wieder da,“ sagte Hermann zögernd und ging.

‚Ganz sicher scheint er seiner Sache nicht zu sein,‘ dachte Alfred, der ihm höhnisch nachsah. Aber kaum war er einige Augenblicke allein, als er zusammenfiel. Die Augen mit der Hand beschattend, starrte er auf sein nächtliches Erlebnis, als sänke er in schwarze Traumwirrnis zurück . . .

Auf dem Wege zur Bank hatte Keßler wieder die Frage des Berufswechsels in sich gewälzt. Bei seinen Besprechungen hatte er gelegentlich einen Farbenfabrikanten gefragt, ob er nicht eine Stellung für ihn wüßte, und zu seiner Überraschung hatte dieser geantwortet, wenn er Lust hätte, könnte er sofort bei ihm eintreten.

Lag hier nicht die Lösung des ganzen Zwiespalts? Seine Neigung zu Inge saß tiefer, als er sich zugestanden. Was ihn gestört, war der Gedanke, daß seine Liebe allzu eng mit pekuniärem Interesse verkuppelt war, und die Furcht, er würde, wenn er auf den Vorschlag von Inges Vater einginge, in Abhängigkeit von seiner zukünftigen Frau geraten. Anders war's, wenn er später, aus einer sicheren Position, in die Fabrik eintrat. So hatte er sich entschlossen, das Angebot des Farbenfabrikanten anzunehmen.

Heute mittag sollte die entscheidende Verhandlung stattfinden.

Nun aber bedrückte ihn mit ganzer Schwere der Abschied von seiner Kunst. Das Bedürfnis nach freundschaftlicher Teilnahme bedrängte ihn. Er wollte mit Alfred über alles sprechen. Aber der Freund schien heute seinen bösen Tag zu haben. So verharrte Hermann in Schweigen und unentschlossenem Brüten, während Alfred das Gefühl hatte, ihm säße ein Mensch mit geladenem Revolver gegenüber, höbe den Arm, ließe ihn wieder sinken, richte von neuem die Waffe auf ihn und drückte doch nicht ab.

Plötzlich erhob Keßler sich, dachte: ‚Warum spreche ich nicht? Ich will ja nicht seinen Rat. Was er sagt, kann mich nicht irremachen. Ich bin meiner Sache völlig sicher. Möchte nur — — Aber wozu dann drüber reden?‘ Und Alfred, der einen Moment lang etwas wie das Knacken eines Hahnes gehört hatte, fühlte das marternde Schweigen von neuem.

Aber da durchblitzte ihn die Erkenntnis, daß sich hinter dem, was ihm wie eine beabsichtigte Folter erschienen war, die ihm das Geständnis abzwingen sollte, etwas anderes verbarg: Keßler wollte sprechen, brachte es aber nicht über sich! Er schämte sich für den Freund! — Das war die tödliche Kugel.

Hermann reichte ihm die Hand, zögernd, als müßte er sich dazu überwinden. „Leb' wohl!“

„Auf Nimmerwiedersehn!“ flüsterte Alfred, nachdem der andere die Tür geschlossen.

In aller Hast packte er seine Sachen zusammen, gab dem Portier ein Trinkgeld und bat ihn, ein Auto zu besorgen. Er müsse verreisen.

Nachdem er seine Koffer am Bahnhof untergestellt hatte, sprang er in einen Omnibus. In einer anderen Welt stieg er aus. Die hohen Häuserkästen mit ihren schillernden Fassaden, ihren dicht gereihten Balkons und Fensterchen glichen aufeinandergetürmten Vogelkäfigen. Laden lag neben Laden. In den Schaufenstern sah man vor den ausgehängten Preistafeln kaum die Waren. Alles war von gröberem Stoff. Über dieser Welt schwebte nicht wie über der im Westen die Devise: Eitelkeit und Vergnügen, sondern Sorge.

Irgendwo im vierten Stock entdeckte Alfred ein Schild: „Zimmer zu vermieten.“ Es war schmal wie ein Handtuch. Auf dem schwarzen Ripssofa lagen gehäkelte Deckchen und ein Kissen: „Nur ein Viertelstündchen.“ Darüber hing ein imitierter Gobelin mit einem pausbäckigen Trompeter. Die Wand gegenüber zierte ein Brautkranz unter Glas. Alles in allem eine Umgebung, von der Alfred früher behauptet hatte, wer darin leben könne, verdiene nicht den Namen Mensch.

Jetzt saß er unter dem pausbäckigen Trompeter, atmete auf wie ein entsprungener Sträfling, dachte: ‚Lieber in dem Loch verrecken, als noch einmal Hermann oder einem aus unserm Kreis unter die Augen kommen.‘

*

In den ersten Tagen nach der Operation hatte Christa sich gewünscht, dem Ehepaar Wiedemann nie wieder zu begegnen. Dieser Wunsch ging, wie so mancher, den wir später bereuen, in Erfüllung. Bald nach ihrer Rückkehr aus dem Krankenhaus siedelte die Familie nach Berlin über, wo Herr Wiedemann bei der Gesellschaft, für die er sein erstes Filmmanuskript geschrieben hatte, eine Stellung als „Hausdichter“ bekam.

Etwas später reiste Klaus dorthin.

In Anbetracht seiner vorzüglichen schriftlichen Arbeiten, wenn betreffs seiner moralischen Reife auch ernste Bedenken bestanden — so ungefähr hatten die Worte des Direktors gelautet —, war dem Oberprimaner von Immhof das mündliche Examen erlassen worden.

Er wollte auf der Technischen Hochschule in Charlottenburg sich auf seinen zukünftigen Beruf vorbereiten. Die Regierung setzte ihm ein monatliches Stipendium von 50 Mark aus, dem sein Großvater eine kleine Summe hinzufügte. Bei einer befreundeten Familie konnte er umsonst wohnen, von irgendeinem wohltätigen Verein erhielt er Marken für unentgeltliches Mittagessen. So brauchte er nur noch für Frühstück, Abendessen, Wäsche, Kleidung und Kolleggelder zu sorgen — und das war sein Glück, denn sonst hätte der junge Mann wahrhaftig nicht gewußt, was er mit seinen zahlreichen Moneten anfangen sollte.

Die beiden Mädchen machten zu Ostern ihr Examen als Handelsschülerinnen.

Tinette war am Vorabend von einem heftigen Unwohlsein befallen worden, dessen Ursache, Sitz und Wesen allerdings im Dunkel blieben. Es trat aber doch so heftig auf, daß sie bestimmt glaubte, am nächsten Morgen nicht aufstehn zu können. Christa löffelte ihr etwas Klosterlikör ein. Diese bewährte Medizin und die Erwägung, daß ihr schließlich nichts Schlimmeres passieren könne, als daß sie durchfiel, führte allmählich eine Besserung herbei.

Während Annemarie am nächsten Morgen noch rasch einige Lehrsätze der Nationalökonomie repetierte, überlegte Tinette sich, ob sie das Dunkelblaue oder das Mausgraue

mit dem kleinen Ausschnitt anziehn sollte. Sie wählte schließlich das zweite und hatte damit das richtige getroffen. In strahlender Laune kehrte sie heim und erzählte, es wäre sehr nett gewesen.

Hinterher sagte Annemarie unter vier Augen zu ihrer Mutter: „Eigentlich war's ein Skandal. Gewußt hat sie nischt. Aber die alten Knacker haben ihr die Antworten nur so in den Mund geschmiert. Wenn du etwa denkst, Mutter, es ginge auf dieser Welt alles mit rechten Dingen zu, dann irrst du dich gewaltig."

Dank den Verbindungen ihres Vaters erhielt Tinette in Rudolstadt eine gut bezahlte Stellung bei einem wissenschaftlichen Verlage. Bei ernstem Streben konnte sie es dort in einigen Jahren zur Directrice bringen, hatte der Kammerherr an Christa geschrieben. Trotz dieser glänzenden Aussichten fuhr sie ungern nach Rudolstadt. Sie wäre viel lieber mit Klaus nach Berlin gereist.

Die Aussichten Annemaries waren weniger glänzend. Auf eine Anzeige hin bewarb sie sich um die Stellung eines Tippfräuleins bei der Landespolizei und erhielt sie. Da sie bei ihrer Mutter wohnen blieb, reichte das Gehalt gerade aus.

So war Christas Haushalt auf einmal um soviel kleiner geworden, und sie selbst um manche Sorge erleichtert. Sie zeigte sich dankbar dafür, indem sie gute Grundsätze faßte. Sie wollte von nun an alle Träume und Torheiten unterlassen, sich nur den beiden Kleinen widmen und als tüchtige Hausfrau wirken. Um gleich einen guten Anfang zu machen, entließ sie die Stundenfrau.

Diese nickte nur: „Schön, gnädje Frau!", stellte den Besen beiseite, band die Schürze ab und verschwand. Zu ihrem Mann aber sagte sie später: „Die Frau wird sich vielleicht wundern."

*

Klaus, dem in seinem Drillichanzug und mit den ungewohnten Holzpantinen nicht ganz wohl und etwas nach Maskerade zumute war, stellte sich vor, indem er gleichzeitig jedesmal eine kleine Verbeugung machte. Die Arbeiter und Lehrlinge nannten ihrerseits ihre Namen, einige den Nachnamen, andere den Vornamen. Mancher tat auch einen kurzen Griff an seine Mütze. Der Arbeiter, an den er sich zuletzt wandte, ein bärbeißig dreinschauender, etwa vierzigjähriger Mann mit einer alten Artilleristenmütze auf dem runden Wendenschädel, fragte ihn, was er gelernt hätte.

„Ich bin heute als Lehrling eingetreten," sagte Klaus. „Ich studiere auf der Technischen Hochschule."

„Techniker sind Se? Denn wer'n Se woll allens besser wissen?"

„Wieso?"

„Techniker wissen allens besser. Aber vastehn dhun se nischt. Un arbeeten wollen se ooch nich," brummelte der Arbeiter und ließ Klaus stehn.

Der Meister kam angelaufen und brachte die roten Kommissionszettel mit den Aufträgen. Lehrlinge schleppten Holzmodelle herbei, auf welche der Mann mit der Artilleristenmütze die Zahl der herzustellenden Stücke notierte. Da und dort lagen auf dem Boden kleine rauchende Erdhaufen, die von Lehrlingen auseinandergeharkt wurden. Andere schaufelten Sandhügel aufeinander. Von Zeit zu Zeit füllte einer der Arbeiter damit sein Sieb und schüttelte den Inhalt in einen der Formkästen, der das Modell enthielt. Wenn dieses mit einer dünnen Sandschicht bedeckt war, wurden der Steiger und der Einguß hineingestellt, der Kasten gefüllt und mit dem Stampfen begonnen.

Da sich im Augenblick niemand um Klaus bekümmerte, beschränkte er sich aufs Zusehn. Er hatte die Prozedur des Formens oft genug in seinen Büchern der Erfindung beschrieben gelesen, so daß sie ihm nichts Neues bot. Ihn überraschte nur die primitive Einrichtung dieses engen Raumes. Nirgendwo war etwas von maschinellem Betrieb zu sehen, alles war Handarbeit, Siebe, Schaufeln, Stampfer die einzigen Werkzeuge. Man konnte sich gut ein paar hundert Jahre zurückversetzt denken, wo die Formen für die ersten gußeisernen Röhren kaum anders hergestellt sein mochten.

Aber vor ihm die gewaltige Halle der Gießerei zeigte in blendender Tageshelle das Gesicht des zwanzigsten Jahrhunderts und seinen tosenden Lärm. Das Brausen des Gebläsewindes aus den Kupolöfen, dieser gleichmäßige, dumpfe Sturm wurde zerhackt, durchkreischt, überdonnert von dem mißtönenden Getöse der durch Preßluft getriebenen Meißel und Stampfer. In einem der Siemens-Martin-Öfen fand gerade ein Abstich statt. Ein weißglühender Eisenstrahl von Armesdicke schoß aus dem Innern des brodelnden Vulkans und ergoß sich, einen Sprühregen blitzender Sterne umherspritzend, in einen tonnenartigen Behälter, in dem schwarzberußte, nacktarmige Arbeiter mit ledernen Schurzfellen vor der Brust und Ledergamaschen an den Beinen, die Augen durch dunkle Gläser gegen die feurige Lohe geschützt, mit Stangen herumstocherten, um die an der Oberfläche sich bildenden Krusten abzuschlacken. Kaum war der Behälter gefüllt, als auf die Zurufe der Arbeiter der

hoch unter dem Glasdach in einem Kasten sitzende Kranführer Brücke und Laufkatze herandirigierte, die mit ihren Stahlpranken die Tonne umklammerten und an ihren Bestimmungsort trugen.

Noch stand Klaus in diesen Anblick versunken, als er die Stimme des Mannes mit der Artilleristenmütze vernahm: „Sie, Franz aus Neuruppin, wat stehn Se so? Sie strecken ja die Neese in de Luft wie'n pensionierter Jeneral. Wollen Se nich en bißken arbeeten?"

„Geben Sie mir nur was zu tun."

„Wat is'n det?" fragte der Arbeiter und führte Klaus vor eine Reihe der an der Wand liegenden Boxe.

„Sand," antwortete Klaus.

„Ach ne? Ik habe jedacht, det is Streuzucker. Wat denn for Sand?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Sehn Se woll, Franz aus Neuruppin, dat Se nischt wissen. Passen Se mal uff. Det hier is Ellricher Sand und det is Hallescher Fettsand und det —" Eine Sorte nach der andern nannte der Vorarbeiter seinem Lehrling und sagte dann, er solle eine Schaufel nehmen.

„Haben Se mal ne Schaufel in de Hand jehabt?"

„Ich denke doch."

„Denn nehmen Se immer ne Schaufel voll von det Zeug und schütten Se det uffenander. Un wenn't stoobt, könn'n Se't 'n bißken anfeuchen. Vastehn Se?"

Franz aus Neuruppin tat, wie ihn geheißen. Als er aber mit einem reichlichen Guß aus der Gießkanne die Wolken von Staub zu vertreiben suchte, schrie ihn der Arbeiter an: „Franz, sind Se varrückt? Ik habe jesagt: 'n bißken anfeuchten. Un Se machen 'ne Überschwemmung. — Nu schütten Se mal det Sieb voll un streuen Se den Sand iber die Form. Sehn Se, die Form ha'k abjestäubt. Det is feinster Blitenstoob. Det sieht so leichte aus. Aber det will allens jelernt sind."

Um seinen Eifer zu beweisen, hatte Klaus einen tüchtigen Berg in dem Sieb angehäuft. Nun er das Sieb umklammert hielt, riß es ihn förmlich herunter. Keuchend gab er seinem Körper einen Ruck und noch einen. Der Berg oben zerteilte sich, aber unten fiel nichts heraus. Die andern Lehrlinge, die ihn heimlich beobachteten, grinsten.

„Junger Mann aus Neuruppin," nahm der Arbeiter wieder das Wort, „haben Se mal wat Kleenes im Arm jehabt? Ik meene, hat Ihre Mutter Ihnen mal en kleenet Briderchen anvertraut, dat Se det in Schlaf wiejen? Sehn Se mal, so missen Se det machen. — Immer sachte wiejen. Nu machen Se det mal 'ne Viertelstunde."

Aber nach einigen Minuten erklärte Klaus, er müsse sich erst verschnaufen.

„Det Briderchen is Ihnen wohl zu schwer? Keene Midigkeit vorschützen, Franz. Immer wiejen. Immer so sachte weck. Det will allens jelernt sind. — Nu könn'n Se zur Abwechslung mal 'n bißken stampfen. Det sieht so leichte aus, is aber nich. Nich zu doll un nich zu sachte, immer jleichmäßig. Wenn Se zu doll stampfen, denn kotzt det Eisen hinterher, un wenn der Sand zu lose is, denn jibt et Blasen. Det will allens jelernt sind. Un manch eener lernt det nie . . ."

Klaus, der das erste Semester an der Hochschule hinter sich hatte und nun die Ferienmonate benutzte, um bei Borsig einen Teil seines praktischen Jahres zu erledigen, hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß nicht nur die Schullehrer ihre Eigenheiten haben. Sein augenblicklicher Lehrmeister hier gehörte offenbar zu der Sorte von Pädagogen, die der Ansicht sind, daß der ihnen anvertraute Zögling sich in einem Zustand gelinder Idiotie befinde, aus dem er erst durch ihre Hand zum Menschen geformt werden müsse. Sonst aber war er nicht der schlechteste.

Die neue Tätigkeit in dem „Saftladen", wie die Arbeiter ihren Betrieb nannten, versetzte ihn anfangs in einen Zustand dumpfer Betäubung. Nach kurzer Zeit schmerzten ihn alle Muskeln, Sehnen und Gelenke, und er konnte, wie ein Arbeitskollege ihm prophezeit hatte, seine Knochen einzeln numerieren.

Jeden Morgen, ehe der Tag graute, riß der Lärm des Weckers ihn aus tiefstem Schlaf. Er schwang sich aufs Rad und fuhr durch die dämmernden Straßen des Westens und den Tegeler Forst nach seiner Arbeitsstätte, legte jeden Nachmittag denselben weiten Weg zurück, um sich dann nach gierig verschlungenem Abendessen in sein Bett fallen zu lassen. Allmählich aber gewöhnte er sich an die „Knochenarbeit", und sein Zustand war nicht ohne Behagen, gemischt aus körperlicher Ermüdung und tiefer Ausgeruhtheit des Geistes. Seine Gemütsverfassung ähnelte in dieser Zeit, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, sehr der seiner Arbeitskollegen und war eine Art grimmiger, stolzer Zufriedenheit mit dem Gefühl unverdienten Zurückgesetztseins auf ihrem Grund: eine Gemütsverfassung, wie sie zu allen Zeiten den Handarbeiter gegenüber dem Geistesarbeiter, den Kaufmann im Laden gegenüber dem im Kontor, den Mann am Ruder gegenüber dem über der

Seekarte, den Frontsoldaten gegenüber dem Generalstäbler beseelt, und die aus dem Bewußtsein kommt, daß er es eigentlich sei, der die wahre Arbeit leiste, während der andere den besten Teil seines Gewinnes einstreiche.

Mit seinen neunzehn Jahren lebte Klaus in dieser Zeit wie ein einsiedlerischer Mönch, und an allem, was die Jugend lockt und verführt, was die Litfaßsäulen mit ihren Programmen, die Kinotheater mit ihren bunten Plakaten, die glänzend erhellten Restaurants und Dielen an großstädtischen Genüssen anpriesen, nahm er so wenig teil, als wenn er auf irgendeinem Dorf gelebt hätte.

Sein Sonntagsvergnügen bestand darin, daß er bis gegen Mittag schlief, dann an seine Mutter oder Tinette schrieb und nachmittags einen Spaziergang machte, wo er auf der Straße in seinem blauen Cheviotanzug, der von seiner Konfirmation herstammte und ihm immer noch etwas das Aussehn eines Konfirmanden gab, manchem Vorübergehenden dadurch auffiel, daß er auf seiner schmächtigen Knabenfigur einen so strengen und vergeistigten Kopf trug.

In den Abendstunden aber tat er etwas, was er mit einer kleinen Selbstverachtung, da er sich verpflichtet und doch unfähig fühlte, ein Buch zu öffnen, Dösen nannte. Dann betrachtete er die Bilder seiner Mutter und seiner Geschwister und nahm später aus seinem verschlossenen Koffer ein anderes Bild. Und wenn er davor saß und es betrachtete, dann lag auf seinem von einem harten Meißel aller jugendlichen Unbestimmtheit entkleideten Gesicht der weiche, träumerische, in seiner Sehnsucht so glückliche Ausdruck eines verliebten Jungen.

Tinettes Briefe klangen immer etwas traurig. Sie langweilte sich in Rudolstadt und hatte große Sehnsucht nach Klaus. Die Arbeit in dem wissenschaftlichen Verlag gefiel ihr gar nicht. „Zu viel Fremdwörter," gestand sie, „und Fremdwörter finde ich gräßlich." Und ihr Papa war zu Hause gar nicht so nett und guter Laune wie in Gesellschaft. „Tante Regina" — das war die Hausdame — „führt aber auch ein etwas zu strenges Regiment," schrieb sie. „Sie sorgt ja rührend für Papa und paßt auf, daß er nichts Schädliches genießt. Wenn nur das Schädliche nicht immer am besten schmeckte! Manchmal drücken wir uns heimlich, und Papa traktiert mich dann in einer Konditorei. Er ist hier mein einziger Courmacher."

Sie langweilte sich offenbar furchtbar in der kleinen Stadt, und aus all ihren Briefen klang Sehnsucht nach Klaus.

So wenn sie schrieb: „Heute las ich, daß in den nächsten Tagen die Premiere der neuen Revue stattfindet. Stell' Dir nur vor, ich könnte mit Dir zusammen hingehen. Natürlich auf den Bums. Oder wie nennt man die Galerie? Wäre das nicht himmlisch?"

Einem kaltsinnigeren Leser dieser Briefe hätte vielleicht geschienen, daß der Sehnsucht nach dem Freunde ein klein wenig Sehnsucht nach der Großstadt beigemischt sei. Aber Klaus, der verliebte Neunzehnjährige, las nur die Worte: „Mit Dir."

*

Eines Herbstabends nun, als gerade die ersten elektrischen Mondkugeln ihren altväterlichen Urahn am Himmel verschwinden und sein bescheidenes Licht über Wälder und Auen, Kleinstädter und Bauern scheinen ließen, für die es gerade ausreichen mochte, an einem solchen Herbstabend gelang es nun doch einem der Plakate an den Litfaßsäulen, die Blicke des jungen Asketen an sich zu ziehen. Er entdeckte in ziemlich großen Buchstaben den Namen Wiedemann. Nicht gerade in den allergrößten, auf andere Namen war entschieden mehr Druckerschwärze verwandt worden. Immerhin war auch für diesen noch ein wenig von dem kostbaren Ruhmesbalsam übriggeblieben, und unter dem Bild einer in Anbetracht des Frostwetters recht dünn bekleideten Dame stand deutlich zu lesen: Manuskript Oskar Wiedemann.

Da hatte Klaus den Einfall, seinen alten Freund Hellmuth zu besuchen.

Die Tür öffnete die picklige Minna — nein, nicht mehr die picklige: ihr Gesicht ähnelte jetzt einem bläßlichen Kuchen ohne Butter und Rosinen. Hatte sie etwa Ohmis Rezept benutzt? Überhaupt präsentierte sie sich höchst herrschaftlich, in weißem Häubchen und Tändelschürze. Aber ihr Lächeln war noch von der alten, zutraulichen Vergnügtheit, während sie ihm die Hand hinstreckte und im schönsten Berlinisch sagte: „Der junge Herr von Immhof, herrjeh! Haben Sie ooch nach Berlin jemacht? Das is recht. Legen Sie ab! — Ein' Augenblick!" unterbrach sie sich und drehte die Flamme über dem weißlackierten Garderobenständer an. „Es muß allens seine Richtigkeit haben. Fein, was?" Sie wies auf einen scharlachroten Fußbodenteppich. „Haben wir uns erst vorigte Woche zujelegt. Na, überhaupt, Sie werden staunen, wie wir uns herausjemacht haben, seitdem der Herr beim Kientopp is."

„Großartig!" bewunderte der höfliche Klaus. „Aber Sie selbst auch! — Die Brosche!"

„Hat mir mein Schatz jeschenkt. Herr Wiedemann, Besuch!" schrie sie, die Tür aufreißend.

„Besuch sollen Sie doch in den Salon führen!“ knurrte eine Stimme zurück.

„Da is der Klavierfritze.“

Der Segen des Kientopps sprang dem Besucher sozusagen ins Gesicht, mit den Klubsesseln, dem riesenhaften Schreibtisch, den Kelims an den Fenstern, der Perserbrücke auf dem Diwan. Noch immer wucherten überall Bücher, alte, ehrwürdige auf den Borten, aber die auf dem Schreibtisch und den Stühlen glichen nicht mehr den früheren und erinnerten mit ihren bunt kolorierten Umschlägen an die ausgezogene Dame auf dem Litfaßplakat.

Wiedemann hatte die Zeitung sinken lassen, klemmte sein Einglas ins Auge und musterte, nach einer Schwenkung seines Drehstuhls, mißmutig den Besucher, dem er dadurch Zeit ließ, auch seinerseits ihn zu betrachten. Bis auf die Hausjacke und die kamelhaarenen Schuhe hatte er schon Abendtoilette gemacht, und sein Frackhemd zierten zwei gar nicht ganz kleine Perlen. Die Falten seines energischer gemodelten Gesichtes von bräunlicher Blässe, wie sie Menschen eigen ist, die mit dem Schlaf geizen, hatten sich vertieft und gaben ihm ein bewußteres und beherrschteres Aussehn.

Diesem Mann von Erfolg gegenüber fühlte Klaus unwillkürlich Respekt, und er beeilte sich, sein Eindringen zu entschuldigen. Kaum aber hatte er seinen Namen genannt, als Wiedemann aufsprang, ihn mit der alten, bezaubernden Herzlichkeit begrüßte, Platz nehmen hieß und Zigarren- und Zigarettenkisten herbeischleppte, während er immer wieder seiner Freude über den Besuch Ausdruck gab, sich nach seiner Mutter, an die er so oft denken müsse, erkundigte und fragte, wie es denn in dem alten, verschlafenen Spießernest aussähe.

Klaus hatte eben begonnen, Bericht abzustatten, als die Tür aufgerissen wurde und Hellmuth hereinstürzte. Ein Blatt schwenkend und ohne von seinem Freund Notiz zu nehmen, keuchte er: „Also der junge Mensch dringt ins Zimmer, ergreift eine Axt —“

„Willst du nicht —?“

„Ach doch, bitte, nicht unterbrechen! — Der junge Mensch dringt ins Zimmer, ergreift eine Axt am Kamin, will eben dem Alten den Schädel zerschmettern, als der in die Knie bricht: ‚Mein Sohn!‘ schreit er — da fällt dem die Axt aus der Hand —!“

‚Um Himmels willen,‘ dachte Klaus, ‚hatte sich das etwa soeben zugetragen?‘

„Eine Axt?“ fragte Wiedemann, zweifelgequält, und bohrte seine Faust ins Auge. „Wie kommt eine Axt auf den Kamin?“

„Was soll's sonst sein? Ein Feuerhaken?“

„Nein, nein, eine Axt! Nur müssen wir sie motivieren. — Sonst aber — ich glaube — das ist —“

Mit verlorenem Blick, wie im Halbtraum schritt Wiedemann an die Heizung, nahm von der Holzverkleidung eine längliche Kristallvase, drehte sich plötzlich um und erhob, während ein Ausdruck höchster Wut seine Züge verzerrte, das Pseudomordinstrument über einer imaginären Persönlichkeit.

„Großaufnahme! — Herrlich! — Das ist — wirklich — die Lösung. Bravo, mein Sohn! Bravo! Das hast du gut gemacht. — Aber nun begrüße erst mal deinen Freund. Ein Prachtmensch ist er geworden, unser Hellmuth,“ wandte er sich an Klaus. „Früher war er doch ein so trockener Geselle, der nur seine Bücherkataloge im Kopf hatte. Aber seitdem er mir beim Film hilft, entwickelt er eine Phantasie! Ich möchte nur wissen, wo Mama bleibt?“

„Sie ist doch im Verschönerungsinstitut.“

„Seit drei Uhr! Das kann doch unmöglich vier Stunden dauern. Na, wenn's nur wenigstens ein bißchen hilft,“ seufzte Wiedemann und forderte die beiden jungen Leute auf, wieder Platz zu nehmen. Dann fiel ihm ein, daß Klaus unbedingt heute abend zur Premiere seines neuen Films mitkommen müsse. Seine Loge sei zwar schon gedrängt voll, aber irgendwie werde sich schon ein Plätzchen finden.

Aus der Unterhaltung mit Vater und Sohn erfuhr Klaus, daß Wiedemann in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit beim Film sich bereits einen bedeutenden Namen gemacht hatte. Vom „Hausdichter“ war er zum „Großautor“ aufgestiegen. Von allen Seiten kamen Bestellungen, manchmal sogar telegraphisch, als wenn er die fertigen Manuskripte nur so auf Lager hätte. Um den Anforderungen zu genügen, half die ganze Familie, indem sie die Bücher auf brauchbare Filmmotive untersuchte. Besonders Hellmuth war darin Meister, der, wenn er im Zug war, zwei bis drei Romane an einem Tage konsumierte.

Bald darauf kamen auch Kaspar, der ewige Quartaner, und das Nesthäkchen Bella herein. Die ganze glückliche Familie war nun versammelt, mit Ausnahme von Frau Wiedemann. Minna kam mit der Meldung, daß das Abendessen bereit stände. Immer ungeduldiger wurden die Fragen nach Mama. Wiedemann, nervös mit seinem übergeschlagenen Bein wippend, brummte: „Vier Stunden! Unglaublich! In der Zeit kann man ein ganzes Haus anstreichen.“ Endlich schellte



Land der Sage. Gemälde von Hans Stadelmann

es, und alle atmeten auf. Aber da kam Minna wieder und sagte, die gnädige Frau ließe die Herrschaften in den Salon bitten.

Nach einem kleinen Gebrumm über diesen Unsinn folgte Wiedemann seinen Kindern, um an der Schwelle des Salons geblendet zurückzufahren. In der Mitte des Raumes stand, gelehnt an einen der neu gekauften Seidenfauteuils, lichtübergossen, denn sie hatte große Illumination hergestellt, Frau Wiedemann, aber was für eine Frau Wiedemann! Eine aus den Schaumwellen des Verschönerungsinstituts wie neugeboren entstiegene und dem Reich der Unwirklichkeit angehörige Erscheinung.

Ihr kurzes, gewelltes Haar zeigte goldene Lichter von dem seidigen Glanz ihres goldbraunen Kleides, das sie beinahe schlank erscheinen ließ. Die nicht zu verbergende Üppigkeit ihrer Waden hatte sie sorgfältig hinter dem Fauteuil versteckt. Um ihren tief entblößten Hals schlang sich eine Doppelschnur von Perlen, ebenso imitiert und ebenso echt wirkend wie die strahlend weiße Haut darunter. Das etwas maskenhafte, aber sehr hoheitsvolle Lächeln auf ihrem faltenlosen, perlmutterbleichen, nach der Mitte der Wangen zu jedoch rosa überhauchten Gesicht mit dem scharlachroten, herzförmig geschnittenen Mund, den aus mystisch violetten Höfen unergründlich und erschreckend groß strahlenden Pupillen und den schlanken, geschwungenen Brauenbögen darüber gab ihr das Aussehen von etwas sehr Fremdartigem und Exotischem.

Die Kinder machten auf der Schwelle des Salons „Ah“ wie beim Anblick eines brennenden Christbaumes. Wiedemann aber — machte einige Schritte in den Salon, verbeugte sich tief und fragte: „Verzeihung meine Gnädigste, mit wem haben wir die Ehre?“

Seine Frau drehte sich mit der wiegenden Grazie einer Vorführungsdame um sich selbst und sagte: „Na, gefalle ich dir?“

„Gefallen ist überhaupt kein Ausdruck. Du bist ein Gedicht.“

„Hält das nun lange vor?“ fragte Kaspar.

Aber über die Haltbarkeit der Prozedur wurde nicht weiter verhandelt. Wenn die Familie nicht ihres Oberhauptes Ehrenabend versäumen wollte, war es höchste Zeit zum Aufbruch. — — —

Klaus hatte den Dichter gewissermaßen im Rausch der Flitterwochen angetroffen. Sehr bald nach diesem Abend aber sollte Wiedemann erkennen, daß seine neue Ehe mit dem Film, wie die mit so mancher reichen Frau, auch ihre Schattenseite hatte.

Vielleicht hätte dies Leben ihn schon um seiner Neuheit willen für eine Weile befriedigt, wenn nur nicht — Aber dies „nur nicht“ — war so törichter und unwirklicher Natur, daß man eigentlich gar keinen Gedanken daran hätte verschwenden dürfen.

Frau Wiedemann war von jeher eifersüchtig gewesen. Und anfangs hatte diese hadernde Liebe ihrem Mann geschmeichelt. Erst als sie anfing, ihn mit Dienstmädchen, Ladenfräulein, allen möglichen untergeordneten Wesen zu verdächtigen, bat er sich aus, sie möge doch wenigstens etwas würdigere Objekte wählen.

Bei der Übersiedelung nach Berlin hatte es zwischen dem Ehepaar eine ernste Auseinandersetzung gegeben. Wiedemann erklärte seiner Frau, daß er von jetzt ab beruflich gezwungen sei, mit jener Gattung von Damen, die in ihren Augen gefährlicher als Fliegenpilze waren, zusammenzukommen und auch auf Gesellschaften zu gehen, in denen ein etwas freierer Ton herrsche, als sie gewöhnt sei.

Frau Wiedemann hatte Besserung gelobt, nicht nur ihrem Mann, sondern, was wichtiger war, sich selbst. Und um ihr Selbstvertrauen zu heben, hatte sie nun diesen köstlichen Jungbrunnen entdeckt. Vor jeder Gesellschaft unterzog sie sich der furchtbar strapaziösen Behandlung, ließ durch stundenlange Massage mit weißem Fettschaum und durch heiße Benzoedämpfe allen Alltagsstaub von ihrem Gesicht entfernen, ließ sich mit Eisbeutelchen schlagen und in feuchte Bandagen wickeln und die Krähenfüße, Stirn- und Mundfalten mit Wachs glattplätten, ließ die Augenbrauen auszupfen und in die Pupillen Belladonna träufeln, und Wangen, Mund und Wimpern bemalen und alles mit vielerlei Puder bestreuen, bis aus der Alltagsfrau Wiedemann die jugendlich elegante Weltdame geworden war. Und welche Weltdame hätte sich wohl mit so spießbürgerlichen Regungen wie Eifersucht abgegeben!

Aber es kam sehr bald die Zeit, wo Frau Wiedemann die Erfahrung machte, daß auf die schimmernde Rüstung kein Verlaß war.

Bei Tisch beherrschte sie sich gewöhnlich krampfhaft, um nicht nach ihres Mannes Platz zu sehen. Aber wenn sie seine dunkelwarme Stimme vibrieren hörte — was für ein höllisches Feuer ergoß sich dann in ihr Herz! Und dann nach aufgehobener Tafel — nun zuerst wurde ihr noch eine kleine Gnadenfrist gegönnt, während der die Herren sich um die Tische mit Zigarren und Likören drängten. Aber einmal kam mit der Bestimmtheit eines unabwendbaren Schicksals

der Augenblick, wo eine dieser verhaßten Katzen, deren entblößter Rücken sich so beutelüstern schlängelte, um ihren Mann herumstrich. Bisher hatte sie immer in den Bühnenkünstlerinnen die Kerntruppe ihrer Feindinnen gesehen, aber diese Filmstars waren ja weit ärger. Schließlich wurde sie von ihrer Qual überwältigt, stand plötzlich vor ihrem Mann und sagte mit rauh belegter Stimme, sie fühle sich nicht wohl.

„Willst du schon nach Haus?“

„Kommst du nicht mit?“

„Selbstverständlich — sofort!“

Niemals sagte er nein, aber der kurze, bedauernde Blick, den er vielleicht seiner Nachbarin zuwarf, genügte, um ihren Verdacht zu rechtfertigen.

Gewöhnlich gab es schon im Auto eine heftige Szene.

Schließlich kam es immer wieder zur Versöhnung, denn nach Entladung des Gewitters bereute die im Herzen gutmütige Frau ihren Ausbruch und gelobte Besserung. Aber Wiedemann fand allmählich immer weniger Geschmack an den Freuden der Geselligkeit und verzichtete gegen Ende des Winters ganz darauf. Er fühlte sich müde, zermürbt und enttäuscht in jeder Hinsicht. Es kamen Stunden, wo er sich inbrünstig nach seinem früheren Leben zurücksehnte, nach dem Leben eines armseligen „Lumpensammlers“ und Königs.

*

Da soeben ein Platzregen niedergegangen war, hatten sich die Zeitungsverkäufer unter Torbögen und auf Treppenstufen geflüchtet. Nun warfen sie sich, das eben erschienene Blatt in der Hand schwenkend, mit verdoppeltem Geschrei in das von überall her wieder zuströmende Gewühl.

Einem der großen Zeitungsgebäude gegenüber hatte Alfred Schutz vor der Nässe gefunden. Obwohl er zu eben dieser Stunde dorthin bestellt war, rührte er sich doch nicht, sondern starrte gedankenverloren in das Straßentreiben. Er dachte, wie mannigfaltig und abgestuft nach Qualität und Preis die leiblichen Speiseanstalten seien. Ihren geistigen Hunger aber stillten alle, der Chauffeur auf dem Bock wie der Herr im Auto, mit demselben Groschenblatt. Wär's doch lieber umgekehrt. Bekämen wir für zehn Pfennige alle dasselbe Mittagessen!

Alfred hatte einen bösen Winter hinter sich, und solche Essensgedanken beschäftigten ihn nicht das erstemal. Traurig betrachtete er seine Schuhe. Ihr Glanz hatte ihm soviel Mühe gekostet. Jetzt sahen die Schmutzbespritzten doppelt schäbig aus. Sein Vertrauen zu Bluff und Äußerlichkeiten hatte sich mit der Zeit in das finstere Mißtrauen verwandelt, daß, wenn man ihm erst seine schlimme Lage anmerkte, er rettungslos verloren sei. Deshalb hungerte er lieber, als daß er sein Äußeres vernachlässigte. Und bis auf die Schuhe, den abgegriffenen Hut, eine leichte Unsauberkeit der Wäsche hatte seine Kleidung durch sorgfältige Schonung halbwegs die alte Eleganz bewahrt. Nur der etwas raubtierhafte Ausdruck auf seinem abgemagerten Gesicht ließ ahnen, daß er nicht nur heitere Tage und sorglose Nächte hinter sich hatte. Aber damit fiel er nicht weiter auf; es gab unter den Passanten hunderte solcher Gesichter.

Statt den Lift zu benutzen, stieg er langsam die Treppen hinauf. Vielleicht aus Feigheit, um die Frist vor der Entscheidung noch zu verlängern, vielleicht aus einer Art selbstquälerischer Neugier, um seine Gedanken zu kontrollieren.

Im dritten Stock bog er in einen langen Gang ein. Junge Mädchen, jüngere und ältere Herren rannten an ihm vorbei. Beinahe jeder warf ihm einen raschen, gleichgültigen Blick zu, und jeder schien in seinem Gesicht etwas von der Wichtigkeit zu verraten, welche die Zugehörigkeit zu diesem Hause verlieh. Selbst die blassen Zeitungsjungen mit ihren geflickten Hosenböden zeigten diesen Ausdruck.

Nachdem Alfred einen Zettel mit seinem Namen und Anliegen ausgefüllt hatte, wurde er in ein Sprechzimmer geführt. ‚Die Entscheidung!‘ zwängte es sich aus seiner zusammengeschnürten Brust. ‚Entscheidung? Glückt's, dann glückt's, und wenn nicht, dann mache ich noch längst keinen Sprung zum Fenster hinaus. Es gibt noch viele — hunderte Wege. Schlimmstenfalls —‘ Aber die zusammengepreßten Zähne zermalmten den aufkommenden Gedanken. Nein, das nicht!

Alfred wollte lieber vor die Hunde gehen, als vor seinen Eltern zu Kreuz kriechen. Bis heute hatte er allen Versuchungen widerstanden, heute aber spielte er so etwas wie eine letzte Karte aus. Er war seiner Wirtin zwei Monate Miete und „Auslagen“ schuldig. Wenn er nicht endlich zahlte, wurde er hinausgesetzt.

Im Augenblick, als sich die Tür öffnete, heiterte sein finsteres Gesicht sich auf. Mit sorgloser Nonchalance streckte er dem eintretenden jungen Mann die Hand entgegen.

„Na, da bin ich mal wieder. Bringe Ihnen einige mondäne Sachen. Vielleicht glückt's diesmal besser. Hatte ein paar recht hübsche Einfälle.“

„Das sollte mich freuen,“ erwiderte der andere mit höflicher Zurückhaltung.

brot. Erstand auch ein Paket billigster Zigaretten. Draußen spürte er auf einmal, daß es Frühling war. Die auf den Dächern flatternden Fahnen, die schäumenden Blumensträuße, die flitzenden Autos, die hübschen Mädchengesichter — das alles strömte auf ihn zu wie der Inhalt eines großen Füllhorns, das Frühling hieß.

Er hatte in seinem dunklen Zimmer nur grauen Winter gekannt oder stickige Sommerschwüle und auf den Straßen das Gewimmel unfroher, gehetzter Menschen — eine Welt im rauhen, häßlichen Arbeitskittel. Nun war er im Tiergarten, atmete Hyazinthenduft, sah auf den seidigen Glanz der dunklen, stillen Weiher und das Samtgrün der Rasenflächen — ein trunkener Spaziergänger, noch nicht ein Bürger, aber ein hoffnungsseliger Anwärter jener schöneren Welt, die einmal seine Heimat gewesen war. Lange Zeit saß er auf einer Bank, lächelte und hätte doch weinen mögen, so lind umwehte ihn die Luft, wie die Hand einer Geliebten, die er verschmäht und gering geschätzt hatte und die ihm seinen Hohn jetzt mit Zärtlichkeit vergalt.

Dann ging er weiter. Seine ausgehungerten Augen wollten immer mehr Schönheit sehen.

Und da begegnete ihm Klaus, der aus der Hochschule seiner Wohlfahrtsküche zustrebte, wo er gegen Eßmarken eine unentgeltliche und beinahe sättigende Mittagsmahlzeit einzunehmen pflegte. Er erkannte Alfred sofort, doch drängte eine erste unwillkürliche Regung ihn vorüberzugehen. Seine Mutter hatte vor längerer Zeit schon in einem ihrer Briefe erwähnt, Alfred Meisel sei verschollen. Keiner seiner alten Bekannten hätte aus Italien oder sonst woher je eine Zeile von ihm bekommen. Alle möglichen Gerüchte würden über ihn erzählt. Er müsse wohl unter die Räder gekommen sein.

Aber gerade dies bestimmte Klaus, seinen Entschluß zu ändern. Er beschleunigte seine Schritte und rief den vor ihm Gehenden beim Namen. Alfred fuhr zusammen, aber sein verfinstertes Gesicht erhellte sich sofort, als er Klaus erkannte. Hocherfreut schüttelte er ihm die Hand und fragte, wie es ihm gehe.

„Man schlägt sich so durch. Und dir?“

„Ausgezeichnet! Rauchst du?“

Da er sich gerade eine Zigarette angezündet hatte, hielt er Klaus das Schächtelchen hin. Und als wenn er gewisse Vermutungen, welche die billige Sorte etwa aufkommen lassen könnte, sogleich abschneiden müßte, wiederholte er: es ginge ihm ausgezeichnet. Er hätte einen famosen Winter hinter sich. Man lebe eben nirgendwo besser als in Berlin.

Dann sei er wohl gar nicht in Italien gewesen?“

In Italien? Aber natürlich. In Rom, in Neapel, in Sizilien, ein bißchen überall. Jetzt sei er einige Wochen hier, der Ausstellung seiner Bilder wegen. Wolle aber bald wieder fort.

Er merkte selbst, wie aufgeregt er drauf los schwatzte und immer nahe daran, sich in Widersprüche zu verwickeln.

Klaus hatte alles mit Genugtuung angehört und sagte jetzt: „Da sieht man doch, was für einen Kohl die Leute quatschen!“

„Was quatschen sie denn?“

„Ach, lauter Blödsinn natürlich. Du kannst es dir wohl denken.“

„Die mögen sich schön die Mäuler zerreißen, hätten am liebsten, wenn ich vor die Hunde gegangen wäre. Bande! Aber ich habe ihnen nicht den Gefallen getan.“

„Hast du dich denn mit deinen Eltern ausgesöhnt?“

„Nein!“ sagte Alfred finster. „Und ich werde es auch nicht. Es geht auch ohne das väterliche Portemonnaie, wenn man wer ist.“

Klaus fühlte sich etwas gedrückt. Da er hungrig war und noch einen weiten Weg vor sich hatte, wollte er sich verabschieden. Aber Alfred hatte sich eingehängt. Er fühlte auf einmal: was ihm gefehlt hatte in seinem Glück, war ein Mensch, ein bekanntes Gesicht.

„Können wir nicht zusammenbleiben? Mach' mir die Freude und iß mit mir zu Mittag. Komm!“ Er wies auf ein großes Restaurant, dessen Schild von der anderen Seite des Platzes lockte.

„Aber ist das nicht gerade ein sehr teures Lokal?“

„Ach was, du bist mein Gast!“

Und während er mit zurückgeworfenem Kopf den großen Saal durchschritt, schienen seine Blicke nach rechts und links die Gäste herauszufordern: ‚Schaut mich nur an! Sieht so ein Mensch aus, der vor die Hunde geht?‘ Aber fast im selben Augenblick durchkreuzte diesen Gedanken ein anderer: ‚Ach das tut wohl! Diese weißgedeckten Tische mit Blumen, diese Sauberkeit, dieser gute Geruch.‘ Seiner Fröhlichkeit gelang es bald, die kleine unsichere Verlegenheit seines Gastes zu verscheuchen.

Während die beiden sich ihr Essen schmecken ließen, fragte Alfred, nachdem er sich nach Klausens Mutter und seinen Geschwistern erkundigt hatte, mit betonter Nachlässigkeit, wo denn Tinette stecke. Und

ebenso gleichgültig, wenn auch zögernd, antwortete Klaus, Tinette sei hier. Seit einigen Monaten sei sie in Berlin. Sie arbeite in einem Versicherungsbüro.

„Und das sagst du erst jetzt? Aber dann müssen wir uns doch mal treffen. Weißt du ihre Telephonnummer?“

Äußerst brummig gab Klaus sie an, indem er hinzufügte, im Augenblick sei Tinette nicht zu erreichen. Trotzdem ließ Alfred sofort sein Essen stehn und verschwand in der Telephonzelle.

Klaus legte ebenfalls, aber nicht nur aus Höflichkeit, Messer und Gabel beiseite und dachte, da hätte er eine verwünschte Dummheit gemacht. Wenigstens würde Tinette nicht zu Hause sein, und wenn, dann würde sie kaum Verlangen tragen, Alfred wieder zu sehen. Doch nach einiger Zeit kehrte dieser strahlend zurück. Er hatte Tinette in ihrem Büro angeklingelt und gleich für heute abend ein Zusammensein verabredet. Klaus mußte natürlich dabei sein. Tinettens ausdrücklicher Befehl. Dieser brummte etwas Undeutliches.

„Ich habe vorgeschlagen, daß wir ins Theater gehen. Zur Bergner. Ich besorge Karten.“

„Aber das kostet doch ein Heidengeld,“ entfuhr es Klaus.

Alfred lachte nur und stieß mit ihm an. Er freute sich ja so über dies Wiedersehen!

Es war spät geworden. Alfred mußte sich beeilen, nach Haus zu kommen. Aber kaum hatte er sich verabschiedet, als ihm aus einem Blumenladen Orchideen entgegenleuchteten. Tinettens Lieblingsblumen. Das war keine Lockung, sondern ein Befehl. Er mußte sie kaufen. Er mußte Tinette zeigen, wie glücklich er war. Vor einer Stunde noch hatte er sich auf den Moment gefreut, wenn er seine Wirtin bezahlen würde. Jetzt schlich er leise, mit Herzklopfen in sein Zimmer.

Während er alles verkauft und versetzt hatte, was von Wert war, hatte er doch Smoking, Lackschuhe und einige Frackhemden zurückbehalten, in der Erwägung, daß für einen Mann, der Karriere machen will, die überflüssigsten Dinge die allernotwendigsten sind. Nun konnte er sich mit Genugtuung sagen, wie richtig er gehandelt hatte. Ein anderer Mensch als der, den er ein Jahr lang gesehen, blickte ihm jetzt aus dem Spiegel entgegen. Stand er nicht da in seinem alten Glanz? Seine Uhr? Wer vergaß nicht mal die Uhr? Seine blechernen Manschettenknöpfe? Tinette würde schon nicht hinsehen.

Tinette — alle holden Dinge, die das Füllhorn des Frühlings über ihn ausgeschüttet hatte, waren Versprechungen gewesen dieses unnennbaren Glücks und flossen zusammen in ihrem Gesicht.

Obwohl er kurz nach Kassenöffnung im Theater ankam, herrschte doch schon großes Gedränge. Ein junges Mädchen bot ihm leise Plätze im zweiten Rang an: ein günstiger Zufall, plötzliche Erkrankung...

Er lächelte nur verächtlich. Zweiter Rang, mit Tinette! Da das Parkett bereits ausverkauft war, mußte er Plätze im ersten Rang erstehen.

Er hatte noch viel Zeit, ging vor dem Theater auf und ab. In langen Reihen fuhren die Autos vor. Damen in Pelzen, in schillernden Abendmänteln, mit Perlenketten um den Hals, Diamantreifen im Haar, herrlich gekleidete Damen stiegen aus. Kohlweißlinge gegen Tinette! Es wurde dreiviertel — es wurde zehn — es wurde fünf Minuten vor acht, und die beiden kamen nicht. Diese kurze Spanne des Wartens war endlos und schrecklich. Wenn Tinette plötzlich verhindert war! Und er stand da mit seinem Strauß, seinen Billetts! Etwas wie eine Feuersbrunst prasselte in ihm hoch.

Aber da tauchten die beiden auch schon auf. Wie unscheinbar sie wirkten, der kleine Klaus und auch Tinette, in dem billigen Mäntelchen, dem schwarzen Filzhut . . . Aber gerade ihr bescheidenes Äußere erfüllte ihn mit süßer Zärtlichkeit und dem Gefühl triumphierenden Stolzes.

Zu langen Begrüßungen war nicht Zeit. Sie mußten in die Garderobe eilen.

„Erster Rang? Das ist ja fürstlich, Mensch. Du bist wohl Millionär geworden!“ staunte Klaus.

Tinette hatte ihren Strauß erhalten, hatte nur gesagt: „Orchideen, wie nett!“ Aber kein Mensch hätte dies Wort so aussprechen können wie sie.

„Hoffentlich hast du die ‚Johanna‘ noch nicht gesehen?“ fragte Alfred.

„Nein!“ antwortete sie etwas atemlos. „Ich war hier überhaupt noch nie im Theater.“

„Ich auch nicht,“ sagte Klaus. ‚Ich ebenfalls nicht,‘ hätte Alfred hinzufügen können, was er aber unterließ.

Solange die Vorstellung währte, hingen die drei jungen Menschen ganz an dem Schauspiel auf der Bühne, das ihre persönlichen Regungen wie in einem großen Strudel verschlang. Nur als sie während der Pause sich im Foyer ergingen, genoß Alfred das Entzücken und den etwas eitlen Triumph an Tinettens Gegenwart, die, indes Klaus wegen des Gedränges manchmal vorgehen und manchmal zurückbleiben mußte, ehrfürchtig seinen Erklärungen lauschte und sich

so eng an ihn schmiegte, als höbe seine Sicherheit und Eleganz ihre etwas unsichere Provinzbefangenheit. Nach Schluß der Vorstellung wollten die beiden heim, aber Alfred erklärte, so dürfe dieser Abend nicht enden. Sie hätten ja kaum miteinander gesprochen. Es sei noch reichlich Zeit für ein Glas Wein. Aber Tinette hatte Angst. Die alten Damen in ihrer Pension würden sie bei ihrem Vater verklatschen, wenn sie nicht um Mitternacht zu Hause wäre. Doch Alfreds Gesicht drückte so furchtbare Enttäuschung aus, daß sie umgestimmt wurde.

Man überlegte, wohin? Klaus erlaubte sich, das Lokal vom Mittag in Vorschlag zu bringen. In ein Bierlokal mit Tinette? Alfred hatte bereits heimlich den Theaterzettel studiert und ein ihrer würdiges Weinrestaurant entdeckt. Da es angefangen hatte zu regnen, schlüpften sie in ein Auto.

Unterwegs erzählte Tinette von der Pension, in der ihr Vater sie untergebracht hatte. Lauter alte Damen. Wenn alle vollzählig versammelt waren, saßen rund tausend Jahre um sie herum.

„Arme, kleine Tinette! Aber nur Mut! Denke an Napoleons Soldaten in Ägypten. Auf die blickten vier Jahrtausende hinunter."

„Aber das waren stumme Pyramiden. Und meine haben Zungen. — Na, mir ist's gleich. Morgen sollen sie über mich herfallen. Heute ist heut!"

‚Ja, heute ist heut,' dachte auch Alfred.

Das Weinrestaurant war eine kleine Enttäuschung. Zu viel protzige Eleganz, ein Heer von Kellnern und so wenig Gäste. Immerhin spielte eine gute Jazzband. Nachdem man Platz genommen hatte, stellte Alfred eine Gewissensfrage: was hatten die beiden zu Abend gegessen? Sie wichen aus, aber nochmals auf Ehre und Gewissen gefragt, mußten sie gestehen, es war nur ein Butterbrot gewesen.

So bestellte er denn Filetschnitten am Rost. Da ihm aber der Kellner sagte, sie dauerten eine Viertelstunde, suchte er auf dem Büfett noch einige der leckeren Vorgerichte aus.

„Also, Tinette, die Vorstellung hat dir gefallen?"

„Es war überhaupt der herrlichste Abend seit" — sie suchte eine Sekunde mit begeistertem Blick — „mindestens einem Jahr."

Etwas mehr als ein Jahr war es her, daß sie sich nicht gesehen hatten.

„Auch für mich ist es der schönste Abend," sagte Alfred.

„Ich fand es auch einfach großartig," stimmte Klaus ein. „Es gibt eben auf jedem Gebiet etwas Erstklassiges. Hast du übrigens schon auf der Automobilausstellung die neuen Modelle gesehen, Alfred? Du mußt unbedingt hingehen."

Aber Alfred unterlag in diesem Moment einer Sinnestäuschung, die, indem sie zwei kontrastierende Augenblicke in einen zusammenrückte, die Wirklichkeit zu etwas unheimlich überwirklichem machte.

Einige Abende vorher war er, ziemlich um dieselbe Stunde, in einem Kellerlokal gewesen und hatte ein Mädchen beobachtet, rothaarig, mit unzähligen Sommersprossen, breit gedrückter Nase und farblosen Augen. Trotz ihrer abstoßenden Gewöhnlichkeit hatte auf ihren saftigen Lippen etwas gelegen, was ihn reizte. Dies Mädchen an dem schmutzigen Holztisch, das mit breiter, roter Hand in ihrer Tasse rührte, sah er jetzt, mitsamt vielen andern rohen Gesichtern, atmete die rauchdunstige Atmosphäre, hörte die heiser streitenden Stimmen, während zugleich Tinette sein Auge erfüllte — und der nachträgliche Ekel, die empörte Auflehnung gegen das in ihm, was dieser Versuchung unterlegen war, verzuckten schnell im Blendlicht eines schwindligen Traums.

Die Erinnerung verschwand, es blieb nur die unwahrscheinlich süße Gegenwart. Aus ihrem dunklen Mantel herausgeschält, wirkte Tinette wie eine liebliche, helle Frucht, wirkte gerade hier so naturhaft und rein, wie das aus Blumen und Wolken und Himmelsblau erschaffene Gesicht des Frühlings.

‚Und die hab' ich geküßt, hab' sie im Arm gehalten, sie war mein, und jetzt hab' ich sie verloren! —' durchfuhr es Alfred mit dem Gefühl schmerzlichen Betrogenseins. Wenn in diesem Augenblick seine Eltern den Saal betreten hätten, er wäre zusammengebrochen, hätte gebeten: ‚Nehmt mich wieder auf, aber laßt mir Tinette!'

Als sie jedoch etwas später sich nach seiner italienischen Reise erkundigte und fragte, ob seine Eltern denn seinen jetzigen Aufenthalt wüßten, erwiderte er: „Ich weiß nichts von ihnen und sie nichts von mir."

„Wie kann man nur so sein?" sagte Tinette vorwurfsvoll. „Wenn du auf eigenen Füßen stehen willst, das kann ich begreifen. Aber daß du ihnen keine Nachricht gibst, finde ich wirklich nicht nett. Sie müssen sich doch schrecklich Sorgen machen." Alfred schwieg. „Hörst du, Alfred, du mußt ihnen schreiben. Gleich heute noch. Versprichst du's?" Er schüttelte nur leise den Kopf. „Also das finde ich ganz dumm. Deine Mutter würde sich doch furchtbar freuen, wenn sie deine Ausstellung sieht."

„Schön Wenn sie stattfindet, werde ich ihr eine Einladung schicken."

„Du solltest ihr lieber gleich morgen schreiben."

„Lassen wir doch das Thema. Ich werde mich schon melden, wenn's Zeit ist. Erzähle lieber von dir. Also du bist bei einer Versicherungsgesellschaft. Was machst du da?"

„Ich tippe den ganzen Tag. Schrecklich, Aber wenigstens bin ich in Berlin."

„Weißt du nicht eine andere Stellung für Tinette?" fragte Klaus.

Alfred überlegte. „Ich werde mich mal erkundigen. Wozu hättest du denn am meisten Lust?"

Am liebsten würde sie Tänzerin, gestand Tinette. Aber das erlaubte ihr Papa nicht. Sie hatte auch an den Film gedacht. Doch davon glaubte Klaus, der durch seinen Freund Hellmuth verschiedenes über die Zustände beim Film erfahren hatte, ihr dringend abreden zu müssen.

Alfred pflichtete ihm bei. Nein, nein, der Film war nichts für sie. Aber warum wurde sie nicht Schauspielerin?

„Da müßte sie aber schon solch ein Talent wie die Bergner haben," sagte Klaus.

Tinette begann wieder von der Vorstellung zu schwärmen. Das Gespräch wollte gar nicht davon loskommen, bis Alfred anfing, sich zu ärgern. Gewiß, die Bergner war ausgezeichnet gewesen, aber er hatte sie schon in besseren Rollen gesehen. Zum Beispiel — er nannte den Namen eines Stückes, worauf Tinette ihm mit der Bestimmtheit einer Provinzlerin, die sich aus ihrer Zeitung täglich über alle Berliner Vorkommnisse orientiert hat, erklärte, in dem Stück sei die Bergner niemals aufgetreten. Wann Alfred sie darin gesehen haben wollte?

„Im vorigen Winter."

„Aber da warst du doch in Italien," sagte Klaus überrascht.

„Dann muß es später gewesen sein," erwiderte er verwirrt. „Oder sollte ich mich geirrt haben?"

„Vielleicht irre ich mich," sagte Tinette sanft. Sie hatte auf einmal das Gefühl, daß irgend etwas mit Alfred nicht stimmte. Vorhin in der ersten Freude des Wiedersehens hatte sie das nicht gemerkt. Jetzt flog es sie an mit unbestimmter, mitleidiger Furcht. Ging es ihm vielleicht gar nicht so glänzend, wie er tat?

Die Musik überhämmerte ihre Gedanken. Als es still war, erkundigte sie sich nach der Zeit. Unwillkürlich griff Alfred in seine leere Westentasche, indes Klaus seine altmodische Uhr hervorzog.

„Wo hast du deine hübsche Uhr?" fragte Tinette.

„Vergessen."

„Hoffentlich haben sie sie dir nicht in Italien geklaut," sagte Klaus.

„Wär' schlimm. Du mit deiner Kartoffel bist besser dran."

„Erlaube! Das ist doch eine sehr gute Uhr."

„Eine feine Uhr, mein lieber Franz aus Neuruppin."

Die Unterhaltung stockte. Verstimmt schlug Alfred die Weinkarte auf. Tinette warf dem brummig dreinschauenden Klaus einen raschen Blick zu.

„Kleiner, lieber Klaus," flüsterte sie ganz leise und drückte ihm unter dem Tisch die Hand.

In diesem Augenblick winkte Alfred dem Kellner und deutete auf eine Marke. Die beiden protestierten, aber die Bestellung war schon gemacht.

Der Sekt belebte die Stimmung wieder. Aber wirklich vergnügt wurde nur Klaus, dem der Sekt — oder war es noch etwas anderes? — ein wenig zu Kopf zu steigen schien. Er wollte durchaus Ansichtspostkarten bestellen. Er mußte doch gleich seiner Mutter mitteilen, was für einen famosen Abend er verlebe. Und Alfreds Eltern sollten auch einen Gruß bekommen.

Alfred verbat sich, weniger witzig als erregt, solchen Philisterbrauch. Wenn er diesen verwünschten Jungen nur loswerden könnte! Er mußte auf dem Nachhauseweg mit Tinette allein sein. Aber als er diesen Wunsch andeutete, erklärte sie, was ihm einfiele. Sie wohnte ja ganz in der Nähe der Untergrundbahn, die Klaus benutzen konnte. Klaus war ihr getreuer Ritter. Von dem trennte sie sich nicht.

Obwohl die Flasche noch nicht geleert war, drängte sie ängstlich zum Aufbruch. Die Worte flogen hin und her, scherzhafte Worte, doch klirrte etwas wie Scherben dazwischen. Tinette bestand auf ihrem Willen, Alfred mußte nachgeben. Als er den Kellner herbeirief, hob Klaus, der jetzt wirklich einen kleinen Schwips hatte, sein Glas: „Na prost, alter Junge! Wir sind dir ja hübsch teuer zu stehn gekommen. Eigentlich hatten wir's uns ganz anders gedacht. Nicht wahr, Tinette?"

„Wie hattet ihr ihn euch denn gedacht?"

„Wir haben uns überlegt: auf den Bums wird er uns nicht gerade einladen. Aber allerhöchstens auf den zweiten Rang. Und dann gehn wir vielleicht noch in ein Café! Aber es war ein ganz famoser Abend, wirklich tadellos."

In diesem Augenblick durchfröstelte Alfred, der auf die zusammengestellte Rechnung blickte, plötzlich Angst, sein Geld reiche nicht.

Seine Hand zitterte leicht, als er seiner Brieftasche — wie vergilbt und schäbig sie sich von dem weißen Tischtuch abhob! — die letzten Scheine entnahm, und er merkte nicht, wie er ein kleines Papierchen mit herauszog, das auf den Boden fiel und vom Oberkellner höflich aufgehoben wurde. Doch als er seine Brieftasche schließen wollte, wies Klaus darauf und sagte: „Vergiß das nicht!“ Es war der Pfandschein über Alfreds Uhr.

Nachdem Alfred die beiden vor Tinettens Pension abgesetzt hatte, fuhr er allein weiter. Aber schon nach wenigen Minuten verabschiedete er den Chauffeur und stand nun plötzlich im strömenden Regen, mit einem Gefühl im Innern, als wäre soeben ein Feuerwerk erloschen. Zum Glück kam gerade eine Elektrische an.

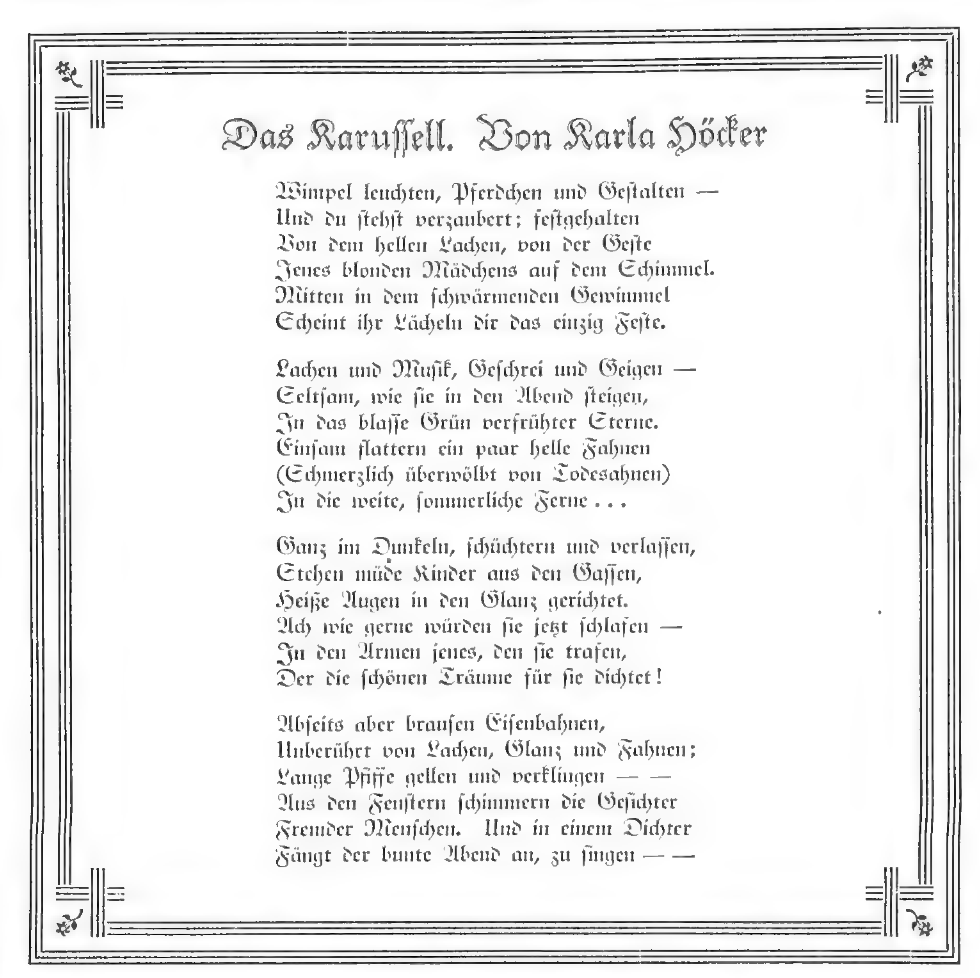
Nur jetzt nicht denken! Nur nicht die helle Freude auslöschen lassen! Zwischen Wachsein und Traum stürzte sein Geist im Bienenflug sich immer wieder auf die eine Blume, um aus ihrem Kelch alle Süßigkeit, allen berauschenden Duft, alle Beschwichtigung und Betäubung der schwarz in ihm aufsteigenden Angst zu saugen.

Als aber die letzten Insassen ausstiegen und Alfred sich erkundigte, wo er sei, mußte er erfahren, daß er in einen falschen Wagen eingestiegen und in einer fremden Stadtgegend war.

Nachdem er lange Zeit an einer Haltestelle gewartet hatte, ohne daß eine Elektrische sich sehen ließ, machte er sich zu Fuß auf den Weg.

Langsam, mit gesenktem Kopf, schlich er daher, während das Wasser an seinen frierenden Schultern hinablief und in seinen Lackschuhen quietschte, ein Wanderer in Dunkel und Regen, in Enttäuschung und Gram, ein flüchtiger, nur allzu flüchtiger Gast jener schöneren Welt. Er war doch wohl nicht heimatberechtigt dort, sondern ein Anwärter des Elends — ein Mensch wieder ohne Geld und morgen wahrscheinlich ohne Obdach.

(Schluß des Romans folgt)



Das Karussell. Von Karla Höcker

Wimpel leuchten, Pferdchen und Gestalten —
Und du stehst verzaubert; festgehalten
Von dem hellen Lachen, von der Geste
Jenes blonden Mädchens auf dem Schimmel.
Mitten in dem schwärmenden Gewimmel
Scheint ihr Lächeln dir das einzig Feste.

Lachen und Musik, Geschrei und Geigen —
Seltsam, wie sie in den Abend steigen,
In das blasse Grün verfrühter Sterne.
Einsam flattern ein paar helle Fahnen
(Schmerzlich überwölbt von Todesahnen)
In die weite, sommerliche Ferne ...

Ganz im Dunkeln, schüchtern und verlassen,
Stehen müde Kinder aus den Gassen,
Heiße Augen in den Glanz gerichtet.
Ach wie gerne würden sie jetzt schlafen —
In den Armen jenes, den sie trafen,
Der die schönen Träume für sie dichtet!

Abseits aber brausen Eisenbahnen,
Unberührt von Lachen, Glanz und Fahnen;
Lange Pfiffe gellen und verklingen — —
Aus den Fenstern schimmern die Gesichter
Fremder Menschen. Und in einem Dichter
Fängt der bunte Abend an, zu singen — —

Aus der Chronika des „Malkasten"

Von Maler Carl Murdfield

Am östlichen Ende des herrlichen Düsseldorfer Hofgartens, an der Jakobistraße, hinter einem kleinen Vorgarten, liegt die schlichte, schöne Front unseres lieben Malkastens. Wenn wir, das Haus zur Linken, durch ein Gitterpförtchen in den Garten eintreten, der gewissermaßen eine Fortsetzung des Hofgartens und wohl seinen allerschönsten Teil bildet, so sehen wir links vor uns, an unser Vereinshaus anschließend, über einen großen Rasenplatz hinweg eines der leider ganz seltenen geschichtlichen Gebäude Düsseldorfs.

Es war in einer stürmischen Novembernacht des Jahres 1792, da klopfte hier ein Mann an, der nur von einem laternentragenden Jungen begleitet war. Der Besitzer des Hauses — es hieß Pempelfort und lag weit vor den Toren —, war der Dichter und Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi. Er ließ nach einigem Zögern — denn es waren unruhige Zeiten — öffnen und erkannte in dem Eintretenden, nachdem dieser seinen ganz durchnäßten Hut und Mantel abgelegt hatte, zu seiner größten Freude seinen Freund Goethe, der als Flüchtling aus der Kampagne in Frankreich kam und in einem alten, lecken Kahn von Koblenz den Rhein herab in zweitägiger Fahrt nach Düsseldorf gelangt war. — Nun wird mancher aus Goethes Beschreibung wissen, wie wohl er sich hier im Hause seines lieben Freundes gefühlt hat, wie eingehend er über die hochinteressanten Unterhaltungen berichtet, die in dem großen Eßzimmer Jacobis, unserem jetzigen Kegelbahn-Vorzimmer, gepflogen wurden und wie er unsern Garten schon damals ein wahres Paradies nennt. Die Tradition berichtet weiter, daß in diesen seinen ersten Ruhetagen auf der Flucht Goethe hier zum erstenmal erwog, das Flüchtling-Epos „Hermann und Dorothea" zu schreiben. Auf jene Zeit, in der der Stern von Pempelfort hell und weit über die Lande strahlte, weist natürlich jeder heutige Malkästner gern seinen besuchenden Freund hin, erzählt ihm von dem wundervollen Festspiel „Goethe in Pempelfort", das vor einigen Jahren Professor Ludwig Keller auf der Wiese vor dem alten Jakobihause zur Aufführung brachte, und zeigt ihm dann ein treulich aufbewahrtes Stück Buchenrinde — es stammt von einem Baume, den vor einigen Jahren der Sturm fällte —, in das Goethe noch mit eigener Hand seinen Namen hineingeschnitten hat.

Wir treten durch die Tür, die sich Goethe öffnete, steigen die alte, mit schöngeschnitztem



Das Eßzimmer im alten Jacobi-Hause in Pempelfort. Gemälde von F. J. Fagerlin



Blick von der Terrasse in den Malkastenpark

Geländer versehene Treppe hinauf und treten in das Stübchen unseres Archivars, der uns gern aus der „Chronika de rebus Malkastaniensibus" berichtet: Unter der glanzvollen Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm (geb. 1658) errang Düsseldorf zum erstenmal den Namen einer Kunststadt. Dieser Fürst war es, der zuerst Kunstwerke für die Düsseldorfer Galerie sammelte, dieselbe Galerie, die heute den Grundstock der Münchener Alten Pinakothek bildet. Nach dem Tode des Jan Wellm, dessen Erinnerung am besten Grupellos vortreffliches Reiterbildnis auf dem Markte festgehalten hat, sank die Stadt schnell zur vorigen Bedeutungslosigkeit. Erst mit der Berufung des Malers Peter von Cornelius, eines der ersten Ehrenmitglieder des späteren Malkastens, zum Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, am 1. Oktober 1819, wurde der Grundstein gelegt, auf dem die heutige Geschichte der Düsseldorfer Kunst sich aufbaut. Sein Nachfolger wurde Wilhelm von Schadow, der es verstand, eine stetig wachsende Anzahl junger Talente heranzuziehen. Unter seiner Leitung gewann die Düsseldorfer Schule durch ihre Leistungen in kurzer Zeit bedeutenden Ruf. Aber bald lag der Wirkungskreis dieser Schule nicht mehr allein im Bereiche der Akademie, und schon in der Mitte der dreißiger Jahre finden wir eine starke, freie Künstlerschaft in Düsseldorf. Daß diese sich nun wieder zu Künstlerverei-



Bildnis Jacobis



Szene aus dem Kellerschen Festspiel „Der junge Goethe bei Jacobi in Pempelfort“
Gemälde von Hans Seyppel

nen zusammenschloß, erscheint uns selbstverständlich; aber mit Ausnahme des 1844 gegründeten „Vereins der Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hilfe“ lebt nur noch einer. Das Sturm- und Drangjahr 1848 hat uns den „Malkasten“ beschert, der heute noch gesund und jung mit beiden Füßen im Düsseldorfer Leben steht.

Bei seiner Gründung ist es also zugegangen: Am Morgen des 6. August sah auf der Allee am Friedrichsplatz der erstaunte Düsseldorfer Bürger eine wohl „sechzig Werkschuhe“ hohe Germania stehen, die in der Nacht vorher von der Malerzunft nach dem Entwurf von Carl Sohn errichtet worden war. Diese gewaltige Statue ward das Ziel eines vom alten Zechlokal in der Altstadt kommenden großen Fest- und Fackelzuges der bildenden Künstler. An der Spitze schritt die bekannte Gestalt Albrecht Dürers mit einem Herold, der das dem Meister von seinem Kaiser Maximilian verliehene Künstlerwappen trug. In altväterlichen Droschken folgten die Künstler Leutze, Knaus, Achenbach, Jordan, Carl Sohn, Lessing, Hasenclever, Hübner, Weber, der Dichter Ferdinand Freiligrath. Daran schlossen sich in malerisch glänzendem Zuge die deutschen Staaten, Provinzen und Freien Städte, alle in ihren Landestrachten und mit ihren Fahnen. Zum Schluß erschien, von Landsknechten und Rittern umgeben, das große deutsche Banner mit dem doppelköpfigen Reichsadler auf goldenem

Goethebüste
von Gustav Rutz im Malkasten-Park


Venusteich im Malkasten-Park

Grunde. Das letztere nahm unmittelbar vor der gewaltigen Germania Aufstellung, und der ganze Festzug gruppierte sich ringsum. Als nun nach einer feierlichen Rede das Reichsbanner unter Fanfarenklangen hochgehalten wurde, mußten alle Länderfahnen sich tief vor diesem neigen. Das hieß: es sollte aller Kleinstaaterei ein Ende gemacht sein zugunsten der Einigung im großen deutschen Vaterlande. Die Chronika meldet nun weiter, daß der Maler Emanuel Leutze, der ein Deutsch-Amerikaner und „sehr gut zu Fuß unter der Nase“ war, die hohe Begeisterung dieser Stunde dazu benützt habe, die Künstlerschaft zur Einigkeit zu mahnen und ihr die Gründung eines alle umfassenden Vereins mit dem einzigen Zwecke „geselligen Künstlerlebens“ unter brausendem Beifall zu empfehlen. Das war die Geburtsstunde unseres Malkastens, wie auf Carl Hübners Vorschlag der neue Bund genannt wurde. Aus dem alten Reichsbanner entstand die Malkastenfahne, indem die Gründer dem Doppeladler das Künstlerwappen Dürers auf die Brust hefteten.

Damit aber auch der Humor zu seinem Rechte käme, gab man dem Wappentier Hausschlüssel und Bierglas in seine Fänge.


Zechlokal des Malkastens in der Altstadt, vor Erbauung des jetzigen Hauses




Selbstbildnis von Eduard von Gebhardt



Jugendbildnis von Ludwig Knaus



Jugendbildnis von Andreas Achenbach. Gemälde von E. Leutze

Die Amerikaner haben diese Gründungsgeschichte natürlich immer besonders gern gehört. Es ist wenigstens ein Dutzend Jahre her, da fand in Düsseldorf anläßlich eines internationalen Pressetages ein Festessen statt. Neben mir saß ein junger Amerikaner, Vertreter einer großen Zeitung aus den Vereinigten Staaten. Er war sehr liebenswürdig; wir wurden schnell bekannt, und ich erzählte ihm vom Malkasten. Er unterbrach mich und sagte: „Müllkasten — was ist das für ein Name? Das habe ich noch nie gehört." Ich meinte: „Das ist möglich, aber vielleicht interessiert es Sie, daß der Gründer des Malkastens ein Deutsch-Amerikaner war. Er hieß Emanuel Leutze." Der Amerikaner antwortete mir: „Leutze? Den Namen habe ich nie gehört." Ich sagte: „Das ist möglich, aber gewiß kennen Sie ein Bild, das er gemalt hat." Er lächelte: „Einen Maler Leutze und ein Bild von ihm kenne ich nicht." Da sagte ich: „Kennen Sie nicht das Bild: Washington crossing the Delaware?" Da sprang der Herr auf, ergriff meine Arme und rief: „Was sagen Sie da? Das Bild kennt jedes Kind in Amerika!



Auf der Kegelbahn des Malkastens. Zeichnung von K. P. Themistokles von Eckenbrecher



Entwurf von Carl Gehrts für ein Maskenfest „Hochzeitsmärchen"

Und das ist hier gemalt?" — „Jawohl," sagte ich, „das Bild ist hier in der Immermannstraße gemalt, und Sie können dort das Atelier noch sehen, und Leutze, der es malte, war der Gründer des Malkastens." Der Herr antwortete: „O! Ich schäme mich, aber ich freue mich! Wenn man in Washington im Weißen Hause die große Treppe hinaufgeht, geradeaus hängt da das Bild. O, ich danke Ihnen! Morgen gehe ich und sehe das Atelier, und den Malkasten will ich nie vergessen." — Wir wurden gute Freunde an diesem Abend.

Manches aus der ersten Zeit unseres Vereins hat mir ein anderer Gründer, unser Ehrenmitglied der alte Professor Ludwig Knaus mitgeteilt, dem ich in Berlin um die Jahrhundertwende öfter die Grüße seines lieben Malkastens bringen durfte. Er erzählte: „Als Cornelius nach Düsseldorf kam, da klopfte mir das Herz gewaltig, als ich dem großen Mann vorgestellt wurde. Er gab mir die Hand, sah mich scharf an und sagte: ‚So, Sie sind der Knaus? Wenn Sie aber meinen, daß Sie mir mit Ihrer modernen Kunst imponieren, dann irren Sie sich!'"

Einer der besten und getreuesten Malkästner ist sein Leben lang unser späteres Ehrenmitglied Andreas Achenbach gewesen. War er es doch, der einige Jahre nach der Gründung in Gemeinschaft mit dem Kommerzienrat v. Sybel die notwendigen 22000 Taler zinslos vorstreckte, um die durch Goethe und Jacobi geweihte herrliche Be-



Die Narrenburg. Dekorationsentwurf von Andreas Achenbach für ein Malkastenfest

sitzung Pempelfort vor den Toren der Stadt für den Verein zu erwerben.

„Nach Pempelfort!
Den Krempel fort,
Fort Pinsel und Palette!"

So beginnt ein lustiges Liedchen aus jener Zeit.

Durch Verlosungen der für diesen Zweck gestifteten Bilder und durch Künstlerfeste, die den Ruhm des jungen Malkastens in alle Lande trugen, wurde dann im Laufe einiger Jahre der Jacobische Garten Eigentum der Künstlerschaft. Von nun an zieht sich durch alle Versammlungs- und Vor-



Eintrittskarte. Zeichnung von Caspar Scheuren

lesen, wie über alle Schwierigkeiten und endlose Widerwärtigkeiten hinweghalf der stolze Wahlspruch des Malkastens: „Ich komm' doch, durch komm' ich doch." Jubelnd begrüßt der Leser mit dem Chronisten schließlich den Tag, an dem das Malkastenbanner auf den Zinnen des neuen Hauses flatterte. Männer mit berühmten Namen sind es, die das alles vollbracht haben. Außer den bereits genannten befinden sich darunter Th. Hildebrand, Christian Böttcher, Oswald Achenbach, Caspar

standsprotokolle die Sorge um ein neues, um ein eigenes Heim. Und lustig ist es zu

Scheuren, Ed. Geselschap, Th. Mintrop, W. v. Schadow, Hans Gude, Arnold Böcklin,



Ein herberg in der Mühl.
Komische Oper in 2 Acten nach einem Gedicht aus dem 16ten Jahrhundert von Burcard Waldis. Musik von W. A. Mozart
Personen: Der Müller (Osw Achenbach) Die Müllerin (M Hels) Der Amtmann (M v Hauser) Fahrender Schüler (O Arnz) Der Müllerknecht (A Flamm)

Zeichnung für ein Theaterfest im Malkasten von Andreas Achenbach



Karikatur auf eine Karnevalssitzung im Malkasten. Zeichnung von Andreas Achenbach

Carl Hoff, Max Heß, Adolf Schrödter, Aug. v. Wille, Wilhelm Schirmer, W. Camphausen, Ed. Bendemann, Benjamin Vautier, der Musiker Julius Tausch und der Dichter Wolfgang Müller von Königswinter. Welche Bedeutung im Laufe der Zeit der Künstlerverein sich dann errang, das zeigt auch die Zahl unserer Ehrenmitglieder, unter denen sogar die Namen des Fürsten Bismarck und des Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten v. Hindenburg sich befinden.

Welche Zeit ist nun die größte für den Malkasten gewesen? Viele sagen, die Höhe lag in jenen stolzen Septembertagen des Jahres 1877, von denen ein Handschreiben des alten Kaisers Wilhelm Zeugnis gibt, welches also lautet:

„An den Vorstand des Künstlervereins Malkasten in Düsseldorf.

Ich habe dem Vorstande des Künstlervereins zwar schon mündlich Meine Befriedigung über den schönen Verlauf des Festes ausgedrückt, welches Mir und Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Meiner Gemahlin, am 6. d. M. von dem Verein bereitet worden ist. Der nachhaltig wohlthuende Eindruck, welchen Ich von dem Feste empfangen habe, bewegt Mich jedoch, dem Vereine nochmals zu bezeugen, wie an-



Lotterielos. Originallithographie von Theodor Mintrop

genehm Mir die Stunden gewesen sind, die Ich als Gast desselben in seinen Festräumen verlebt habe. Ich fand nach des Tages ernsten Geschäften an der von Düsseldorfs Künstlern der Erholung geweihten Stätte eine so traulich berührende Aufnahme, Ich wurde aus den Mühen der Gegenwart so freundlich in die poetisch verklärte Vergangenheit Deutschlands, insbesondere der Rheinlande geführt, Ich sah Mich nach der rauhen Arbeit der dem Schutze des Vaterlandes gewidmeten Waffenübungen mit Meiner Gemahlin in eine so sinnig und überraschend geschaffene Märchenpracht versetzt, daß Ich Mich nur schwer von diesem Reiche zauberischer Gestaltung zu trennen vermochte. Es bleibt Mir indes der Genuß schöner Erinnerung, und der Achtung, welche Ich der jetzt vorzugsweise in Düsseldorf vertretenen rheinischen Kunst gern zolle, wird sich, durch das Fest des Künstlervereins vermittelt, nunmehr in



Eintrittskarte für ein Maskenfest im Jahre 1910. Zeichnung von Hans Kohlschein



Malkastensaal. Oben: Jagdbild von Christian Kröner. Aufnahme vom Jahre 1887

Mir das Band neuer herzlicher Erkenntlichkeit zugesellen. In diesem Sinne danke Ich mit Meiner Gemahlin dem Verein für das Fest mit der Versicherung, daß Wir der Düsseldorfer Künstlerschaft ein freudig empfundenes Andenken bewahren werden.

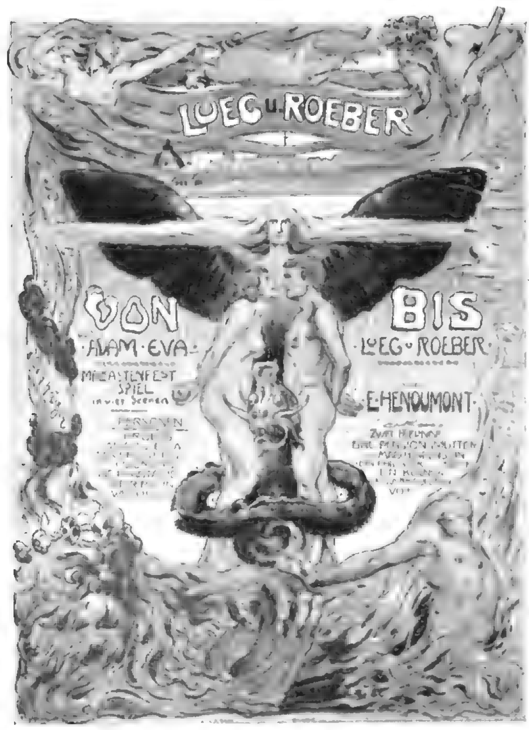
Schloß Benrath,
den 8. September 1877
Wilhelm.“

Die in diesem Schreiben betonte Märchenpracht unserer Künstlerfeste hat dem Malkasten seinen weitberühmten Namen gegeben, und sie hat auch auf mein junges Herz, da ich Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre als Kunstakademiker an den von Carl Gehrts geschaffenen Malkastenredouten teilnehmen durfte, einen unauslöschlichen Zauber ausgeübt. Und dieser Zauber wirkt bis auf den heutigen Tag.

Der Humor, der schon unter den Gründern des Vereins am Tisch saß, ist ihm treu geblieben. Das zeigen die folgenden Geschichtchen, ich entnehme sie einem Büchlein von mir, welches im Verlage von L. Schwann in Düsseldorf erschienen ist: „Malkasten-Anekdoten und Künstler-Erinnerungen, erzählt von Maler Carl Murdfield.“



Theaterzettel für ein Malkastenfest von Benjamin Vautier



Plakat für ein Malkastenfest von Robert Seuffert

★

Am „Altmännertisch“ des Malkastens saßen die Maler Andreas Achenbach, Christian Kröner und Hubert Salentin. Da hörte man vom Saaleingang eine schnarrende Stimme: „Ach — das ist also der berühmte Malkasten? Freut mich kolossal,“ und herein strahlte ein ganz junger Regierungsrat aus dem fernen Osten. Als er am „Altmännertisch“ vorgestellt wurde, klopfte er freundlich Achenbach auf die Schulter: „Verehrter Meister, freut mich kolossal, Sie kennenzulernen, habe Ihre Werke immer sehr bewundert.“ Andreas sah ihn ruhig mit seinen Löwenaugen an und schwieg. Ebenso schwieg Kröner, als er apostrophiert wurde: „Verehrtester Professor, bin selbst Jäger, finde Ihre Jagdbilder süperbe!“ Als er nun Salentin vorgestellt wurde, sprudelte der Regierungsrat los: „Also Ihre Genrebilder, lieber Meister, sind zu köstlich; wo haben Sie nur all die originellen Ideen dazu her? Haben



Malkasten-Karikaturen von Andreas Achenbach

Sie dazu Vorlagen?“ Salentin sagte ruhig: „Nee, — dat kriejen wir all' von de Rejierung.“

★

Hubert Salentin, geboren 1822 zu Zülpich, war zuerst ein in seiner ganzen Zunft wegen seiner Kunstfertigkeit weitberühmter Schmied, der in Köln mit 28 Jahren sein Meisterwerk in Gestalt einer dort jetzt noch stehenden Pumpe schmiedete und erst dann zur Malerakademie nach Düsseldorf kam. Später war er hier als bekannter Genremaler bei ersten Familien ein gern gesehener Gast. Die Gattin des Altoberbürgermeisters Hammers hat nun selbst dem Schreiber dieses das Folgende erzählt: „Mein Mann und ich machten mit Salentin eine Eifeltour. Wegen eines heraufziehenden Gewitters traten wir unter in einer Schmiede. Während es nun draußen regnete, schauten wir am Amboß dem Meister zu, wie er Hufnägel schmiedete. Aus einem Draht, den er im Feuer zur Weißglut brachte, schlug der Schmied jedesmal mit vier Schlägen einen Nagel fertig. Meinem Mann erklärte er auf seine Frage, daß ein guter Hufnagel in vier Schlägen geschmiedet werden müsse, sonst würde er überhaupt nicht fertig. Salentin mischte sich ein und meinte, daß man das doch auch wohl mit drei Schlägen machen könnte. Da lachte der Schmied: ‚Ja, Här, dat versuchense enns.‘ Staunend hörte der Lehrjunge auf, den Blasebalg zu ziehen, als er sah, wie der ‚feine Herr‘ sich den Rock auszog und die Hemdärmel aufkrempelte. Der Meister aber zeigte lächelnd, wie der fremde Herr den Draht in die Zange nehmen müsse. ‚So, Jung‘, nu blas enns,‘ sagte Salentin und stieß den Draht ins Feuer. Der Junge tat das, und als der Draht glühte, päng päng päng, schmiedete jedesmal in drei Schlägen Salentin einen Nagel fertig. Sprachlos sah der Schmied zu, ergriff dann aber den fremden Herrn am Arme und rief: ‚Här, Ihr sid der Düwel, oder Ihr sid der Salentin!‘“

★

Eines der ersten Bilder, die Eduard v. Gebhardt in Düsseldorf malte, war „Herr, hilf mir!“ Darauf war dargestellt, wie Christus über die Wogen schreitet und dem



Fahne des Malkasten-Quartetts. Gemalt von Rüdiger Wintzer



Entwurf für ein Maskenfest „Winternachtstraum“ von Carl Gehrts

versinkenden Petrus die Hand reicht. Zuerst hatte Gebhardt die Christusfigur gemalt, und zwar wohl noch von den damaligen „Nazarenern“ beeinflußt, idealisiert, schön und milde. Als er aber beim Petrus begann, gewann der Realist in dem Meister die Oberhand. Er sagte sich: „Petrus war ein einfacher Fischer“ und holte sich sein Modell vom Rhein. Das Modell war ein struppiger Mann, der sich offenbar bei seiner naßkalten Beschäftigung hin und wieder einen hinter die Binde gegossen hatte. Als das Bild vollendet war, wurde es bei Schulte in der Alleestraße ausgestellt. Viele Beschauer standen bald vor dem neuen Kunstwerk, wagten aber nicht recht, mit ihrer Meinung loszukommen, als man ehrfürchtig Platz machte, denn Andreas Achenbach und sein Freund Salentin kamen in die Ausstellung und vor das Bild. Nach kurzem Schweigen fragte Salentin: „Na, wat sagste, Andreas?“ Dieser zeigte auf die Figur des Petrus und antwortete: „Ich mein', den hätt' er besser versuffe losse.“

★

Salentin beklagte sich darüber, daß er vom Schicksal nicht zum Porträtmaler geboren sei. Zu ihm sei mal eine Dame gekommen, um sich malen zu lassen. Als das Bild halb fertig war, hätte die Dame gesagt: „Können Sie mir den Mund nicht etwas kleiner malen?“ Da habe er gesagt: „Jawohl, gnädige Frau; wenn Sie aber wollen, kann ich ihn auch ganz weglassen.“ Und das hätte die Auftraggeberin ihm übel genommen. –

★

Am 3. April 1906 erschien im Malkasten der chinesische Vizekönig Tuang-Fang mit dem chinesischen Minister des Innern und einem großen glänzenden Gefolge, um sich von einer europäischen Studienreise durch einige vergnügte Stunden bei uns zu erholen. Es gelang durch ein von unserem bewährten Festausschuß schleunigst durchgeführtes Kostümfest die helle Begeisterung der zuerst in ihren seidenen Gewändern sehr gemessen auftretenden Söhne des himmlischen Reiches der Mitte zu erwecken. Die Freude des prachtvoll kostümierten Gefolges erreichte aber ihren Höhepunkt, als der Vizekönig zum Staunen seiner Landsleute auf den Tisch stieg und ein von ihm in altklassischem Chinesisch verfaßtes Gedicht vortrug, in dem er dem herzlichen Wunsch Ausdruck gab, den ganzen Malkasten mit nach Peking zu nehmen, und das Zusammensein mit uns zu den freudigen Ereignissen rechnete, die nur alle 1000 Jahre einmal vorkämen! Der Dolmetscher, der uns das Gedicht übersetzte, fügte hinzu, daß Seine Exzellenz bereit sei, das Gedicht in unser goldenes Buch zu schreiben. Sogleich wurden dem Vizekönig Feder und Tinte gereicht, aber dieser erklärte, daß er nur mit einem kleinen Pinsel schreiben könne. Da war, trotz eifrigen Suchens, im ganzen Malkasten kein Pinsel zu finden! Das Gedicht ist



Ehrenmitglieds-Urkunde für Ludwig Knaus von Arthur Kampf

schließlich aber doch in unser goldenes Buch gekommen, und beim herzlichen Abschied versprach Seine Exzellenz, uns ein 800 Jahre altes chinesisches Gemälde zu stiften. Und er hat sein Versprechen gehalten. Am 7. Oktober 1907 wehte wiederum auf dem Parkhotel die goldene Drachenflagge. Professor Kleesattel und ich begaben uns als Vertreter des Vorstandes dorthin, um den mit mehreren Gesandtschaftssekretären dort abgestiegenen Kaiserlich Chinesischen Gesandten Exzellenz Sun Pao Ki zu begrüßen, der den Auftrag hatte, das versprochene Gemälde „Der herbstliche Mond am Lutai“ des Malers Yan Yao uns feierlich zu überreichen. Da wir sehr wohl die große Ehrung für unsern Verein zu schätzen wußten, die in dieser Schenkung eines der höchsten chinesischen Würdenträger wie in der feierlichen Form der Überreichung dieser Gabe ausgesprochen war, wurde wiederum schleunigst ein Festabend angesagt, der einen sehr schönen und fröhlichen Verlauf nahm. Die fremden Gäste wurden auf das herzlichste begrüßt und das schöne und seltene Bild mit Bewunderung und großer Freude entgegengenommen. Da der Vizekönig auch zu dieser Sendung ein begleitendes Gedicht verfaßt hatte, wurde ich als Schriftführer des Vorstandes gedrängt, ebenfalls in poetischer Form zu erwidern, und ich habe daher an diesem Abend die chinesische Gesandtschaft poetisch begrüßt.



Karikatur aus dem Malkasten-Album

Im nachhaltigen Gefühl der Freude über das Geschenk beschloß der Vorstand, dem hohen Gönner des Malkastens eine Dankesadresse zu übersenden, deren Text mein Gedicht sein sollte. — Die Adresse ist auch, mit Illustrationen von Prof. W. Spatz und anderen Herren geschmückt, einige Monate später abgegangen. Im September 1908 erhielten wir dann aus seiner Residenzstadt Kanton die Antwort des Vizekönigs. Es war ein von ihm selbst in künstlerisch vollendeter Schönheit gemalter, in altklassischem Chinesisch abgefaßter Dankesbrief, welcher die hohe Freude über den Empfang der Adresse durch die schönen Worte ausdrückt:

„Ob nahe, ob fern, die Freundschaft kennt keine Trennung und



Malkastensaal
Aquarell von E. Freiherrn von Perfall

durchfliegt alle Räume. Ich nehme die Adresse als einen Freundschaftsbeweis mit tiefgefühltem Danke entgegen und werde sie als einen kostbaren Schatz und eine treue Erinnerung in Ehren halten. Es ist mein Lieblingsgedanke und mein sehnlichster Wunsch bei Tag und bei Nacht, daß die Herren auf ihren Reisen auch einmal mein Vaterland mit ihrem Besuche beehren möchten und daß wir dann zusammen beim Anblick dieser Bilder von vergangenen Zeiten sprechen können."



Karikatur aus dem Malkasten-Album

Unterzeichnet ist der Brief: Tuang-Fang. Kaiserlicher Handelssuperintendant von China und Generalgouverneur der beiden Kiang-Provinzen. Übersetzt hat uns den Brief Herr Prof. Forke vom orientalischen Seminar in Berlin.

Als ich später einmal den Geh. Legationsrat und Generalkonsul Dr. Knappe in Charlottenburg besuchte, sagte mir dieser, ihm gegenüber habe unser Staatssekretär Herr v. Schoen öfter betont, daß die Düsseldorfer Künstler, welche in fröhlicher Laune diese herzliche Freundschaft mit Tuang-Fang geschlossen hätten, diese Angelegenheit im Interesse des Vaterlandes gar nicht ernst genug nehmen könnten. Dr. Knappe drängte mich deshalb, die chinesische Gesandtschaft in Berlin zu besuchen. Ich bin auch dort gewesen und habe mit der so überaus liebenswürdigen Exzellenz Sun Pao Ki und seinen Herren Sekretären den Tee eingenommen.

Damals hat mir der chinesische Gesandte gesagt:

„Der Vizekönig hat mir geschrieben: Wenn ein Herr des Vorstandes vom Düsseldorfer Malkasten zu mir nach Kanton kommt, dann will ich Salut schießen lassen." —

★

Malkastenkeller, du wonniger Platz,
Ach hätte zu dir ich den Schlüssel,
Du birgst so manchen köstlichen Schatz,
Du Sesam-Berg an der Düssel.

„O Sesam, Sesam, tue dich auf!" —
Da öffnet sich plötzlich die Mauer,
Es ruft ein herzlich Willkommen herauf
Der Hüter des Schatzes Bernd Gauer. —

Das ist fürwahr kein dunkles Verlies,
Wohin ich hinuntergestiegen,
Es ist ein duftendes Paradies,
Wo die stolzesten Jahrgänge liegen.

Und ringsum raunt es an diesem Ort:
„Sie sollen nicht länger dich quälen,
Wir jagen die lästigen Grillen dir fort,
Du brauchst nur den Jahrgang zu wählen."



Malkasten-Plakat von Christel Hartmann für die Festspiele im Jahre 1925

Jape im Warenhaus

Novelle von Vicki Baum

Der Gegenstand, an dem das dumpfe Wesen und Bewußtsein des siebzehnjährigen Jape Flunt sich entzündete, war eine bunte, seidene Krawatte und lag im Schaufenster eines Warenhauses. Der ziemlich lauten Mode des Jahres zufolge war diese Krawatte sehr glänzend, in vielen Farben gestreift und überdies mit einem Muster goldfarbiger Pünktchen überstreut. Man hatte den witzigen Einfall gehabt, diese Krawatte nicht als Einzelerscheinung vor die Augen des Publikums zu bringen, vielmehr entquoll sie zu hunderten einem vergoldeten Füllhorn aus Pappe, rann als Seidenfluß, als Strom durch die ganze Breite des Schaufensters und staute sich hinter der Spiegelscheibe zu bunten und glänzenden Hügeln. Jape Flunt erlebte seinen Zusammenstoß mit dieser Krawatte an einem Samstagabend, als er seinen Weg durch die Hauptstraße nahm, um einer Kundschaft ein Paar geriesterte und geflickte Arbeitsstiefel zuzustellen. Daß dies.s Schaufenster mit seinem Überfluß an Glanz und Buntheit den jungen Flunt so heftig zu erschüttern vermochte, ist letzten Endes nicht verwunderlich; denn Jape Flunts Leben war bis dahin durchaus auf grauen und trüben Wegen hingelaufen, und daß es Farben in der Welt gab, entdeckte er an diesem Abend zum erstenmal.

Jape Flunt war in einem Keller geboren und in einem Hinterhof aufgewachsen. Er war ein Kind mit einem großen Kopf und rachitischen Beinen gewesen und spielte mit vielen Kindern, die ebensolche Köpfe und Beine besaßen und in der Mehrzahl seine Onkel und Tanten waren. Denn Japes siebzehnjährige, uneheliche Mutter hatte ihn auf eine sozusagen eilige und wenig ehrenvolle Weise geboren, und er wuchs geduldet zwischen den Kindern seiner Großeltern auf; als er drei Jahre alt war, erhielt er noch eine neue kleine Tante, und diesem nachgeborenen Wesen, das noch hilfloser und schutzbedürftiger war als er selbst, hing er mit inniger Liebe an.

Aus seinem Keller wanderte er in die Schule, ein abstoßendes und rußgraues Gebäude; er saß dort ein paar Jahre hindurch mit schwerem Kopf, begriff wenig, und als er sie verließ, hatte sich ihm nur ein getrübtes und verwischtes Bild der notwendigsten Kenntnisse eingeprägt. Sodann wurde Jape in einen anderen Keller getan, genoß die Aussicht auf einen anderen Hinterhof und war Schuhmacherlehrling. Als solcher arbeitete er viel, aß wenig und bekam gar keinen Lohn. Doch war sein Leben nicht ohne Lichtblicke. Am Sonntag etwa wusch er seine verpichten Hände mit Scheuersand, bürstete seinen guten Anzug, seinen Konfirmationsanzug, und ging mit behaglichen Gefühlen durch die Armutsgassen seines Viertels zum Flusse hin. Am Fluß traf er Magda, seine dreizehnjährige Tante, und sie legten sich steif nebeneinander hin in das vermagerte Gras der Flußböschung. Da gab es Boote, Segel, Schleppdampfer. Ein Hund sprang in den Fluß und apportierte. Ein Angler brachte einen erbarmungswürdigen Weißfisch aus dem Wasser. Am Heimweg traf man vielleicht auf Licht und Orgelgekreisch, ein Karussell hatte sich etabliert, oder Luftschaukeln schwangen sich hoch in die neblige Abendluft. Es kam vor, daß Jape zwei Groschen zutage förderte — denn es gab spendable Kunden, die dem Lehrjungen Trinkgelder verabreichten — und daß er mit Magda sich dem Vergnügen hingab. Nachher war ihnen ein wenig übel und heiß, und etwas dumpf Bedrängendes und Halbverstandenes rumorte in ihren Gliedern. „Später heirate ich dich, sollst sehen," pflegte Jape Flunt dann zu sagen. Und dieses Später hatte etwas wie Schimmer oder Glanz oder Farbe ...

Dieser Schimmer war es, dieser Glanz und diese Farbe, die Jape in der wirklichen Welt zum erstenmal erblickte, als ihn sein Weg an dem Schaufenster des Warenhauses vorbeiführte. Er fraß den neuen Anblick und das neue Gefühl in sich hinein und nahm es mit nach Hause. Noch im Traum umklammerte sein Bewußtsein das Füllhorn aus goldener Pappe, dem die bunten Krawatten entströmten.

Von da an hatte Jape Flunt etwas, woran er denken konnte, wenn er hinter der Schusterkugel hockte, wenn er den Keller säuberte, wenn er in seinem Verschlag einschlief und wenn er im Morgendämmern erwachte. Auch entlief er abends dem Hinterhof, rannte der Hauptstraße zu und bohrte sich durch viele flanierende Menschen hin bis zu dem Warenhaus. Aber da hatte man neidische Rollbalken vor die Herrlichkeit gesenkt. Der Traum brachte Ersatz. Im Traum fuhr ein großer Möbelwagen in den Hinterhof, und als er sich öffnete, rannen Krawatten daraus hervor. Sie waren bunt und glänzend und flüssig. Jape

ging hin und badete sich darin, und das war warm und wunderlich süß und verlockend.

Am Sonntag wanderte Jape Flunt nicht zum Fluß hinunter; er ließ Magda allein an der Böschung liegen, obwohl Magda mit den Krawatten in seinen Gedanken auf eine dunkle und unerklärliche Weise verbunden war. Er trabte zur Hauptstraße, er kam vor das Warenhaus, der Rollbalken war diesmal nicht heruntergesenkt, mehr noch, man hatte Lichter im Schaufenster entzündet, damit die sonntäglichen Straßengänger angelockt und erfreut würden. Wieder stand Jape lange und versunken vor diesem Schaufenster; er atmete selten und vorsichtig und rieb mit seinen verdorbenen Fingern an seiner Mütze hin und her. Diesmal brachte sein schwerfälliges Gehirn einen Gedanken mit nach Hause in die Kellerwerkstatt.

Haben — so hieß dieser neue und große Gedanke. Jape Flunt, der siebzehnjährige, besitzlose Schusterlehrling, wollte eine solche Krawatte haben, und dies war nun ein Ziel und ein Weg für ihn. Er begann zu verdienen, gleich, als wenn der harte Wunsch nach Geld das Geld anzuziehen vermocht hätte. Er bekam in der nächsten Woche dreimal einen Groschen Trinkgeld. Magda, welche ihn eines Abends aufsuchte, fand sich bereit, ihm zwei weitere Groschen leihweise zu überlassen. Das Kapital wuchs! Mit geänderten, mehr ins Wirkliche gerückten Empfindungen näherte sich Jape an einem Spätnachmittag, von einer Kundschaft heimkehrend, dem Warenhaus. Da waren die Krawatten weg.

Jape starrte in die Auslage hinein und begriff nicht. Da lagen nun andere Dinge, unfarbige Dinge, ohne jeden Schimmer. Man hatte graue Wolldecken aufeinandergestapelt, das Stück zu zwei Mark achtzig, häßliche und elende Decken, wie Jape sie von seinem eigenen Bett her kannte. Überdies war das Schaufenster umrahmt mit einer Girlande grauer, kratziger Wollsocken, und das sah unerfreulich und trübselig im höchsten Grade aus. Als Jape sich mit ganz verlöschtem Gefühl von dem Schaufenster abwandte, leuchteten gerade die elektrischen Lichter auf. Sie bestrahlten die andern Schaufenster, welche Jape kaum beachtet hatte. Nun stürzten sie mit ihrem Wirbel von Dingen, Farben, Begriffen über ihn her.

‚Was gibt es alles?‘ dachte Jape, und dabei begannen seine Lippen zu zittern, ohne daß er es wollte. Ihm wurde zumute, wie manchmal bei der kreisenden Karussellfahrt, wo alles huscht und jagt und nicht zu fassen ist. Doch haftete endlich ein Anblick in ihm, und der war solcher Art:

Auf unbegreiflichen Möbeln aus Seide und mit goldenen Beinen saßen Frauengeschöpfe, die schöner aussahen als wirkliche Frauen, die stärker lächelten und mit leuchtenderen Augen, deren Haar glänzte, deren Haut schimmerte und die dennoch nicht lebendig waren, was den unerfahrenen Jape unheimlich anmutete. Hinter diesen Frauen, über ihre Schultern gebeugt und scheinbar im Gespräch mit ihnen, standen Herren, feine Herren mit roten Wangen und seidenen Schnurrbärtchen. Auch die Herren lächelten verbindlich; der hübscheste von ihnen hielt einen Rosenstrauß in der Hand, und auf seinem Vorhemdchen erblickte Jape mit einem süßen und heftigen Erschrecken: die Krawatte.

Diesmal stand Jape so lange vor dem Warenhaus, bis man die Rollbalken herabließ. Er hatte einen freien Abend und begab sich zu Magda, die als Kindermädchen bei einer jüdischen Familie diente. Er saß dort längere Zeit auf der Kohlenkiste, starrte Magda an und schwieg. Er hätte gerne gesprochen, sich von seinem Eindruck erlöst, sich mitgeteilt und befreit, aber das ging nun eben nicht. Er sagte einmal: „Später werde ich dir auch seidene Kleider kaufen.“ Wozu Magda lachte und ein Gesicht zog, weil das „auch“ sie verwunderte. Jape beugte sich über ihre Schulter und lächelte so, wie er es von dem hübschen wächsernen Herrn gesehen hatte.

„Ich habe fünfzig Pfennige,“ sagte Jape. „Wenn ich 'ne Mark hab', will ich mir 'ne Krawatte kaufen,“ sagte er. Er hielt seine schwarzen Schusterhände zierlich vor sich hin, als trüge er einen Rosenstrauß. Er wurde der junge Mann aus dem Schaufenster, er spürte sich selbst, er fühlte schon die Krawatte auf seiner Brust. Magda sah ihn an und zeigte auf ihre Stirne.

„Plem Plem,“ sagte sie einfach.

*

Als Jape so weit war, daß er nach einigen Wochen mit seiner zusammengesparten, zusammengeborgten, zusammengebettelten, zusammengekratzten Mark ausging, um die Krawatte zu kaufen, erlitt er einen großen Zusammenbruch. Die Krawatte kostete sechs Mark und damit fertig. Eine schnippische, junge Verkäuferin mit Stirnlöckchen gab diese Auskunft und brach die Verhandlungen mit dem verwirrten, insolventen Jape Flunt kurzerhand ab, als er stotternd seine Vermögensumstände kundgab. Man hatte auch billigere Krawatten, gewiß, es gab sogar solche um den geringen Betrag von einer Mark. Sie hingen an einem Gestell, das karussellartig vor Jape herumgedreht wurde

und ihn schwindlig machte. Es waren armselige Krawatten ohne Glanz und Farbe, nichts von dem Unsagbaren, Verheißungsvollen, das Jape mit dämonischen Kräften an jene Eine, Auserwählte, verhaftete. Jene eine, zuerst erblickte Krawatte hatte Jape Flunt erlebt, so wäre es vielleicht auszudrücken, und alle andern blieben ihm gleichgültig. Als er das Warenhaus verließ, hatte er geballte Fäuste wie ein Mann und tränenblinde Augen wie ein Kind. Er ging heim in seinen Keller, in seinen Verschlag und träumte.

Was träumt dieser Jape Flunt in den nächsten Wochen, was brütet sein großer, entarteter und schwerfälliger Kopf für Dinge, während er hinter der Schusterkugel sitzt, was macht den Burschen so flackernd und ungleich, finster in einer Stunde und übermütig in der andern? Wovon faselt er in ungeformten Worten, wenn er abends bei Magda auf der Kohlenkiste hockt, und wie sind seine Gedanken, wenn er vor dem Schaufenster seine Zeit vertut und das Bild des hübschen, jungen Wachsmannes so brennend in sich hineinfrißt?

Es ist ja nun so weit, daß Jape die Krawatte haben muß. Sonntags wird er sie tragen und dadurch völlig jenem blendenden Herrn aus dem Schaufenster gleichschauen. Er wird, hat er nur erst die Krawatte, Magda für sich erobern, allen Weibern gefallen, große Abenteuer erleben und ein bedeutender Mann sein. Ein Plan ist plötzlich da, reif, unaufhaltsam nach Verwirklichung verlangend.

*

Der Plan war einfach, großzügig und geradlinig. Man ging nachmittags, nach Feierabend in das Warenhaus, versteckte sich hinter einem der Warenstapel — Jape hatte schon einen geeigneten Platz dazu ausersehen — und ließ sich unbemerkt dort einschließen. Nachts kam man hervor, brachte die Krawatte an sich, und alles war in Ordnung. Man brauchte nur versteckt den Morgen abzuwarten und das Warenhaus unbemerkt verlassen, wenn Käufer seine Räume füllten.

Weil alles hundertmal bedacht und jedes Hindernis vorausgesehen war, ging am Tage der Ausführung alles erstaunlich glatt und leicht. Auch beschritt Jape Flunt nicht ohne Vorbereitung den Pfad des Abenteuers. Er hatte sich in den letzten Tagen, der Übung und besseren Kenntnis halber, des öfteren in das Warenhaus begeben und wußte, wie es zu geschehen hatte.

Und nun also ging Jape Flunt hin, betrat das Warenhaus gegen Abend, tauchte im Gewühl der Kaufenden unter, verbarg sich hinter einem Stapel hoher, zusammengerollter Teppiche, wartete, bis die Verkaufszeit vorbei war, und ließ sich in das geleerte Warenhaus einschließen.

Da steht nun Jape Flunt verborgen in seiner halbdunklen Höhle aus aufgerollten Teppichen, die wie Pfeiler drei und vier Meter hoch um ihn emporwachsen. Er steht ein wenig beengt, die Hände hat er in die Taschen versenkt, die Rechte umfaßt eine Radfahrlaterne, und in der Linken hält er seine Abendmahlzeit, eine Scheibe Brot mit Leberwurst, in Zeitungspapier eingeschlagen: denn so vorsorglich hat Jape Flunt sich für die Nacht im Warenhaus vorgesehen und ausstaffiert. Die entschlafenden Geräusche des Warenhauses, das sich leert, dringen nur undeutlich zu ihm. Sein linkes Ohr, von Geburt an schwerhörig, ist heute überdies durch eine besondere Art von Dumpfheit benommen. Dem jungen Jape Flunt wächst ein Weisheitszahn, der sich unter argen Schmerzen und Entzündungserscheinungen aus dem degenerierten Kiefer emporbohrt. Die Backe ist heiß, im Ohr saust ein übertriebener Pulsschlag seinen Takt. Manchmal reibt Jape sein Gesicht an der kühlen, rauhen Hinterseite der Teppiche. Manchmal scheuert er mit der Zunge über die schmerzhafte Stelle hin. Es riecht nach Jute, nach Wolle, nach Staub in Japes Versteck Hoch oben brennt eine Bogenlampe über ihm und erlischt später. Klingeln kreischen ihr Schlußzeichen und werden stumm. Noch laufen Stimmen durch das Warenhaus, Tritte rennen über Treppen, Lifts kommen mit einem kleinen Pfeifen aus dem obersten Geschoß, über dem Jape ein Stück der Glasdecke zu sehen vermag, welche den Mittelraum überdacht. Klopfen, Rufen, Donner von herabrollenden Schaufenstern, zufallende Türen. Endlich Stille. Vollkommene Stille in dem geleerten Haus.

Jape Flunt traute der Stille nicht. Er wartete noch darauf, daß es vollends dunkel gemacht würde. Vorläufig hing noch ein halber Lichtschein in dem ungewiß hohen Raum seiner Höhle. Jape gab sich ans Warten. Er richtete sich auf längere Dauer ein, hockte sich auf seine Fersen und holte sein Brot hervor, um es mit der Miene eines geduldigen Tieres in sich hineinzukauen, behindert durch den Weisheitszahn. Später, viel später, hört er mit dem gesunden Ohr, daß es draußen in der Stadt neun Uhr vom Rathausturm schlägt. Neun Uhr abends. Kein Zweifel, das Warenhaus ist längst geschlossen, geleert, vereinsamt. Zwecklos, noch länger auf völlige Dunkel-

heit zu warten; es ist später Abend. Jape allein mit dem Gegenstand seiner Wünsche im großen Haus. Das Abenteuer kann beginnen.

Witternd und sichernd wie ein Tier kroch Jape aus seiner Höhle hervor. Er fühlte seine Glieder ein wenig steif und verbogen, und seine Augen waren ihm schwer und unzuverlässig geworden. Es liefen Streifen, Kreise, Wellen an ihm vorbei, die er erstaunt anstarrte, wie etwas Wirkliches. Aber das verging schnell, indes er dastand und sich zurechtzufinden suchte. Einen Augenblick lang erschrak er tief, weil ihm alles so fremd und unheimlich erschien und ihm so war, als hätte er sich verirrt, ohne Hoffnung auf ein Zurechtfinden in dem großen, verworrenen Halbdunkel. Er faßte hastig nach Streichhölzern in seine Tasche und entzündete die Radfahrlaterne. Sie warf ihren weißen Kegel hart vor sich hin. Davon — so schien es Jape — wurde es noch stiller in der Stille, und das Licht trennte ihn klein und einsam von dem großen Raum. Er hielt sich an der Laterne fest und überlegte.

Das Halbdunkel, so fand er zunächst, kam aus den Wänden selbst. Da waren Türen und neben jeder Türe war eine kleine Scheibe aus mattem Glas, hinter welcher viereckiges Licht hervordrang. Eine spärliche Notbeleuchtung, Nachtbeleuchtung: eine Einrichtung ohne erkenntlichen Zweck oder Sinn. Er befand sich im Teppichlager, im zweiten Geschoß. Die Krawatte war unten zu finden, in der Herrenmode-Abteilung, dicht neben der großen Drehtüre des Haupteinganges. Jape folgte dem kleinen Lichtkegel seiner Laterne und fand sich zu der breiten Treppe, welche in zwei Biegungen von Geschoß zu Geschoß führte. In der Folge, wie das Licht der Laterne sie aus dem Halbdunkel herausholte, kamen Verkaufsgegenstände auf ihn zu und glitten hinter ihm wieder in Schatten. Doch faßte er nichts auf von dem, was er sah. Sein Wille ging dem Wunder der Krawatte entgegen.

In der Herrenmode-Abteilung herrschte eine überraschende nächtliche Ordnung. Über Verkaufstische und ausgelegte Gegenstände waren weiße Papierbogen gebreitet; die kleinen Trittleitern standen in Reih und Glied. Ein Spiegel empfing den Strahl der Laterne, blitzte auf wie ein Reflektor und machte sich gleich wieder unsichtbar. Jape Flunt ging schnurgerade und gut unterrichtet auf die Schublade zu, in der er die teuren Krawatten, die Krawatten zu sechs Mark wußte. Er nahm die Laterne in die Linke und wischte die rechte Hand nochmals an seiner Hose ab, bevor er versuchte, ob die Lade offen war. Denn nun geschah es dennoch, daß sein Herz heftig klopfte, und seine eben abgewischte Hand bedeckte sich sofort wieder mit einem kühlen, dünnen Schweiß.

Die Lade war nicht verschlossen, sie glitt mit bemerkenswerter Leichtigkeit wie auf Schienen auseinander.

Da lagen die Krawatten.

Jape ließ seine Hand, die ihm plötzlich schwer wurde, zwischen die seidenen Dinger fallen. Ein kleiner Schauer erhob sich in seinem Genick, so, als würden seine Haare aufgestellt. Magdas Hand, liebkosend in seinem Nacken, pflegte ihm manchmal dieses Gefühl einer schaurigen Annehmlichkeit zu vermitteln — wovor er sich ängstigte. So also war es, wenn man Seide angriff. Junge, Junge — er preßte die Zunge gegen die Zähne.

Gleich darauf hatte er die Krawatte, seine Krawatte, erfaßt, er hielt sie vorsichtig, etwa so, wie eine gefangene Kreuzotter. Er stellte die Laterne vollends beiseite und versuchte, sich die Krawatte umzuknoten, was nur ungenügend gelang. Da Jape am Alltag nicht im Besitz eines Kragens war, fühlte er die Seide weich und knisternd an seinem nackten, etwas unsauberen Hals, und ein paar Minuten lang stand er ganz steif da und überließ sich diesem sonderbaren und unbekannten Gefühl. ‚Der Spiegel —!‘ dachte er sodann, nahm die Laterne auf und ging dicht an das Glas heran, in dem, grell beleuchtet, sein großer Kopf erschien.

Die Krawatte war schön, kein Zweifel, sie war großartig, sie glänzte, sie warf kleine Lichter aus sich, ihre Farben spielten. Auch kleidete sie Jape vorzüglich, sein Kopf schaute unerwartet vornehm und erwachsen aus. Und wenn man erst einen Kragen dazu trug...

Jape seufzte. Er wußte nicht, was ihm war. Er kannte die Enttäuschung noch nicht. Er kannte noch nicht dieses kleine, kalte, schleichende Gefühl, diesen winzigen, innerlichen Einsturz im Moment des Besitzens, der erfüllten Sehnsucht...

Ein Kragen also fehlte. Jape blickte sich hastig um, als stände plötzlich jemand hinter ihm. Die Krawatte besaß er nun, sie war sein Eigentum. Es blieb nichts zu tun, als sich wieder in die Teppichhöhle zu begeben und den Morgen abzuwarten. Jape schob die geöffnete Krawattenlade zu, nichts war zu bemerken. Er nahm seine Laterne auf, die blinzelte. Ein Kragen fehlte noch —

Jape hielt eine Sekunde lang Zwiesprache mit einer dumpfen Stimme in sich selbst. Dann stellte er die Laterne wieder

hin. Er trocknete erneut seine schweißfeuchten Hände, die nun ein wenig zu zittern begonnen hatten, und begab sich daran, einen Kragen zu suchen. In seinem Ohr sauste es stärker. Es war, als würden irgendwo Teppiche geklopft. Das Licht brannte unstet, blinzelnd, beinahe unverschämt. Jape, hastiger werdend, zog Laden auf, eine Schublade neben der andern, und als er sah, was es hier gab, begann er verwundert und unwissend zu lächeln.

‚Kolossal, was es alles gibt —', dachte er und etwas später sagte er es auch ganz laut, wobei er heftig über seine deutliche, einsame Stimme erschrak. Es begann mit Dingen, die verhältnismäßig einfach und unscheinbar waren. Kragenknöpfe, Strumpfhalter, Hosenträger. Dann kam es besser, Schals quollen aus den geöffneten Laden, Binden, Krawatten, immer mehr glatte, seidene und ungekannte Dinge. Jape holte ein Trittleiterchen heran und untersuchte die oberen Laden. Ja, hier waren Kragen, Kragen ohne Zahl, steife und weiche, schmiegsame, hohe und niedrige, weite und enge, alle von einer neuen, fast blauen Weiße. Jape entfiel ein Bündel und als er es aufhob, war diese Weiße beschmutzt, er rieb mit dem Handballen darüber hin. Davon wurden die Kragen noch schmutziger. Er warf sie zurück in die Schublade. Einige, die ihm schön und passend erschienen, legte er für sich auf die Theke hin. Weiter. Da waren Strümpfe, Socken, dünn, zart, gemustert. Jape lachte laut aus sich heraus. Socken aus Seide — die Menschheit war wohl verrückt! Immerhin: er warf ein Bündel davon auf den Tisch. Unterwäsche, nilgrün, zartlila — ‚Junge, Junge, was es für Dinge gibt!' sagte Jape und bohrte seine rissigen Daumen in das Gewebe, das nachgab, wie zartes, warmes Fleisch. Hemden — Jape hob sie mit beiden Händen heraus und warf sie auf den Tisch — Hemden, kühl, aus dünnem Leinen, aus Batist, aus Seide, Mensch, wahrhaftig, da trugen sie Hemden aus Seide! Gestreift, gemustert, gepunktet, kariert. Ein Berg von Hemden lag vor Jape, welcher in einer seltsamen Benommenheit zu murmeln begonnen hatte. Die Dinge bemächtigten sich seiner, die ungekannten, unbesessenen, luxuriösen Dinge, von denen ihn sonst eine Spiegelscheibe trennte.

Weg mit der geflickten Hose, dem schmutzigen Sweater, dem verschwitzten Wollhemd! Und dann dieses weiche, kühle, saubere Rieseln von neuer, seidener Wäsche an der Haut. Es wurde Jape beinahe übel, so stark war die Lust. Wieder liefen Schauer über ihn hin. Er fror, er wurde schwach, seine Beine, diese rachitischen, etwas nach außen gebogenen Beine zitterten jetzt, als er im Hemd, mit Kragen und Krawatte, wieder vor dem Spiegel landete. Die nächtliche Ordnung der Herrenmode-Abteilung war zerstört und nicht wieder herzustellen, das sah er, als er mit einem kurzen und gehetzten Blick vom Spiegel fort und um sich schaute. Die Dinge waren aus den Laden gestiegen wie unheimliche und selbsttätige Wesen; sie hatten sich über Tische und Schränke ausgebreitet, sie waren zu Boden gefallen, in Winkel gekrochen, sie hatten sich entfaltet, zerknittert, beschmutzt und in heillose Verwirrung gebracht. Jape, mit einem schwachen Versuch zu retten, tauchte seine Hände zwischen die aufgequollenen Mengen, stopfte sie in die Laden zurück, so gut es gehen wollte, und ergriff die Flucht, als hätte er Tiere in schlecht schließende Käfige verwahrt.

Die nächsten Minuten waren erfüllt mit Schrecknissen. Hinter einem Pfeiler hervor trat ein Herr mit strengem Gesicht und wartete steif und unbewegt auf Jape. Eine Ewigkeit standen sie einander gegenüber und starrten sich gläsern an. Jape war der Mutigere — er näherte sich dem Herrn. Der Herr war aus Wachs. Jape schrie erlöst ein Lachen aus sich heraus. Gleich darauf flatterte etwas Weißes gespensterhaft heran. Es drohte, es schwang Fäuste in der Luft, hatte Löcher statt Augen. Dann war es, von einem entfernten Spiegel hergeworfen, Japes aufgelöstes Bild. Jape mußte sich, erschöpft und ausgehöhlt, auf die Erde setzen und sich erholen...

Immerhin. Der wächserne Herr stand einladend am Eingang zur Herren-Konfektions-Abteilung. Jape, dem Angst und Schrecken die letzte Bewußtheit, die letzte Hemmung weggerissen hatte, war nicht mehr schüchtern. Er wühlte sich zwischen die Anzüge, die hinter grünen Vorhängen in Reih und Glied hingen. Er zerrte Kleidungsstücke von den Bügeln, warf beiseite, was ihm mißfiel und traf seine Wahl. Er atmete jetzt heftig und laut, wie bei einer schweren Arbeit. Anzug, Mantel, Hut, Regenschirm! Die schmutzigen, abgelegten Sachen packte er in ein Bündel und legte sie beiseite. Als das glänzende Abbild des wächsernen Herrn verließ er die Abteilung. Aber er kehrte nochmals zurück und holte die Streichhölzer und den Rest seines Abendbrotes aus seiner alten Hose hervor. Die Laterne warf weiße, zuckende Kreise, wie betrunken war das Licht in seiner Hand. Er setzte sich zur Erholung auf eine Treppenstufe und versuchte, zu essen. Der anrüchige

Geschmack der billigen, übersalzenen Leberwurst widerte ihn plötzlich an. Feine Herren aßen solches Dreckzeug nicht. Was aber aßen feine Herren denn?

Jape verlor sich ein wenig in Träumereien. Seine Gedanken wucherten ungewiß und formten sich nicht. Seine Ansprüche waren gewachsen, das fühlte er, ohne es zu verstehen. Er erhob sich, den Regenschirm vornehm unter den Arm gepreßt, und begab sich im Schlenderschritt in die erste Etage. Er war fast noch ein Kind, dieser siebzehnjährige Jape Flunt mit seinem Weisheitszahn und seiner Diebslaterne, und nun spielte er ‚Einkaufen'. Bei einem großen Obelisken aus Schokolade, der rein nur zu Spaß und Dekoration da aufgebaut war, kaufte er einige Tafeln, er stopfte eine davon gierig in den Mund. Der neue Zahn schmerzte höllisch, während er sich den Mund mit dieser schmelzenden Süßigkeit füllte; er schmerzte so, daß Jape Tränen in die Augen bekam. Das machte ihn wild. Er riß die weißen Papierbogen von den nächstliegenden Verkaufstischen. Sieh einer an! Da waren Ledertaschen. Jape klemmte nach kurzer Wahl eine davon unter den Arm, für Magda. Weiter, um die Ecke verfing er sich in einer Abteilung voll mit unsinnigem, weiberhaftem Firlefanz, Bändern, Spitzen, Sächelchen, deren Namen man nicht wußte. Er riß ein paar Hände voll davon an sich und in seine Taschen, eine Bandrolle wickelte sich um seine Füße, er stolperte Stufen hinunter. Unten war er mitten in eine Schatzkammer gefallen, zwischen Gold, Brillanten, Steine, Uhren, unbeschreibliche Kostbarkeiten, wie der gutgläubige Jape — unbekannt mit den glitzernden Erzeugnissen der Galanteriewarenbranche — vermeinte. Er hatte jetzt Fieber. Er keuchte jetzt. Er riß sich an Ketten, stach sich an Nadeln, kratzte sich die Handrücken blutig, brach sich die Nägel ab. Magdas Tasche gefüllt bis oben hin, daß sie dick und schwer wurde und fast lebendig wie ein trächtiges Tier. ‚Was se alles haben!'

Aber wie geschah es ihm, als er in die Lebensmittel-Abteilung gelangte? Wieviel Jahre des Hungerns brachen aus ihm heraus, als er mit nachgebenden Knien dastand, mitten im Schlaraffenland, umringt von Würsten, Schinken, Früchten allerart. Die Leckerbissen sauber unter Glasstürzen, die Dosen aufgetürmt, die Flaschen übereinander hinkletternd, und hinter dem weißen Lichtkegel weite halbdunkle Perspektiven, angefüllt mit Keksschachteln und Zuckerhüten und Bismarckheringen, Dinge über welche hinaus sich Japes Phantasie nichts vorzustellen vermochte.

Jape begann hier seine Eroberungen mit einem Raffinement, und das war unklug. Er fraß nicht sofort alles in sich hinein, wie eine drängende Regung es heftig in ihm verlangte. Er schob zwischen sich und die Dinge den Genuß des Wartens. Er stand so steif inmitten der Fülle, wie er steif neben Magda im Gras zu liegen pflegte, bedrängt und dennoch abwartend. Und das erste, wonach er griff, war nicht der Lachsschinken, auch nicht das köstlich gelbe Büschel von Bananen, das sich als heftige Verlockung ihm anbot. Nein, Jape Flunt, dieser anspruchsvoll gewordene junge Mann, Besitzer einer unbeschreiblich schönen Krawatte und Entdecker ungeahnter Lebensbezirke, dieser Jape Flunt griff zuerst nach einer Flasche und öffnete sie murmelnd mit seinem Taschenmesser, während ihm der Speichel heiß im Munde zusammenlief und der Zahn brannte und ganz selbständig zu dursten schien und das Ohr sauste und klopfte und er alles in allem in einem Meer von siedenden Ängsten, Freuden und Bewußtlosigkeiten nah am Untergehen war. Was die Flasche enthalten sollte, das wußte Jape nicht — Malaga Gold stand darauf — und dieses „Gold" vor allem war ein Wort voll Verheißung, Zauberei und suggestiver Kraft.

Als Jape die Flasche geleert hatte, als er diesen brennenden und süßen Wein in sich hineingeschüttet hatte, der den Durst nicht löschte, den Weisheitszahn nicht kühlte und den Kopf nicht klarer machte, da war er zu allerhand Dingen aufgelegt. Zuerst kam das schlechthin Tierische und Einfache in ihm hoch. Er grinste und fraß; er stopfte ungeordnet Eßbares in sich hinein, süß, sauer, gesalzen, geräuchert, Fettes und Trockenes, Gebackenes und Rohes, wie es eben kam, und alles schmeckte ihm herrlich auf eine kannibalenhafte Weise. Dann, noch immer grinsend und schluckend, schritt er zu weiteren Vergnügungen. Er tappte unter großen Mühsalen eine Treppe empor, die von schiefen und einstürzenden Wänden flankiert war. ‚Mensch, jetzt biste besoffen,' äußerte er dazwischen stolz und froh und kam auf allen vieren im dritten Geschoß an, welches den Erzeugnissen der Damenkonfektion zugeteilt war. Am Treppenende empfingen ihn zwei lächelnde Damen, die eine in eleganter Toilette, die andere — ‚Mensch, hastu Worte?' — in seidenem Nachthemd. Jape, mit der Laterne zwischen den beiden hin und her leuchtend, fand alle beide bezaubernd. „Guten Abend, Frolein," sagte er. „Wollen wa mal 'n bisken?"

Da keine der beiden lächelnden Schönen antwortete, lachte er laut, faßte die Ele-

gante an ihre kühle, glatte Wachshaut und sagte ihr alles, was er an galanten Unflätigkeiten wußte. Jemand kicherte irgendwo dazu, so schien es. Jemand klirrte mit Metall, mit Porzellan oder Glas. Die Laterne blinzelte, irgendwo pochte es an Holz. Jape erschrak eisig. Er ließ von der Wächsernen ab, stand, starrte. Man klopfte irgendwo. Es kam näher, ganz nah, ganz, ganz nah. Jetzt war es dicht bei Jape, jetzt in ihm, jetzt klopfte es so hart und dumpf aus ihm heraus. Sein Herz, sein Ohr, sein Puls. Wo bist du, Jape? Was tust du? Liegst du in deinem schlechten Lehrlingsbett und träumst? Träumst du nur die Dinge, die Schätze, die Genüsse, die du nicht kennst, den Wein, der brennt, Weiber aus Seide, die lächeln, den Schein der Laterne so unsäglich fremd zwischen der unheimlichen, unbekannten Welt der Gegenstände ...?

Jape löste sich von der Wachsdame ab und trat unsicher ein paar Schritte vor, aus dem Lichtkegel ins Halbdämmern. Er lehnte sich mit beiden Händen an das kühle Geländer aus Messing und schaute in die Tiefe des Warenhauses hinunter. Erst war es schwarz, schwankend und ungestalt, dann öffneten sich seine Pupillen und ließen ihn sehen. Da sah nun Jape Flunt. Da stand er nun und sah, und etwas wie Erkennen oder Bewußtwerden wuchs in seinem dumpfen Hirn. Er sah die Dinge, jetzt sah er sie. Er sah dieses Haus, fünf Stockwerke, angefüllt mit allem Bedarf und allem Überfluß des Lebens. Alles hier war in tausendfacher Fülle, alles war Reichtum, alles wucherte weit über das Notwendige hinaus. Was war das, ein Bett, ein Kleid, ein Brot? Diese nackte, reizlose Notdurft des Lebens, um die wir uns die Hände blutig schinden, wir in unsern Hinterhöfen, wir in unsern Kellerwänden, wir in den Armutsgassen? Aber ihr, ihr habt alles zu viel, alles aus Seide, Wäsche aus Seide, Kissen aus Seide, Weiber aus Seide — ihr! Euch schmeckt das Leben heiß und fett und süß, das geht euch ein wie Butter, ihr, oder wie Malaga Gold — ihr Fresser! Und als Jape Flunt seine Rede bis zu dieser Pointe zugespitzt hatte, fielen ihm die Arme schwer herunter, und er starrte wild aus sich heraus. Jetzt war er zornig — „Mensch, jetzt biste aber tüchtig zornig," bestätigte er sich selbst. Mit einer rohen und ungezügelten Bewegung riß er eine der seidenen Kaskaden, mit denen die Wände geschmückt waren, zu sich herunter; ein Glasschrank folgte stürzend und klirrend und entleerte brokatenen Goldglanz. Jape, eingerollt in den weichen Stoff, wälzte sich über den Boden hin, jetzt ganz entfesselt, mit weit offenem Munde stumm schreiend. Alles fetzte er zu sich her, was ihm erreichbar war, schmiß es zu Boden, trampelte mit seinen groben Stiefeln darauf herum, spie es an, ließ es verwüstet und beschmutzt hinter sich. Ohne sichtbare Grenze, wie die einzelnen Abteilungen ineinander übergingen, hatte die Damenkonfektion den tobenden Jape schon entlassen, ihn weitergegeben an die Möbel- und Kunstgegenstände. Was Jape neuerdings hinwarf, zertrat und anspuckte, das waren Bilder, Erzeugnisse eines geläufigen Kunsthandwerkes. Nicht Kunstwerke geradezu, doch manchmal Nachahmungen von solchen, Kopien weltberühmter Vorbilder, freundliche und erhellende Strahlen aus reineren Bezirken des Lebens. Eines davon — „Mensch, so 'ne Schweinerei" — brachte Jape zum Einhalten. Denn da lag nackt, splitternackt und schlafend, ein Weibsbild und zeigte alles, was sie hatte. „Dunner!" — murmelte Jape und fraß den Anblick dieser feinen, langen Renaissanceglieder kochend in sich hinein. Mit dem Bild in der Hand richtete er sich auf und schaute. Seine Augen hatten sich an das Halbdunkel gewöhnt — oder war es heller geworden? Kam schon der Tag? Er konnte die Linien und Farben des verhexten und höllenmäßig erregenden Bildes erstaunlich genau sehen.

Einen Augenblick lang schwankte Japes Seele — denn auch Jape hatte eine Seele — zwischen Höhe und Abgrund, einen Blitz lang war sie bereit, aufzufliegen und sich gestillt der Schönheit hinzugeben. Er stand ganz still und starrte beinahe angstvoll in das Bild. Aber es gelang ihm nicht, er stürzte ab. Er schrie etwas Unflätiges aus sich heraus, schmiß das Bild zu Boden, der Rahmen krachte, das Glas klirrte. Venus lag zertreten und schmutzig zwischen anderen Scherben und Fetzen; Jape entfloh.

Wo sind seine Schätze hingekommen im Taumel der vergangenen Stunden? Draußen schlägt es zwölfmal, er hört es durch Ohrensausen, Herzklopfen und keuchenden Atem hindurch. Wo ist die Laterne, der Mantel, der Hut, der Schirm? Wo sind die zusammengerafften Kostbarkeiten, die Geschenke für Magda? Jape besinnt sich auf Rückzug und Vernunft. Er wird seine Laterne suchen, die Laterne zuerst, dann wird er Proviant holen, ein paar Flaschen Malaga Gold, und damit in die Teppichhöhle zurückkehren. Ach, vielleicht wird er sogar schlafen. Eine hohle, schwere Müdigkeit fällt über ihn her, indes er Treppen hinabtaumelt, noch immer zwischen Schleiern und Gespinsten der Trunkenheit irrend.

Die Laterne fand er. Sie stand noch auf

dem Boden zwischen den beiden freundlichen Damen. Ihr Schein ging weiß und starr, fast körperlich in den Raum hinaus und projizierte weitab einen weißen Kreis auf eine Wand. Jape, inwendig in dem Höllenfeuer brennend, das jenes Bild in ihm angezündet hatte, faßte hinter sich, tastete über die glatte Haut der Dame, die nur ein Nachthemd an sich hatte. Das Kühle, Unlebendige, Nichtatmende machte ihm angst. Er riß die Augenlider auf und starrte. Drüben, weit, an einer Wand der reglose, gipserne, weiße Schein der Laterne. Hinter ihm zwei lächelnde Gespenster aus Wachs. Sonst nichts. Alles sehr still. Alles ganz ohne Regung, als warte es in einer verzauberten Starre. — Nein. Doch nicht. Nicht ganz ohne Regung. Es geschieht etwas. Es bewegt sich irgendwo. Irgendwo in den fünf Stockwerken lebt etwas, atmet etwas wie ein Mensch, dringt in die Stille ein, verändert alles auf eine schaurige Weise.

Und jetzt bewegte sich der weiße Lichtkreis an jener weit entfernten Wand. Die Laterne stand reglos, aber jener Schein bewegte sich. Erst war es fast unmerkbar, aber dann, kein Zweifel, geschah dort Unerklärbares. Der weiße Kreis floß auseinander, wurde zur Ellipse, verzerrte sich, gebar, einschrumpfend, einen zweiten Lichtkreis aus sich. Und dieser zweite Kreis kam näher, kroch die Wände entlang, kam näher, kam tappend, atmend, murmelnd näher. Entsetzlich —

Um neun Uhr war der Wächter die erste Runde gegangen. Um Mitternacht machte er sich zum zweitenmal auf den Weg, um in den fünf Stockwerken des Warenhauses die Kontrolluhren zu stechen, welche seine Wachsamkeit ihrerseits bewachten. Er verließ zu diesem Zweck sein wohlgeheiztes Wachtstübchen, das hinter dem zweiten Vorratshof sich befand, dort, wo die Benzintanks lagerten. Er tappte fröstelnd und ein wenig lahmend — denn er war Kriegsinvalide — den gewohnten Rundgang, halb schlafend und keiner Ungewöhnlichkeit gewärtig. Im Herrenmodelager stutzte er vor den herabgerissenen, weißen Papierbogen, fand weitergehend die nächtliche Ordnung rätselhaft gestört, entdeckte ein schmutziges Bündel alter Kleider hinter einem Pfeiler. In sein Überlegen und Nachdenken kam ein Knittern und Klirren von oben, ein diebshaftes Rumoren im dritten Geschoß. Der Wächter entsicherte seinen Dienstrevolver und stieg langsam und vorsichtig hinauf und acht Minuten nach Mitternacht näherte sich der Wächter in treuer Pflichterfüllung unserem Jape, den entsicherten Revolver in der Rechten, die elektrische Taschenlaterne in der Linken, und einen Lichtkreis voll eigenen und erschreckenden Lebens vorauswerfend.

„Na warte nur, Bürschchen, was machste denn da?“ sagte er, als er Jape, starr und steif zwischen den beiden Wachsschönheiten stehend, erblickte. Jape bewegte die Lippen, aber er war völlig gelähmt und jeden Tones unfähig. Übrigens klang auch des Wächters Stimme heiser und behindert durch Angst. So also standen sie einander lange gegenüber, etwa fünf Minuten lang, eine Ewigkeit voll abstürzender Gedanken.

Dann geschieht ganz schnell etwas. Dann tut der Wächter einen Schritt vor und hebt — nur zur Warnung — die kleine, schwarze Revolvermündung vor sich hin. Und Jape, voll Entsetzen, greift hinunter, faßt seine Radfahrlaterne und schlägt sie mit der Kraft eines Wahnsinnigen irgendwohin. Der Wächter stürzt, begräbt Taschenlampe und Revolver unter sich und schweigt. Japes Radfahrlaterne ist zerbrochen. Es wird finster. Aus den Scherben quillt abscheulicher Geruch von dampfendem Karbid und füllt alle fünf Stockwerke des Warenhauses bis hinauf zur Decke, wo eine Fortuna aus Kunstglas Schätze ausstreut.

*

Um zwölf Uhr hatte der Wächter die Kontrolluhr am Seiteneingang gestochen, drei Minuten später die zweite, rückwärts beim Lager der Seifen und Putzmittel, sieben Minuten nach Mitternacht hatte er seine ordnungsmäßige Wachsamkeit bei der Kontrolle der Herrenkonfektion bewiesen. Und ein Viertel nach zwölf lag er in der Damenmode-Abteilung auf dem Gesicht und war tot.

Jape glaubt es lange nicht, aber dennoch war es so. Der Wächter hatte auf eine hartnäckige, unwiderrufliche und beinahe boshafte Weise aufgehört zu atmen. Er war immer ein stiller Mensch gewesen, von Berufs wegen wie aus Veranlagung, und war nun noch ein wenig stiller geworden. Ein Nachtwächter, ein Kriegsinvalide, ein Bewohner von Armutsgassen, Hinterhöfen und Kellerwohnungen wie Jape auch, eine armselige und bedeutungslose Existenz — aber doch ein Mensch. Der Sohn einer Mutter, der Gatte eines Weibes, der Vater eines Kindes, atmend, lachend, weinend, kämpfend, ausgestattet mit dem Mut des Pflichtgetreuen und der Angst der Kreatur, beschenkt mit den unerklärbaren, herrlichen und schmerzensvollen Fähigkeiten des Lebendigen — bis vor kurzem. Nun nur ein Bündel Anorganisches, Stoff, Gegenstand zwischen den gehäuften unlebenden Gegenständen des Warenhauses...



Die Fechter. Gemälde von Heinrich Revy

Jape, dieser geschlagene und aus den Fugen gegangene Rest eines Menschen, hatte sich ein wenig entfernt von dem Toten hingehockt und begriff gar nichts. „Was is 'n da passiert?“ fragte er einige Male flüsternd, und als er keine Antwort bekam, lächelte er schüchtern, so, als wäre alles nur ein Scherz gewesen. Reue spürte er nicht und auch kein Mitleid. Bis zu so klaren Gefühlen vermochte er nicht durchzudringen. Er war sehr müde. Ihn erfüllte über alle Grenzen hinaus der Wunsch und die Hoffnung zu schlafen, einzuschlafen und in seinem schlechten Lehrlingsbett zu erwachen, in seinem kalten Verschlag voll Nachtdunst und Morgendunkel. Er lehnte den Kopf an das Holzbein der Wachsdame und schloß die Augen, und es ist wahrscheinlich, daß er wirklich einschlief, drei Schritte entfernt von dem erschlagenen Mann. Auf jeden Fall wußte er lange Zeit nichts, schwebte er durch eine vollständige Leere, was in seiner Lage eine ungemeine Erleichterung, eine Wohltat, eine wahre Gnade bedeutet. Er genoß traumlos diese Narkose, mit der die Natur den Menschen gegen Unerträgliches schützt.

Dennoch schien in den Tiefen dieses Schlafes oder dieser Bewußtlosigkeit etwas vorzugehen. Es war gleichsam so, als würde da unten, innen in den tiefsten und unerkanntesten Bezirken der Seele ein Befehl an den schlafenden Jape erteilt. Denn als er erwachte, wußte er ganz genau, was zu geschehen habe, und führte es auch ohne Zögern aus.

Er befand sich in einem höchst sonderbaren Zustand, er schwebte in einem Gelähmtsein und zugleich in einer Überwachheit dahin, wie sie der Genuß mancher Gifte mit sich bringt. Der Weinrausch saß noch in seinem Hirn, den Magen hatte er überfüllt mit unbekannten Speisen, die Lunge war vollgesogen mit den Karbidgasen seiner zerschmetterten Laterne, und ein wüster Geschmack wuchs in seinem Mund mit den anwachsenden Zahnschmerzen zusammen. Ihm war übel auf eine erbärmliche Weise, hundejämmerlich und elend — „Mensch, wie is mir elend,“ sagte er zu sich selbst — und dabei war ihm unbeschreiblich freudig zumute. Ja, diesem Jape Flunt in seiner schlechthin verzweifelten Lage war es auf eine unwahrscheinliche und prickelnde Weise freudig, taumelnd und genußsüchtig ums Herz.

Dies aber war der Befehl, den seine Seele in ihren Tiefen und ihrer Bewußtlosigkeit empfangen hatte:

Er mußte seine Tat unkenntlich machen. Er mußte das Zerstörte noch einmal zerstören. Er mußte den Anschein erwecken, als sei der Wächter bei einem großen Unglück nur ganz nebenbei und zufällig und selbstverständlich verunglückt. Er mußte, mit einem Wort, das Warenhaus anzünden und den Toten im Brand umkommen lassen. Ach, wundert euch nicht, daß es Jape in seinem Elend freudig und erwartungsvoll ums Herz war. Denn wer kennt die abgründige Lust des Vernichtens bis in die letzte Tiefe?

Da ist das Warenhaus, fünf vollgespeicherte Stockwerke, drei Höfe, sechs Treppen, zwei Liftanlagen, ungerechnet die Keller, die Magazine, die Benzinlager, die Automobile, die Anlagen für Heizung und Lüftung, für die vielfachen und üblichen Verfeinerungen einer Zeit, welche den Komfort an die Stelle des Wesens gesetzt hat.

Und da ist auf der anderen Seite Jape Flunt, ein armer, dumpfer Junge, ein Feind, ein Eroberer mit einer kleinen Schachtel Streichhölzer in seiner gestohlenen Hosentasche. Und da ist das erste winzige, aufzuckende Flämmchen im Halbdunkel, das sogleich und ohne Kraft erlischt. Und da das zweite, das schon ein wenig glimmendes Leben besitzt. Und da und dort noch eines, aber alle klein, armselig und ohne rechten Atem. Und somit muß Jape sein Werk anders beginnen, mit mehr Überlegung, mit einer gewissen grausamen Sachlichkeit, zu welcher ihn der überwache und zugleich gelähmte Zustand seines Hirns besonders befähigt. Er wird jetzt geschäftig und fleißig, er arbeitet mit einer verbissenen Heftigkeit, er läuft hin und her, Treppen ab und wieder hinauf über die weichen Läufer. Er trägt zusammen, schichtet auf, prüft und verwirft, und baut still und eifrig an seinem Scheiterhaufen. Die Auswahl an brennenden Gegenständen ist groß. Man findet Dinge aus Papier, aus Pappe, aus Holz. Dünne Stoffe — Jape hüllt den schweren Körper des toten Wächters hinein und fürchtet sich nicht einmal. Es ist ihm tief innen eine große Lockerung widerfahren, eine Erlösung, eine Befreiung gehemmter und ungewußter Triebe. Jetzt fürchtet er sich nicht mehr. Er baut einen Hügel, eine Pyramide, in deren Mitte und innerstem Kern der erschlagene Mann wohnt, und er gießt am Ende und zu allem Überfluß einige Flaschen Terpentin darüber aus, die er am Seifenlager gefunden hat.

Diesmal gelingt es, und die erste Flamme fährt gleich hoch hinauf, lang und spitzig und sausend wie ein Schwert. Jape lehnt sich an das Geländer und genießt das Schauspiel. Er zittert unmäßig vor Vergnügen, er zuckt am ganzen Körper, seine Glieder schlagen

aus. Etwas geschieht in ihm, er muß tanzen, er muß auch schreien. Er muß ganz weit den Mund aufreißen und schreien, es biegt ihm den Kopf in den Nacken, es schlenkert mit seinen Armen, es reckt seine Knie zu hohen Sprüngen aus. Er hat keine Gewalt mehr über sich und keine Gewalt mehr über die Flammen. Er wollte nur ein Feuer anlegen, ein nicht zu großes Feuer in der Damenmode-Abteilung, und dann wollte er in seiner Teppichhöhle den Tag abwarten und entkommen. Aber nichts davon. Die Flammen sind rasend geworden und Jape desgleichen. Er brüllt, er singt, er schleudert seinen rachitischen Kopf in Krämpfen hin und her. Die Flammen sausen, kochen, knattern. Schüsse aus der brennenden Pyramide, wo sich der Dienstrevolver entzündet hat! Senkrecht, wie eine Armee rücken die Flammen vor, sengend gegen Jape. Sie sind blau und gelb und haben Köpfe, Gesichter, Bärte. Über sich schwingen sie schwarze Fahnenfetzen aus Rauch gegen die gläserne Decke. Siehe, da tanzen auch die Damen, sie sind nun doch lebendig geworden in der Hitze, sie krümmen und biegen sich, sie drehen gespenstisch ihre wächsernen Glieder, sie zerschmelzen; glühend und mit einer weißen Flammenschichte bedeckt fließen sie über den Boden. Jetzt springen die Flammen, sie fassen die Teppiche, welche über die Balustraden hängen, sie schleudern brennende Dinge weit hinaus, hinüber. Sie greifen überallhin, sie rennen an den Treppenläufern hinunter, krachend, schmetternd, sie kommen von allen Seiten, sie schlagen über dem Mittelraum zusammen. Jape jagt davon, sie sind hinter ihm her, er spürt sie immerfort an sich, sein Haar ist abgesengt, auch Brauen und Wimpern, seine Haut ist bedeckt mit Brandwunden und Blasen. Aber Zahnschmerzen hat er jetzt nicht mehr, nicht im geringsten, und selbst in dem Brennen seines Körpers ist noch dieser unmäßige und abgründige Genuß der Vernichtung. Es ist jetzt alles zur Flamme geworden vom Erdgeschoß bis in das dritte Stockwerk, es ist eine blaugelbe, fließende und bewegte Fläche, unter der sich ein unbeschreibliches Getöse vollzieht. Sonderbar, daß trotzdem eine seltsame Stille und Stetigkeit von dem Flammenfluß auszugehen scheint, eine Art von Schweigsamkeit und Öde inmitten des Tobens. Und dann beginnt es aus dem Feuer zu singen, ja, es gibt Dinge, welche singen, während sie verbrennen. Es gibt Balken, Metalle, Stoffe, die einen Rest von Leben bewahrt haben, und nun singen sie, während sie aufgelöst werden. Aber jetzt ist das Warenhaus nur mehr eine Hölle, jetzt faßt es den Rauch und Qualm nicht mehr, jetzt haben die Flammen alle Luft aufgefressen, jetzt kann man nicht mehr atmen. Jape, erstickend, verwundet, von fallenden, brennenden Trümmern getroffen, flieht nach oben, in einem unbewußten Rettungsdrang immer weiter nach oben. Das Feuer folgt ihm nach, und oben preßt sich der Rauch unter der Decke schwarz zusammen. Eine Minute faßt Jape den irrsinnigen Gedanken, das Feuer zu löschen. Er blickt wirr um sich, aber er sieht ja nicht mehr mit seinen rauchblinden Augen. Wie es geschieht, daß er trotzdem die Scheibe für den Feueralarm findet, das weiß er nicht. Er weiß nichts, nichts mehr. Er schlägt mit der Faust die Scheibe ein, er spürt die Wunden nicht und das Blut nicht. Er ist von den Flammen in den letzten, äußersten Winkel gepreßt, und auch hier dringt das tobende Feuer ihm nach. Mit einem ungeheuren Getöse bricht über ihm die Glasdecke des Hauses entzwei, Fortuna klirrt in den brennenden Abgrund hinab, Brand und Rauch schießt über das Haus in die Nacht.

In der Stadt wird es hell, es spiegelt sich in Fensterscheiben, es weckt schlafende Bürger aus ihren Betten. Es gellt Signale, es rast auf Wagen heran, es schlägt mit Haken an die Rollbalken, klimmt Leitern hoch, zischt Wasser und Kohlensäure in die Flammen. Feuerwehrmänner, schlechtbezahlte, blauuniformierte Werkzeuge der öffentlichen Sicherheit stürzen sich mit Todesmut in das brennende Warenhaus. Zwanzig lebendige Menschen, dreißig, vierzig Menschen finden sich bereit, zu retten. Was zu retten? Das Möbellager, die Konservendosen, die toten Vorräte in Kellern und Magazinen —

Die Flammen gehen ihren Weg. Sie verlassen die leergenagten, unverbrennbaren Betonpfeiler, schlagen über das Haus hinaus, über die Straßen, auf den Platz hin, springen in die Höfe, brechen die Treppen ab, schleudern brandige Fetzen in angsterfüllte Stadtteile. Der Oberbürgermeister selbst erscheint mit bleicher Dienstmiene an der Brandstätte, welche in weitem Umkreis abgesperrt wird. Der Himmel über der Stadt ist rot und entzündet …

Jape hing an ein Gitter verklammert im fünften Stockwerk, über ihm lag der rote, brennende Himmel, hinter ihm Qualm und Untergang, er sah ihn mit seinem letzten Blick, bevor seine verbrannten Hände losließen und er mit dem stürzenden Gitter in die Tiefe sauste. Im gleichen Augenblick hatten die Flammen den dritten Hof erreicht. Die Benzintanks brachen auf, und der ungeheure Schlag der Explosion schleuderte alles in das Nichts.



Meister der Zeichnung: Ball
Zeichnung von Nicolaus Badasz

Das goldene Kalb

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Jaekel

Das Alte Testament hat uns eine unerschöpfliche Fülle historischen Materials überliefert; nicht nur aus der Geschichte des jüdischen Volkes, sondern auch aus der Kulturgeschichte Vorderasiens. Es ist dort vieles zusammengetragen, wofür uns sonstige Belege fehlen, oder was uns sonst in ganz anderem Lichte erscheint als hier, wo es unmittelbar in das Leben der Israeliten eingriff. Wie man den Sinn eines Gesetzes erst versteht, wenn man mit eigenen Augen erlebt hat, wie es auf den einzelnen wirkt, so werden uns auch hier erst intimere Kulturprobleme des Altertums menschlich nähergerückt. Freilich formte dabei der überaus scharf ausgeprägte Nationalismus des jüdischen Volkes nicht nur die psychologische Wirkung, sondern meist auch die Form und den Sinn der Vorgänge nach seiner Art, so daß wir diese Berichte sehr kritisch prüfen müssen. Die Theologen, die sich meistens mit diesen Problemen befaßt haben, hinderte schon die Ehrfurcht vor der Bibel an einer durchgreifenden Prüfung; sie begnügten sich meist mit einer Auslegung des religiösen Sinnes der einzelnen Worte.

Ein typisches Beispiel solcher Berichterstattung ist die Erzählung vom goldenen Kalb im 2. Buch Mosis, 32. Kapitel des Exodus, dem Auszug der Juden aus Ägypten. Dort wird berichtet, daß sich Moses auf den Berg Sinai zurückzog, von dem er dann die ehernen Gesetzestafeln mitbrachte. Da er dabei lange ausblieb und das Volk in der Wüste sich führerlos fühlte, wurden die Leute ungeduldig und baten Aaron, ihnen einen anderen Gott zu geben, der sie aus der Wüste nach Palästina zurückführen sollte. Aaron ließ sie alles goldene Geschmeide, die Frauen vor allem ihre goldenen Ohrringe abliefern und machte daraus ein „goldenes Kalb", dem nun in einem Freudenfeste gehuldigt wurde. Da kam Moses zurück, verbrannte das Götzenbild, ließ seine Asche verstreuen und durch die Leviten 3000 Diener dieses Kultus töten.

Diese grell belichtete Momentaufnahme aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. — der ungefähren Zeit der Vertreibung der Juden aus Ägypten — ist unendlich viel interessanter, als die theologische Auslegung dieses kurzen Hinweises vermuten läßt: sie zeigt uns den Ausklang eines weit verbreiteten Kultus, der im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. die Alte Welt beherrschte und der sich auf einem der größten Fortschritte menschlicher Entwicklung aufbaute. — Zunächst das „Kalb"! Selbstverständlich haben die Menschen niemals das Kalb in den Mittelpunkt eines Kultus gestellt, sondern den Stier. Das semitische Wort dafür wird wohl kleiner Stier, d. h. kleine Nachbildung eines Stiers bedeutet haben, und Luther hat den kleinen Stier dann mit Kalb übersetzt. In dem sonst so inhaltreichen Werke von Jeremias (Altes Testament 1906, S. 396) finde ich nur die Notiz, daß das semitische Wort „Kalb" wohl nicht als eine Verächtlichmachung des „heidnischen" Kultus aufzufassen sein dürfte. Das allein genügt aber nicht zum Verständnis des Wortes, und ich glaube, daß wir uns der obigen Auffassung eines Übersetzungs-Irrtums wohl nicht entziehen können. In Samarien hieß das betreffende Wort nach Jeremias „Egel Jau".

Ein Stierkultus war im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. sehr weit verbreitet. Da ich nirgends eine zusammenfassende Behandlung dieses Kultus finde, so stelle ich hier einiges darüber zusammen, was mir in Museen und der kunstgeschichtlichen Literatur davon begegnete.

Am längsten bekannt ist uns der Apiskult in Ägypten. Der heilige weiße Stier genoß dort ja nahezu göttliche Verehrung, und das scheint besonders in der Zeit von 2500 bis 1500 v Chr. gewesen zu sein.

Da uns das Altertum anderer alter Kulturvölker nur aus deren gelegentlichen Berührungen mit dem allein „klassischen" Griechentum bekannt wurde, so lernten wir auch von der viel älteren Kultur Kretas nur die Sage von dem Minotaurus und dem Labyrinth kennen, dem Theseus mit dem Faden der Ariadne entging. Daß es jemals ein Wesen gab, das wie der Minotaurus halb Stier und Mensch war, können wir heute nicht mehr gelten lassen. Jede Art pflanzt sich nur in sich fort, höchstens einmal mit ganz nahe verwandten Formen. Auch Mißgeburten können niemals einen Kopf mit Stierhörnern gehabt haben, wohl aber setzten unsere Altvorderen sich einstmals Stierköpfe aufs Haupt, um sich schreckhafter zu machen und Hiebe auf den Kopf zu parieren. Es ist also gut möglich, daß in unterirdischen Felsentempeln, die seit der Steinzeit in Kalkgebirgen bestanden haben und in Indien wohl noch in unseren Tagen zu grausamen Kulten benutzt wurden, Priester sich ihren Opfern gegenüber einen Stierkopf aufstülpten und so einen Minotaurus vor-

stellten. Jedenfalls bezeugen auch viele neueren Funde der minoischen Kultur Kretas aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. einen dort gepflegten Stierkultus, kleine Stierbilder in Stein und Metall dienten offenbar als Idole und ebenso Stiergehörne, bisweilen noch mit der Doppelaxt des nordischen Thor vereinigt.

Eine Anzahl Stierbilder liegen uns aus dem Gebiete germanischer Skythen nördlich vom Schwarzen Meere vor. In einem Grabe der späteren Steinzeit in Majkop aus der Kulturphase der rotbemalten Skelette fand sich ein massiv goldenes Figürchen eines Stieres, und im Stettiner Museum sah ich zahlreiche kleine Idole von Stierköpfen, flach in Metall gegossen, die wohl den letzten Jahrhunderten vor Christus entstammen und bezeugen, wie lange dort wenigstens der Stierkultus seine symbolische Bedeutung bewahrte.

Wir kennen mehrere solcher kleinen Stieridole aus der Vorgeschichte Palästinas, und auch die Bibel bringt noch einige Belege dieses Kultus aus dem dortigen Lande. So wurde im Hauran-Gebiet des Ostjordanlandes ein kleiner Bronzestier gefunden. In dem Jehova- oder Jahwe-Kultus des älteren Palästina galt der Stier als Symbol Jahwes; und von Jerobeam wird erzählt, daß er in Bethel und Dan Stierbilder aufgestellt habe, die offenbar nur eine kultische Bedeutung gehabt haben können.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. hatte auch der assyrische König Assurbanipal noch vor einem großen Stierbild, vor dem einst sein Vater Sanherib ermordet worden war, als Opfer babylonische Kriegsgefangene hinrichten lassen.

Stierhörner sind nach Jeremias auch in der babylonischen Symbolik das Zeichen der Gottheit und des göttlichen Königs, und so mußte sich auch Moses, der so scharf gegen das „goldene Kalb" wetterte, gefallen lassen, daß man später seinem Standbilde zwei Hörner auf die Stirn setzte. Wie lange sich diese Tradition erhielt, bezeugt auch Alexander der Große, der bei dem Besuch des Tempels des Jupiter Ammon feierlich erklärte: „Ich weiß, daß du meine Hörner auf meinem Haupte hast wachsen lassen, daß ich die Reiche der Welt zerstoße." Das war allerdings im Tempel des Jupiter Ammon eine deplacierte Redensart, denn dessen Kult war nicht mehr auf den Stier, sondern auf einen riesigen Widder gegründet, dem ich fossile Reste zuschreiben möchte, die vor dem Kriege aus Ostafrika nach Berlin gelangten. Das Ammonshorn hat sich dann bei uns in den Ammonit verwandelt und die Hörner, auf die Alexander der Große noch so stolz war, will sich heute niemand mehr aufsetzen lassen. Sic transit gloria mundi. Nur das agrarische Mecklenburg hat sich den Stierkopf als Wappentier bewahrt.

Aus nordischen Gebieten erwähne ich den Fund eines kleinen Stiers aus Bronzeblech von Spjuterum auf der Insel Öland, dessen große Hörner weit nach vorn gerichtet, aber wohl nachträglich im Erdboden verschoben sind. Auch die Hallstatt-Kultur, die etwa zwischen 1000 und 500 v. Chr. angesetzt wird, hat solche Nachbildungen des Stiers in Bronze geliefert.

Das Wiener anthropologische Museum besitzt einen Bronzestier von Byziskala.

Reichere Funde aus älterer Zeit hat kürzlich Babylonien geliefert. Einerseits wurde dort ein Stück eines ganzen Frieses von Stieren gefunden, die in schreitender Stellung und seitlicher Ansicht etwa in 60 Zentimeter Höhe aneinandergereiht sind (Britisches Museum). Sie sind in Kupfer hergestellt, das, soviel ich mich entsinne, auf Holz aufgesetzt war. Die Darstellung ist durchaus naturalistisch. Dasselbe gilt von einem kleinen Stier in liegender Stellung, der kürzlich in Ur ausgegraben wurde und aus einer dicken Muschelschale herausgefeilt ist. Dieses Stück wird der ersten Dynastie von Ur zugeschrieben. Es war das eine der ältesten sumerischen Städte des babylonischen Gebie-

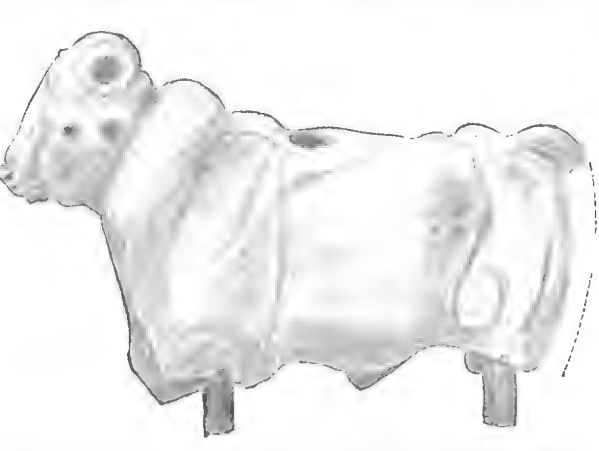


Abb. 1. Steinplastik aus dem sumerischen Kulturkreis in Babylonien: 3. Jahrtausend v. Chr. Nach dem Original im Britischen Museum zu London gezeichnet

tes, deren Bedeutung noch weit vor der semitischen Periode liegt, die etwa um 2900 v. Chr. mit Sargon beginnt. Die erste Dynastie von Ur wird allerdings erst etwa auf 2700 angesetzt.

Ein wunderbares Stierbild aus Stein, wahrscheinlich aus einem feinkörnigen Diorit, ist im Britischen Museum in der babylonischen Abteilung unter Nr. 116686 ausgestellt. Unter vielen anderen Funden aus Babylonien kommt dort seine wunderbare Schönheit meinem Empfinden nach nicht zur vollen Geltung. Es hätte mindestens eine eigene Abteilung in einem Glasschranke verdient. Seine Unterschrift besagt: „Body of stone. Figure of a Bull. Early sumerian time," etwa 3000 v. Chr.

Ich bemerke dazu, daß die neuesten Ausgrabungen der Engländer in Ur auch zwei neue Frauenköpfe aus dem Schutt herausholten, die so typisch nordisch-germanisch anmuten, daß man schon nach Gesichtsschnitt und Haartracht nicht daran zweifeln könnte. Zum Überfluß zeigt aber einer dieser Köpfe auch noch blaue Saphire als Augen eingesetzt. Danach scheint mir jeder Zweifel behoben, daß die Träger dieser sumerischen Kultur echte Germanen waren. Da ich keine Abbildung von dem genannten Stierbild bekam, und es mir in Stil und Technik als eines der wunderbarsten Werke babylonischer Kunst erschien, konnte ich mir nicht versagen, eine Skizze davon anzufertigen. Die Abbildung zeigt sie in etwa ein Fünftel Größe, sie läßt zunächst erkennen, daß die vorragenden Teile abgestoßen sind, und zwar die Hörner, die Ohren, der Schwanz und die Füße. Die letzteren sind durch kleine Holzpfeiler ersetzt, von den Hörnern und Ohren sieht man noch die Ansatzstellen, in denen sie befestigt waren. Oben ist ein Loch, auf dem irgend etwas, vielleicht auch ein Reiter, saß und der harte Stein — wahrscheinlich ein Diorit — ist in der Längsachse durchbohrt, muß also noch mit anderen Dingen in Zusammenhang gestanden haben.

Diese an sich langweilige Beschreibung wird wenigstens dem Beschauer Gelegenheit geboten haben, diesen Bullen auf seine wunderbar feine Modellierung hin zu betrachten. Das Profil seines Kopfes und Halses, die schweren Linien seiner hängenden Fettwülste am Hals und an den Beinen könnte kein Michelangelo künstlerischer auffassen und stilistisch großzügiger darstellen. Das Werk gehört jedenfalls zu dem Besten, was an Tierdarstellungen im Altertum geleistet worden ist, da es mit feinster Lebenswahrheit höchste subjektive Eigenart der Darstellung vereinigt.

Diese hohe Stufe der künstlerischen Qualität läßt mich auch daran zweifeln, daß dieses Werk wirklich schon um 3000 v. Chr. entstanden sein soll. Sumerisch mag es gewiß sein und nicht semitisch, aber die sumerische Kultur, d. h. also sumerische Kulturträger, Gelehrte und Künstler, haben die Periode politischer Herrschaft der Sumerier in Babylonien wohl zweitausend Jahre überdauert. Wir müssen also wohl schärfer als bisher auseinanderhalten sumerische Herrschaft etwa bis Sargon I. um 2700 v. Chr. und sumerische Kultur, die während der babylonischen Gefangenschaft der Juden um 700 v. Chr. noch in voller Blüte stand.

Wenn ich hiernach glaube, daß dieses Stierbild erst später etwa um 2000 v. Chr. entstanden sein dürfte, so stütze ich mich dabei nicht nur auf die Kulturgeschichte Babyloniens, sondern auch auf allgemeine künstlerische Erwägungen. Wie in Ägypten scheinen auch in Babylonien gerade die Schätzungen von englischer und amerikanischer Seite etwas weniger hoch anzusetzen. Aus Zentralasien wurde von Minns der Fund eines kleinen Bronzestiers aus der Gegend von Minussinsk erwähnt, der, wie mir scheint, auch ganz unter germanischem Einfluß entstanden ist.

Ein glücklicher Zufall brachte mir einige Jahre vor dem Kriege und sogar aus China einen Bronzestier in meine Sammlung, der wirklich volles Anrecht auf ein solches Kultobjekt erheben kann. Es ist ein stattlicher Bursche, der etwa einen Zentner wiegt und über 50 Zentimeter lang ist. Er ist sehr primitiv, „aus der verlorenen Form" gegossen, d. h. nach einem Wachsmodell, das dann aus der umhüllenden Tonform ausgeschmolzen wurde und nur einen Guß erlaubte, da die Tonform dann wie bei unserem Glockenguß zerschlagen wurde. Wie mangelhaft die Gußkunst bei seiner Herstellung noch war, geht auch daraus hervor, daß die Beine besonders gegossen und dann angesetzt sind und daß der Schmuck dieses Kulttieres am Kopfe, der als Halfter gebildet, aber einst mit Edelsteinen besetzt war, ebenso wie die Augen erst später herausziseliert sind, mit groben Meißelschlägen, die auch diese Arbeit noch als roh und unbeholfen kennzeichnen.

Dabei ist aber die Gestalt des Stieres künstlerisch sehr gut erfaßt. Kopf und Rückenlinie sind vortrefflich modelliert und zeigen die Eigenschaften, die unsere Rinderzucht auch heute noch an unseren Bullen als Idealform zu züchten sucht. Die Primitivität des Gusses erstreckte sich also nicht auf die künstlerische Seite des Objektes. Es war

nicht etwa eine rohe Bauernarbeit, sondern ein Kapitalstück, das man nur eben damals noch nicht seinem Kunstwert entsprechend gießen konnte.

Später hat dieses Prachtstück natürlich noch mancherlei erlebt. Daß die helle Bronzefarbe im Laufe der Jahrtausende natürlich einer dunkelgrünen Patina gewichen ist, bedarf keiner Erklärung. Auch die vermutliche Vergoldung ist dabei restlos verschwunden. Die Hörner sind abgebrochen und später ersetzt, die Zeichen seiner Männlichkeit mußten später zarten Anwandlungen von Prüderie geopfert werden, wie das öfter der Fall war, und die Beine sind unten arg zerfressen. Das Tier mochte wohl später zeitweise mit den Füßen in einer Steinplatte mit Blei eingegossen sein, aber abgesehen von diesen kleinen Altersschwächen hat es sich doch recht gut erhalten und steht heute noch imponierend da — ein seltener Zeuge einer uralten Kulturphase unseres Geschlechtes, dem wir schon deshalb eine gewisse Hochachtung nicht versagen.

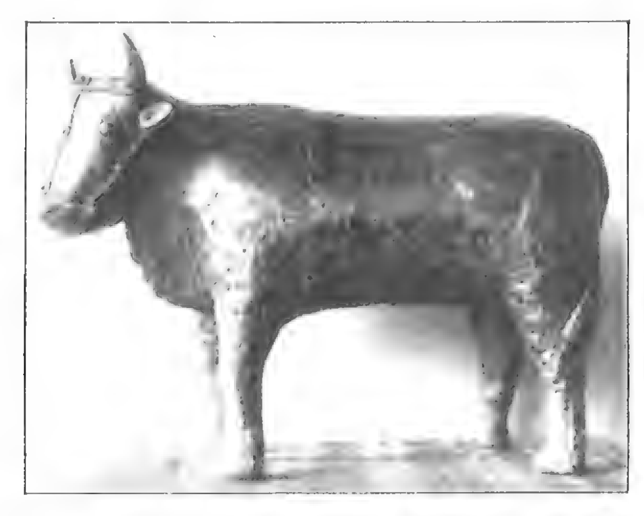


Abb. 2. Bronzestier aus China, 52 cm lang, durch den Kopfschmuck als Kulttier gekennzeichnet
Etwa Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. (Sammlung Jaekel)

Wir finden also in der Bronzezeit, d. h. etwa im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, einen Stierkultus, der wahrscheinlich ebenso weit ausgebreitet war, wie der Pflug reichte von Nordeuropa bis Indien, China und Ägypten.

Der Sinn dieses Kultus konnte ursprünglich nur sein, dem Tier eine symbolische Dankbarkeit und Verehrung zu erweisen, das gerade diesen Völkern bei ihrem Ackerbau die wertvollste Hilfe leistete. In diesem Ausgangspunkt liegt die ethische Bedeutung dieser Kulturphase, nicht in ihren letzten Auswüchsen, bei denen schließlich, wie wohl auch bei dem Minotaurus-Kult, verblaßte Ideen niederen Instinkten dienstbar gemacht wurden.

Der Stierkultus war aufs engste verknüpft mit dem Ackerbau und damit auch mit der Seßhaftigkeit, deren Sinn uns Schiller schon in seinem eleusinischen Fest mit wenig Worten herausmodellierte. Ihre Bedeutung in der historischen Entwicklung des Menschengeschlechtes wird vielleicht noch klarer, wenn wir die vorhergehende Phase unserer Kulturgeschichte ins Auge fassen. Das war die Zeit, wo der Mensch mit der Tierwelt um den Besitz der Erde rang, als in Babylonien der König mit dem großen Löwen kämpfte und der mythische Herakles den Löwen und den Eber bezwang.

Die Erziehung des Rindes als Haustier wird auch kaum mit seiner Verwendung zum Ackerbau begonnen haben. Der nomadischen Lebensweise der vorangehenden Zeit der Jäger entsprach wohl zunächst mehr eine Benutzung der Rinder als Zugtiere.

Wir wissen von unseren Altvorderen, daß sie bei ihren Wanderungen ihre Frauen und Kinder sowie ihren Hausrat auf Ochsenkarren mitführten, und auch in dem biblischen Berichte des Exodus ist, wie Jeremias schon betonte, das „Kalb“ wohl als Wegegott gedacht, der das Volk nach dem Gelobten Lande begleiten sollte. Erst mit der Seßhaftigkeit, die in gün-

stigen oder erzwungenen Wohnplätzen allmählich zustande kam, werden die Rinder vor die Pflugschar gespannt sein, die vorher von Menschen gezogen wurde. Daß das Rind als Haustier auch in Babylonien schon lange vor dem eigentlichen Stierkultus gehalten wurde, beweisen Reliefs aus dem Tempel von Obrid. Die Engländer nehmen an, daß sie dem vierten Jahrtausend entstammen.

Auch der von mir abgebildete steinerne Stier (Fig. 1) aus Babylonien und die hohen schreitenden Kupferstiere von dem Tempelfries im Britischen Museum, die wie gesagt der älteren sumerischen Zeit zugeschrieben werden, dürften keine Kultobjekte gewesen sein, sondern naturalistische Darstellungen von Rindern.

Wir können also annehmen, daß schon im 4. Jahrtausend v. Chr. Rinder als Haustiere gehalten wurden, wie wir ja kürzlich auch aus der jüngeren Steinzeit Palästinas einen Brotmahlstein kennenlernten, der das Alter des Ackerbaues viel früher ansetzen läßt, als wir bisher annahmen.

Es mag dann also tausend und mehr Jahre gedauert haben, bis aus der Rinderzucht ein Rinderkultus wurde, wobei natürlich der Stier als stärkster Repräsentant seines Geschlechtes in den Mittelpunkt der Verehrung gestellt wurde. Das mögen zunächst reine Erntedankfeste gewesen sein, wie wir sie heut noch feiern.

Nun noch ein Wort über das Gold des „goldenen Kalbes“. Gold war, wie ich früher einmal begründete, wohl das älteste Metall, das der Mensch benutzte. Er fand es in Flüssen des Kaukasus als Schwemmgold und legte Felle hinein, in deren Haaren sich die feinen Goldkörnchen ansammelten. Das war das goldene Vlies, das Jason von seiner Fahrt ins Schwarze Meer heimbrachte und das vor 500 Jahren noch einmal in dem Orden vom goldenen Vlies seine Auferstehung feierte. Das Gold wurde nur zum Schmuck benutzt, im alten Mexiko war es als Abglanz der heiligen Sonne sogar Staatsmonopol und dem privaten Besitz entzogen.

Stierbilder wurden in massivem Gold nur als kleine Idole hergestellt, wie das erwähnte Stück aus Südrußland. Größere Stierbilder aber, die zum Kult dienten, werden nur vergoldet worden sein. Dazu waren zwei Möglichkeiten gegeben. Die erste war wohl die eine Form in billigem Material wie Holz oder Asphaltmasse mit einem Überzug von Metall zu versehen. Die Angabe im „Exodus“, daß Moses das goldene Kalb verbrannte und die Asche verstreute, spricht dafür, daß auch dieses Bild eine brennbare Füllung hatte.

Ein anderer Weg war erst später möglich: als man das gediegene rote Kupfer von Cypern (Kypros) gefunden hatte und schmieden lernte, und zuletzt dann die ganze Stierform in Bronze gegossen werden konnte, lag es nahe, sie noch mit einem dünnen Überzug von Gold zu versehen. Die Bronze wurde um 2000 v. Chr. erfunden, als die nordischen Seefahrer aus England das Zinn bis nach Phönizien und Syrien gebracht hatten. Vorher war in Babylonien dem Kupfer Blei und Zink beigesetzt, aber das ergab nur das weiche Messing. Die Bronze aber erreichte durch einen schließlichen Zusatz von 10 Prozent Zinn ihre vorzüglichen Eigenschaften, die es für eineinhalb Jahrtausende zum Träger der Bronzekultur machten. Mit dieser Bronze dürfte dann, wie wir sahen, der Stierkultus aufs engste verknüpft sein, und es bleibt nur fraglich, wie lange er dauerte und ob nicht Stücke, wie der prächtige, große Stier meiner Sammlung aus China, noch einer erheblich späteren Zeit angehörten.

Nun bleibt an dem mosaischen Bericht noch unklar, welcher Teil des Volkes dem Stierkultus unter Aaron huldigte. Daß die Leute nicht von sich aus plötzlich auf den Stierkultus verfielen, ist klar, nachdem dessen weite Verbreitung im zweiten Jahrtausend bekannt ist. Es muß also ein beträchtlicher Teil des Volkes unter dem Einfluß solcher Ideen gestanden haben, und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir diesen Teil in Zusammenhang bringen mit den nordischen Einschlägen, die in der älteren Bevölkerung Palästinas anscheinend eine bedeutende Rolle spielten. Nordisch war der Ackerbau und die Wanderlust, die germanische Stämme über ganz Europa, Teile von Afrika und fast alle Teile Asiens ausbreitete. Die Ermordung der 3000 Stierverehrer durch die Leviten mag also dort in Syrien einer der vielen Kulturwellen nordischen Blutes ein letztes Ende bereitet haben.

Daß wir aber den Tanz ums goldene Kalb als den Ausdruck widerlichen Mammonismus ansehen, dazu liegt wirklich keine Berechtigung vor.

Georg Marcgrav und Wilhelm Piso,

die ersten Erforscher Brasiliens

Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter

Mit Abbildungen nach Originalen im Besitz der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin

Bis zur Renaissancezeit herrschten auf dem Gebiete der Tierkunde unbestritten Aristoteles und dessen griechische und römische Nachfolger wie Theophrast, Plinius, Aelianus. Man suchte damals die Kenntnis der Natur nur in den Werken der Alten und betete ihnen nach, was sie über die äußere Gestalt der Tiere, ihre Gewohnheiten, ihre Instinkte zu berichten wußten. Erst unter dem Einfluß eines neuen Weltgefühls fing man an, die Natur selbst über ihre Schöpfungen zu befragen. Dies mußte von selbst die Lust rege werden lassen, in den neu erschlossenen fremden Ländern festzustellen, ob dort Pflanzen und Tiere existierten, die den alten Schriftstellern unbekannt geblieben waren. Die großartigen Funde, welche die ersten derartigen Reisen, wie die von



Inneres Titelblatt aus Band III des Theatri Rerum Naturalium Brasiliae

„Ein paradis-Vogel“ (Paradisea fulva)



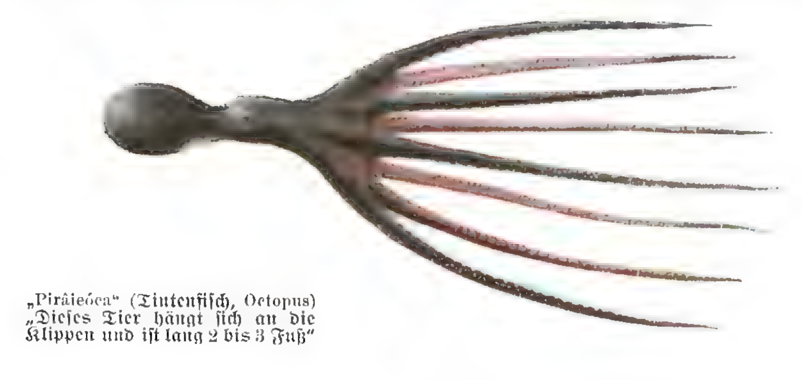
Nicolas Monardes nach der Neuen Welt unternommenen, geliefert hatten, die vielfachen auch für den Heilmittelschatz wichtigen Mitteilungen der ersten Missionare, wie José d'Acosta, der von 1571 bis 1588 in Peru, und Francesco Hernandez, der von 1593 bis 1600 in Mexiko gesammelt hatte, regten mächtig an, zumal jetzt der Ansporn hinzukam, nicht nur zum eigenen Vergnügen, sondern auch zum Besten der Kranken zu wirken.



„Een monstrus kycken“
Vierfüßiges Huhn aus Brasilien 1640

Eine der wichtigsten Reisen für die Naturgeschichte erfolgte im Anschluß an die von 1637 ab unternommene Expedition der holländisch-westindischen Kompagnie, die unter den Befehl des Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen gestellt wurde und der unter anderen Begleitern Georg Marcgrav und Wilhelm Piso angehörten, die durch die Erforschung Brasiliens ihre Namen verewigt haben. Einiges über diese Gegenden war schon dadurch bekannt geworden, daß einer der Direktoren der genannten Kompagnie, Jan de Laet, nach Mitteilungen, die ihm und seiner Gesellschaft über die der Kompagnie gehörigen überseeischen Besitzungen zugegangen waren, 1633 ein Werk „Novus orbis seu descriptio Indiae occidentalis libri XVIII“ herausgegeben hatte; hier war eine Anzahl brasilianischer Tiere beschrieben und abgebildet worden.

Am 24. Januar 1637 landete die Ex-



„Piráieóca“ (Tintenfisch, Octopus)
„Dieses Tier hängt sich an die Klippen und ist lang 2 bis 3 Fuß“

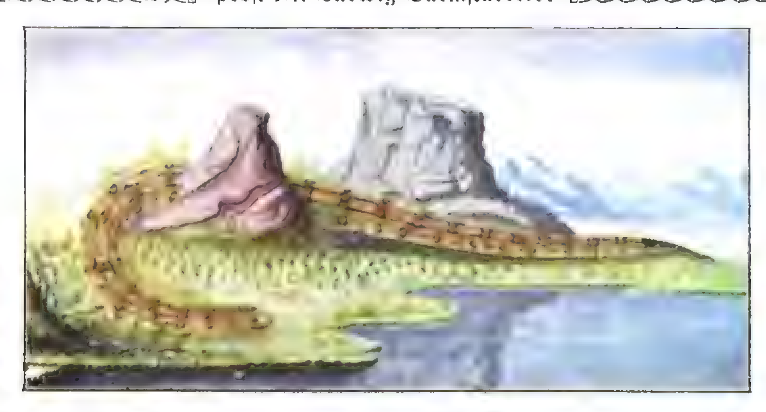


Tapuyasische Venus

pedition in Olinda und vertrieb die spanische Armee. Landbau und Handel wurden sehr befördert, eine neue Stadt, Mauritia, angelegt, die Tiere und Pflanzen des Landes gesammelt und in einem siebenjährigen Aufenthalt eine so reiche Naturaliensammlung zusammengebracht, daß das Naturalienkabinett des Grafen, die Museen zweier Universitäten, von denen die eine Leiden war, und eine Anzahl Privatsammlungen damit bereichert werden konnten und länger als ein Jahrhundert die Wissenschaft noch von diesem großen Vorrat zehrte.

Fast all das haben Wilhelm Piso und Georg Marcgrav allein gesammelt; ihr Arbeitsgebiet erstreckte sich über das gesamte Land vom Rio Grande bis südlich von Pernambuco. Sie waren beide tüchtige Mediziner und Naturforscher und, wie wir aus den kurzen Abrissen ihres Lebens sehen werden, für ihre großen Aufgaben gut vorgebildet; sie bearbeiteten die Fauna und die Flora, sie entwarfen Landkarten und Pläne, machten zahlreiche astronomische Beobachtungen, zahlreiche Längenbestimmungen und beschäftigten sich mit Studien über das Klima, die Hygiene, die Pathologie und die Therapie, so daß man fast versucht sein könnte, ihnen eine gewisse Universalität zuzuerkennen.

Wilhelm Piso ist 1611 in Leiden geboren, hat dort bei Jan van Heurne und Ewaldus Schrewelius Medizin studiert und im Alter von 19 Jahren in Caen seinen medizinischen Doktorgrad erworben. Wie und wo Piso die Bekanntschaft des Grafen Moritz gemacht hat, dessen Leibarzt er in frühem Alter geworden ist, wissen wir nicht; seine Wahl zur Expedition war aber ebenso glücklich, wie es die von Marcgrav war, und Graf Moritz muß wahrlich mit einem guten Scharfblick begabt gewesen sein, daß er sich gerade diese Männer auswählte. Der Graf kümmerte sich auch persönlich um die Ausschmückung des Reisewerkes, das 1648 unter dem Titel „Historia naturalis Brasiliae“ erschien, und ebenso betätigte sich hier auch Jan de Laet wieder, wenn auch nicht zur vollen Zufrie-



Boa constrictor. „Diese Schlangen können einen Hirsch einschlucken und seint sehr gefehrlich, schlingen sich um einen Menschen, daß er sich nicht rühren oder bewegen kann und töten ihn also“

denheit von Piso. — Nach der Rückkehr 1644 studierte Piso in Leiden weiter und ließ sich 1648 als praktischer Arzt in Amsterdam nieder, wo er eine zahlreiche Klientel erwarb und bis zu seinem 1678 erfolgten Tode wirkte. Die de Laet zum Vorwurf gemachte Flüchtigkeit ließ Piso nicht ruhen und er veröffentlichte 1658 ein ausführlicheres Werk, in das er auch merkwürdigerweise Ostindien einbezog und das den Titel hatte: „De Indiae utriusque re naturali et medica“, in der Beschreibung der brasilianischen Entdeckungen von ihm und Marcgrav aber wenig Neues hinzufügte.

Weniger glücklich als sein Freund Piso war Georg Marcgrav, der ein Opfer seiner Unternehmung wurde, indem er bei seiner Heimkehr an der Westküste von Afrika in San Paola de Loanda im Mai 1644 vom Fieber ergriffen und rasch dahingerafft wurde. Er war am 20. September 1610 in Liebstadt bei Meißen geboren und hat nur ein Alter von 34 Jahren erreicht. Er war aus guter Familie und hat früh schon erhebliches Zeichentalent besessen. 1627 verließ er die Heimat und studierte auf verschiedenen deutschen Universitäten Naturkunde. Gegen 1630 finden wir ihn in Stettin, wo er bei Lorenz Eichstadt Astronomie studierte. Von da ging er durch Deutschland und Dänemark nach Leiden, wo er bei Jakob Golius Astronomie und bei Adolphus Vorstius Naturkunde trieb. Dort muß er die Bekanntschaft von de Laet gemacht haben und durch diesen dem Grafen Moritz empfohlen worden sein. Bemerkenswert für das Verhältnis zwischen dem Grafen Moritz und Marcgrav ist, daß der Graf ihm 1639 in Mauritia ein Observatorium errichten ließ und daß er, wie Mangetus berichtet, sich in verschiedenen Wissenschaften von Marcgrav unterrichten ließ. In diesem Observatorium entstanden auch die „Progymnastica americana“, in denen die astronomischen Arbeiten von Marcgrav niedergelegt sind.

Daß zwischen Marcgrav und Piso kein gutes Einvernehmen geherrscht habe, beruht lediglich auf einer unbewiesenen Notiz von Mangetus; ebenso scheint mir die von Dr. Gudger in seiner Arbeit über Marcgrav auf



Schwarzes Lama aus Chile



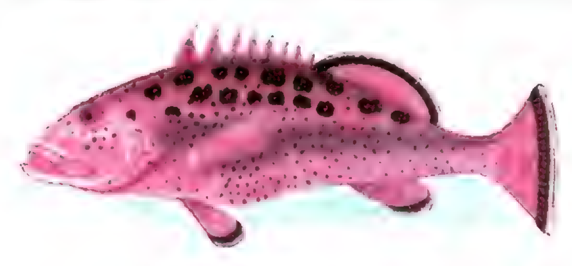
Tamándûaguaçû (Ameisenbär). „Dieses ist ein großer Mieren-Esser, seine Zunge steckt er in die Löcher, die Mieren setzen sich drauf, so zieht er sie ein. Die Zunge ist lang 1½ Ellen"

die Worte „meus domesticus" aufgebaute Theorie, daß Piso die Idee gehabt habe, er sei der Vorgesetzte von Marcgrav, nicht stichhaltig. Meus domesticus bedeutet lediglich „mein Hausgenosse" und hat keineswegs die Bedeutung der Über- und Unterordnung. Übrigens mißt selbst Gudger dem nicht viel Bedeutung bei, da er ausdrücklich die wissenschaftliche Überlegenheit von Marcgrav hervorhebt.

Heinrich Lichtenstein hat sich viel Mühe gegeben, an Hand der in der Staatsbibliothek in Berlin aufbewahrten Marcgravschen Originalabbildungen seine Angaben und Beschreibungen genau zu bestimmen. Er hat dadurch erst die große Wichtigkeit der Marcgravschen Beobachtungen in das richtige Licht gesetzt und ihn, der so früh für seine idealen Bestrebungen dahingegangen ist, mit vollem Recht als einen großen Heroen der Wissenschaft erkannt und bezeichnet. Von besonderem Interesse ist auch, daß schon in



Fürst aus Chile, zur Jagd oder zum Krieg gerüstet



Pirâtiâpoâ. Natürliche Größe 1½ Fuß

dieser frühen Zeit Marcgrav berichtete, daß die südamerikanischen Tiere von den altkontinentalen grundsätzlich verschieden seien, wenn auch gewisse Verwandtschaften existierten.

Mit dem Grafen Moritz verband Marcgrav ein schönes Vertrauensverhältnis. Das zeigt die Wärme der Widmung des Werkes von 1648, das Marcgrav seinem Grafen darbringt: „als ein Zeichen der Dankbarkeit für die so großen Freundlichkeiten, die ich von ihm empfangen habe.“

Das beweist aber noch mehr das große persönliche Interesse, das Graf Moritz an den herrlichen Zeichnungen, Aquarell- und Ölbildern nahm, die zu diesem Buche gehören und einen großen Schatz der Preußischen Staatsbibliothek bilden. Vermutlich gehörten die 8 Bände dieser Bilder zu den Sammlungen brasilianischer Gegenstände, die Graf Moritz 1652 dem Großen Kurfürsten für 50 000 Taler verkaufte. Gleichviel ob Marcgrav, der, wie ich oben sagte, von Haus aus ein großes Zeichentalent hatte, oder ob Franz Post von Harlem oder ein anderer Maler sie gemalt hat, sie sind so herrlich, daß die Staatsbibliothek stolz auf diesen Besitz sein kann, der um so wertvoller ist, als viele der Bilder charakteristische handschriftliche Bemerkungen des Grafen Moritz tragen. Die Wissenschaft hat allen Grund, auch den Grafen Moritz in dankbarster Erinnerung zu halten, den Piso mit Alexander dem Großen verglichen hat und der, wie Dr. Gudger hinzufügt, in Marcgrav seinen Aristoteles gefunden hat.



Mann aus Tapuya (Brasilien)

Der Pfarrer von Lepoglava

Skizze von Gerhart Herrmann Mostar

Lepoglava liegt in Zagorien, und das Hügelland Zagorien liegt in Kroatien, und Kroatien ist weit; aber über dem Bett des Mietzimmers, das ich seit zwei Wochen bewohne, hängt dieselbe Barockkonsole aus Stuck wie über dem Bett deines Pfarrhauses, in das du mich einst als todmüden, geldlosen Landstreicher stecktest. Deine Augen, gelbschimmernd wie der kroatische Wein, den du so gerne trankst, wollten so tun, als ob sie mich prüften. Ach, du hättest mir, als du mich draußen unter den Arm nahmst, gar nicht dein Leid zu klagen brauchen. Ich wußte schon so: das neugebaute Zuchthaus für die Dressurkünste menschlicher Gerechtigkeit war es nicht wert, von dem guten Mond deines Antlitzes beschienen zu werden, und der dürre, schwarzbärtige griechisch-katholische Anstaltsmönch mit den tiefliegenden und doch flachen, harten Fanatikeraugen mußte dein Feind sein. Ich hätte sogar diese Geschichte, die von dir zu erzählen ist, damals, auf dem Wege zum Pfarrhause, erfinden können, wenn sie nicht schon passiert gewesen wäre — zwei Jahre vorher, als ein anderer in dem Gastbett lag, das du mir einräumtest.

Zu jenem andern warst du gekommen wie zu mir. Er war eines Abends, mit Rucksack und ohne Hut und in Gamaschen, in derselben Gostiona aufgetaucht wie ich. Aber der Anstaltsmönch brachte an diesem Abend keinen schwarzen Fleck in die sowieso bescheidene Helle des Raumes, und die Tore deines Herzens taten sich dem Fremden infolgedessen ohne jedes hemmende Knarren bereitwillig auf, und das heiser scheppernde Klingeln deiner Worte läutete lange und einladend. Er sei Student, sagte der Gast, Student aus Belgrad und auf der Durchreise; und wenn in slawischen Landen jemand sagt: „Jessam Student“, so heißt das: „Ich habe kein Geld.“

Ich weiß nicht, ob es dem guten Pfäfflein von Lepoglava auffiel, daß der Mann für einen Studenten reichlich alt aussah, obgleich er sich anscheinend erst eben und recht ungeschickt rasiert hatte. Einige Schnitte in seinem Gesicht bluteten noch ein wenig. Auch der schlechte Sitz des westlichen Rockes und der deutschen Beinkleider scheint im friedlichen Parlament der seelenhirtlichen Gefühle zu keiner Vertrauensfrage geführt zu haben. Jedenfalls nahm Hochwürden den Fremden schließlich unter den Arm und ließ sich von ihm ins Pfarrhaus geleiten. Der Mond, der droben die verzwickten Straßen des Himmels zu durchwandern hatte, ohne die Sternlaternen anzurempeln, und das gute Vollmondgesicht hier unten, das es in den laternenlosen drei Gassen von Lepoglava etwas leichter hatte, lächelten sich an; etwas nüchtern der da oben, etwas weinselig der hier unten. Nur als der Kessel des Zuchthauses auftauchte, aus dem eben der widerwillige Abendmeßgesang der Sträflinge breit in die Nacht kroch, seufzte der gute Seelenhirt traurig auf, und der Fremde schien zu verstehen und seufzte mit.

Aber dann öffnete sich der weitläufige Friede des Pfarrhauses, in dem viele Wohnungen waren, als in einem rechten, väterlichen Hause des Herrn. Und auch für den Studenten fand sich ein Zimmer und ein Bett und ein Krug selbstgekelterter Wein, den der Spender leeren half. Bis die Beschaulichkeit ihres Trinkens durch einen ganz ungewohnten Lärm gestört ward.

Da hallten Schritte von schweren Stiefeln und Rufe aus groben Kehlen durch die friedsame zagorische Nacht. Man hörte, wie das Volk aus den Häusern und die Gäste aus der Gostiona zusammenliefen. Hochwürden wurde blaß, und auch der Gast schien zu erschrecken, stieß sogar ein Glas um und sprang auf.

„Nun, mein lieber Sohn,“ brummelte Hochwürden, „es wird nichts Gefährliches sein!“ Und er stapfte die Treppen hinunter, um zu erfahren, was geschehen war.

Als er wieder heraufkam, stand der schreckhafte Student in der Nähe des Fensters und sah den Pfarrer aus weitgeöffneten Augen an. „Sie brauchen keine Angst zu haben, mein Sohn. Wir sind hier nicht in der Wildnis!“ sagte der Alte mit gutem Spott. „Man jagt nur nach einem Zuchthäusler, der entsprungen ist.“

Die alte Hand zitterte etwas stärker als sonst, als sie wieder Wein in die Gläser goß. „Das ist leider schon öfters geschehen. Solche Nächte pflegen etwas unruhig zu sein, bis man ihn gefunden hat. Das geschieht immer sehr schnell. Die helle Anstaltskleidung verrät den Flüchtigen.“

Der Fremde beruhigte sich, zuckte nur nervös zusammen, wenn draußen wieder Schreie und Schritte dröhnten. „Sie haben keine Nerven, mein junger Sohn! Sehen Sie mich alten Mann an! Lepoglava schont die Nerven besser als Belgrad. — Gut, daß Sie nicht mehr auf der Landstraße sind. Der Ausbrecher hätte Sie anfallen können.“

Der Student lächelte mit, etwas gezwungen. Wieder ging eine schweigsame Zeit. Hochwürden suchte noch immer nicht sein Bett auf; seine Äuglein tränten heftiger; er schien nachzudenken.

Endlich stand er auf. „Man sollte denen da drinnen mehr Freiheit lassen. Dann würden sie die Freiheit nicht draußen suchen ..." Er besann sich rasch. „Die Freiheit ist nur in Gott, mein Sohn. Nun, Gott mit dir!" Und er machte das Kreuzzeichen und ging zur Tür.

Dort hielt er inne, weil sich wieder Schritte dem Hause näherten. Rufe schrillten: „Sie haben ihn! Auf der Landstraße lag er, ganz erschöpft!" Die beiden traten ans Fenster und sahen, wie man draußen einen gefesselten Mann in heller Anstaltskleidung vorüberstieß.

Der Student neigte sich rasch über die welke, kalte, krüpplige Greisenhand und küßte sie. Die Rasiermesserschnitte in seinem grauen Gesicht bluteten merkwürdigerweise wieder. „Nun, Gott mit ihm!" sagte Hochwürden und tapste ächzend zu Bett.

Sein Schlummer war ob des guten Weines nicht so leicht wie sonst der Schlaf des Alters; und als nicht lange danach heftig und unwirsch an die Tür gepocht und in die Fenster gerufen wurde, war die Haushälterin eher im Flur als der geistliche Herr. Draußen stand der Anstaltsmönch mit zwei Gendarmen und einem Mann in Zuchthauskleidung. „Wo ist Hochwürden?" fragte der Geistliche kurz.

Die Haushälterin bekam vor Schreck über dies frühe Erscheinen des „Griechen" den zahnlosen Mund weder auf noch zu. Der Mönch schritt wortlos mit einem der Gendarmen an ihr vorbei in Hochwürdens Schlafzimmer. Als die Tür aufschlug, haspelte sich drinnen der zittrige Greisenkörper rasch wieder in die Kissen, aus denen er sich eben herausgeschält hatte.

„Guten Morgen, Herr Amtsbruder!" grüßte der Mönch und es klang höhnisch. „Wo ist Ihr Schlafgast?"

„Schläft wohl noch," meinte Hochwürden.

„Das bezweifle ich, Herr Amtsbruder! Ihr Schlafgast ist ein Zuchthäusler!"

Der Grieche ging rasch hinaus, so daß der Pfarrer keine Zeit zu einer Antwort fand; er hätte auch keine gewußt. Er lag mit offenem Munde, hörte den Gendarmen und den Geistlichen die Treppen zum Gastzimmer hinaufstampfen, stand dann schnell auf und suchte etwas, was er durchaus nicht fand, obgleich er es doch gestern abend über den Stuhl neben seinem Bett gehängt hatte ...

Hochwürden setzte sich und dachte nach, lange. Er trat zum Fenster; da sah er den Mann, der die Anstaltskleidung getragen hatte, aus dem Hause treten — in der Studentenkluft des Fremden, und den Drillichanzug dem Gendarmen überreichen. Die deutsche Hose und der westliche Rock saßen ihm wie angegossen; er durchsuchte den Rucksack und sagte schließlich: „Es fehlt nichts, außer meinem Rasierapparat."

„Und verwundet hat er Sie nicht?" fragte der Gendarm.

„Nein. Er zwang mich nur, ihm meine Kleider zu geben und die seinen anzuziehen, und muß mich dann betäubt haben ... Weshalb saß er denn eigentlich?"

„Ach, nichts Bedeutendes. Einbruchsdiebstahl, glaube ich."

„Aber daß der Kerl meine Sachen hiergelassen hat! Ist er denn nackt durchgebrannt?" — Der Gendarm zuckte als Antwort die Achseln.

Hochwürden hatte alles gehört. Sein starrer Mund löste sich in ein Schmunzeln. Seine Äuglein blickten hinaus und weit die Landstraße hinauf, die über den Berg lief und zwischen den Felsbrocken mit der Morgensonne Versteck spielte, und dabei lächelte Hochwürden, und ein letztes Lichtlein schien ihm aufzugehen. Und als der Mönch mit dröhnendem Schritt wieder ins Zimmer trat, war dies Lächeln beinahe pfiffig zu nennen.

Der Mönch trat zu ihm ans Fenster. „Durchgebrannt ist der Kerl, Herr Amtsbruder. Das kommt von Ihrer christlichen—"

Er unterbrach sich. Seine flachen Augen glitten an Hochwürdens Gestalt herunter. Da stand der Pfarrer von Lepoglava wahrhaftig im weißwallenden Nachthemd am offenen Fenster in der hellen Morgensonne und sah aus wie ein behäbiges, strahlendes Englein aus der guten, alten Himmelszeit ... und sah wirklich mit weitreichenden Engelsaugen in die zagorische Welt; sah irgendwo im nächsten Dorfe einen Mann in schwarzer Soutane den Dorfkindern großmütig die Hand zum Kusse reichen und dann in den Bergen Kroatiens untertauchen ... und sah sich selbst hier soutanenlos im Nachthemd stehen neben einer Mönchskutte, die schwarz im Morgenwinde flatterte ...

„Mizica!" rief Hochwürden nicht allzu laut nach seiner Haushälterin, die schwerhörig war und nicht kam. „Mizica!"

Und er fing des Herrn Amtsbruders starren Blick ab und sagte mit einem unchristlich überheblichen, aber nur ihm selbst vernehmbaren Spott: „Oh, diese Mizica, Herr Amtsbruder! Jetzt hat sie meine Soutane noch immer nicht fertig geflickt ...!"

Die Wandmalereien Hans Adolf Bühlers im Karlsruher Rathaussaal

Von Prof. Dr. Albert Schneider

Der Bürgersaal des Karlsruher Rathauses, eines Werkes Friedrich Weinbrenners, stellt dem Maler keine leichte Aufgabe. Er erstreckt sich in schwach gedehntem Rechteck in nordsüdlicher Richtung und wird durch zwei Säulenreihen, die Stützen der Seitengalerien, von den Schmalseiten her eingeengt. Die Wandflächen hinter den Säulen sind wie die freien Stirnwände durch Pilaster aufgeteilt. Eine Mittelgalerie auf der Ostseite springt aus dem Quader des Saalraums in den Lichthof des Treppenhauses vor, ihr gegenüber wird die Stirnwand in gleicher Höhe von Glasfenstern durchbrochen. Galeriebrüstung und Decke verbinden viereckige Säulen, anstehend an einen Gesimsbalken, der die hufeisenförmige Galeriedecke von



Mittelbild an der westlichen Stirnwand:
Der Traum des Markgrafen Karl Wilhelm, des Gründers von Karlsruhe



Östliche Stirnwand unter der Mittelgalerie: Der Weg der Jugend in die Welt, seitlich Persönlichkeiten aus der Geschichte der Stadt

der Saaldecke abgrenzt. Die solcherweise verfügbaren, nach Lage und Bedeutung recht vielfältigen Flächen faßte Hans Adolf Bühler in einem überaus glücklichen Leitgedanken zusammen. Er betrachtete den Raum als eine Welt im kleinen. An der Decke bildete er den Sternhimmel ab; an den Saalwänden stellte er das menschliche Leben dar, verkörpert in den Geschicken des Gemeinwesens, dem der Saal zu dienen hat; durch eine lückenlos gefügte Ornamentik, die das stützende Mauerwerk betont, machte er den festen Grund der Erde gegenwärtig, auf dem der Mensch die Sicherheit seines Daseins gründet.

Beim Betreten des Saales fällt der Blick auf das große Rundbild in der Mitte der westlichen Stirnwand. Es knüpft an das sagenhafte Jagderlebnis des Markgrafen Karl Wilhelm an, den ein Traum zur Gründung der Stadt angeregt haben soll. Der Fürst liegt zur Abendstunde im wildwuchernden Wald, eingefangen im Gezweig und Blütengeranke, neugierig lauschende Tiere um ihn her. Das ist Rückblick, Vergangenheit, darum ist das Bild an der Seite angebracht, wo die Sonne untergeht. Kehrt man sich von dem versunkenen Grün und dem dämmerblauen Ausblick um nach der Morgenseite, so klingt es hell auf aus der Rundung des Rahmens, das Rotgelb der Kleidung und das lichte Blau des Himmels. Dort schreitet ein blondes Menschenpaar mit dem zuversichtlichen Ernst der Jugend in die Welt. Froh schlingt sich der Kranz der Blumen um ihr gemeinsames Leben, und hinter ihnen, ohne Schwere aufstrebend, baut sich auf, was sie suchen, der Dom der Zukunft, das einigende Andachtshaus eines zerklüfteten Volkes. Die beiden Mittelstücke sind das Gestern und das Morgen, zwischen denen die Reihe bedeutsamer Persönlichkeiten aus der Geschichte der Stadt, in freier Auswahl, aber natürlicher Reihenfolge, wiedergegeben ist, eingebaut unter die Bedachung eines durchlaufenden Zickzackbandes wie lebendige Denkmale.

Leicht spannt sich über dieser prunkenden Farbenpracht die Decke. Was der Künstler in diesem Abbild des Himmels gegeben hat, ist das Erzeugnis gläubiger Hingabe an die ewigen Gesetze der Natur und den tiefen Sinn altüberlieferter Mythologien, eine Wissenschaft fast, freilich nicht der Begriffe, sondern der Schaunisse. Wie hier natürliche Erscheinung und kreatürliche Versinnbildlichung in klaren Linien und sinndeutenden Farbwerten Anschauung wird, kann sich nur in eingehender Betrachtung erschließen.

Die Galeriedecke mit ihren hellen, auf



Karl Friedrich, erster Großherzog von Baden, 1738—1811



Der Städtebaumeister Weinbrenner mit dem Wasserbaumeister Tulla und dem Forstmeister Drais

tiefblauem Grunde aufgesetzten Rautensternen weist auf die Darstellung der Mitteldecke hin, bildet aber zugleich durch die ornamentale Behandlung den Übergang zum Schmuckwerk der Galeriewände und mittelbar zu dem des gesamten Saals. Sie gibt, einem Bildrahmen gleich, die unverrückbare Ebene an, innerhalb deren das verschlungene Linienspiel der Saaldecke schwingt. Die geometrischen Ornamente der Galeriewände binden den durch die Ausbuchtung in der Mitte gefährdeten Raum; aus ihnen



Ausschnitt aus der östlichen Saaldecke mit Widder, Perseus und Andromeda, Mars und Erde

wachsen wieder die organischen Figuren der Monatsbilder und vermitteln formal und inhaltlich zwischen der Sternwelt der Saaldecke und den Bildern aus dem Menschenleben an der Saalwand, und endlich verdeutlichen die durchgehends schwarzweiß gehaltenen Pfeiler- und Säulenornamente das starre architektonische Gerüst.

Auf diesen Beziehungen beruht der geschlossene Eindruck dieser Wandmalereien Hans Adolf Bühlers und ihr Zusammenhang mit der vorhandenen Architektur.

Der kleine Junge der Frau Pigulla

Novelle von Carl Bulcke

Ich kenne die Frau Pigulla nicht, aber ich weiß etwas von ihr. Frau Martha Pigulla ist die Frau des Fabrikarbeiters Konrad Pigulla, sie ist neunundzwanzig, er ist dreiunddreißig Jahre alt, ihr Mädchenname ist Gendritzki. Sie ist eine zierlich blasse Frau, offenbar blond, und ihr Gesicht hat vor reichlich vier Jahrhunderten der Maler Antonio Pollajuolo aus Florenz auf einem Bilde gemalt, das er „Die Gerechtigkeit" genannt hat. Der Geburtsort der Frau Pigulla war nicht zu erfahren, auch nicht, ob ihre Eltern noch am Leben sind. Die Familie Pigulla wohnt in Chemnitz-Ost, Krausestraße 132, drei Stock hoch, im Seitenhaus. „Seitenhaus", so wurde mir mitgeteilt, aber dies Wort hat wahrscheinlich die verschämte Bedeutung von Hinterhaus. Die Wohnung besteht aus einem Zimmer und einer Küche. Das Zimmer hat zwei Fenster, die Küche eins, und aus dem Küchenfenster sieht man auf einen Baum. Was das für ein Baum ist, konnte ich nicht ermitteln. Es soll ein schöner, großer und buschiger Baum sein. Im Zimmer stehen die drei Betten, ein Schrank, ein dunkelroter Lehnstuhl. Ein Spiegel hängt an der Wand und auch ein Bild, darauf ist eine Frau zu sehen. Frau Pigulla hat ein Kind, einen zehnjährigen Jungen, namens Willi. Er hat es ein bißchen auf den Lungen, der Willi, natürlich ganz ungefährlich.

Ich weiß etwas von Frau Pigulla, die ich nicht kenne. Ich wette, daß ich etwas von ihr weiß, mit voller Bestimmtheit weiß, obwohl ich mir das, was ich weiß, nur ausgedacht habe.

Ich weiß folgendes: An einem dieser Tage, letzten Herbsttage, da ich dies schreibe, früh am Morgen, Herr Pigulla ist zur Arbeit, Willi zur Schule gegangen, steht Frau Pigulla in der Küche, sie hat sich zum Ausgang fertiggemacht, denn den Vormittag über versieht sie Aufwartedienste in einer Konditorei, sie steht unschlüssig, sie hebt vom Küchentisch ein blankes Röhrchen aus Aluminium, sie führt dies Röhrchen an den Mund ... führt es an den Mund ...

Hier ist schon zu Ende, was ich weiß.

Lacht sie dabei oder weint sie? Ich weiß es nicht.

Kurz und gut, die Geschichte, die ich weiß, ganz kleine Geschichte, ist lustig zum Lachen und traurig zum Weinen.

Her mit der Geschichte.

Es gibt bei uns in Berlin einen D-Zug, den ich jedermann herzlich empfehlen kann. Er verläßt den Lehrter Bahnhof kurz vor Mitternacht, die Schlafwagen sind um die Herbstzeit nur ganz wenig besetzt, und am anderen Morgen, gegen neun Uhr oder so, kommt man wohlausgeruht und guter Laune hart am Rande der Nordseeküste an. Norddeich heißt die Station.

Angekommen hat man nur noch nötig, sein bißchen Gepäck die dreißig Schritt zum Dampfer hinüberzutragen, um dann hinüber zu den Inseln zu fahren. Es liegen dort im Hafen mehrere Dampfer, sie sehn aber alle ganz gleich aus, ganz gleich wie die vielen Möwen, die sie umflattern, sie haben auch alle den gleichen Namen, nämlich Frisia. Wenn man aber sehr genau aufpaßt, so gewahrt man, daß sie hinter dem gleichen Namen verschiedene römische Zahlen tragen, von I bis IV glaube ich, ich weiß nicht wieviel. Ich für meine Person passe niemals sehr genau auf, wenn ich ganz gleiche Dampfer mit demselben Namen vor mir sehe, und deshalb bin ich denn auch an jenem Tage in einen falschen Dampfer gestiegen und ganz woanders hin gefahren, als wohin ich hatte fahren wollen. Doch das tut nichts zur Sache, ich erzähle das nur so nebenbei, das hat mit der Geschichte ganz und gar nichts zu tun.

Also ich hatte wohlausgeruht und guter Laune mein bißchen Gepäck zu einem dieser Dampfer namens Frisia hinübergetragen, wahrscheinlich zu jenem, der mir am besten gefiel, an Bord war außer mir bloß noch ein Mensch, Matrose vermutlich, der langweilte sich fürchterlich, und ich fragte ihn auf plattdeutsch, wann die Reise losgänge. Der Mensch saß mit vorgestreckten Beinen, Hände in den Hosentaschen, sah angestrengt in die Wolken, ich dachte, er schläft, er hat dich nicht gehört, am Ende ist er taubstumm, aber so nach einer guten Minute antwortete er auf plattdeutsch: „Jetzt haben wir neun. Um zwei ist Hochwasser, also in fünf Stunden." Und sah weiter in die Wolken.

Fünf Stunden Aufenthalt. Ein wenig lange.

Ich fragte den Schweigsamen noch einmal: „Ist hier was los?"

Und der Schweigsame antwortete, indem er seine Worte vom Himmel ablas: „Was los?! Nee."

Nun trägt die Station Norddeich ihren

Namen keineswegs zu Unrecht, das hatte ich schon beim Verlassen des Zuges gesehen. Ein großer, hoher und schöner Deich lief dicht am Hafen vorbei, und auf einem solchen Nordseedeich spazieren zu gehen, in Sonne und Wind, zu welcher Jahreszeit auch immer, vorwärtszuschreiten, immer weiter, immer weiter, bis dicht an das Ende der Welt, liebe Menschen, liebe Menschen, das ist die dritte von den drei großen Vergnügungen, die sich der liebe Gott für uns ausgedacht hat. Die zweite ist das Bücherschreiben, und die erste... Ihr wißt schon.

Ließ also meinen Kram an Bord, marschierte auf den Deich, herrlich, und es wehte, grünes Land, graues Watt, Hohlebbe, Mühlen am Himmelsrand, kein Mensch weit und breit, herrlich, und es wehte, es wehte stark. So war ich oft mit dem Poggfredsänger gegangen, dem einst auf solch einem Deich Dante begegnete, mit dem Dichterprinzen aus Haseldorf und meinem lieben Freunde von Prangen. Alle drei waren nun schon viele Jahre tot. Ich freue mich, daß ich noch lebendig bin, dachte ich. Und weiterschreitend, — wie schön ist es, rasch zu gehen und mit langen Schritten, — dachte ich nach, wie ich mir diese leidenschaftliche Liebe für Deichwanderungen erklären könnte; dachte ich nach, daß die erste Kunde von Menschen meines Namens aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts stammte, die als Deichbauer von Holland nach Westpreußen ausgewandert waren; und im Jahr 1330 war einer von ihnen Ratsherr in Danzig. Dachte ich nach... doch es wurden bald müßig flatternde Gedanken. Wenn man ganz rasch geht, weiß man nicht mehr viel, was man denkt. Wenn man aber ganz rasch über Deiche geht, so geschieht noch etwas anderes, völlig Ungewohntes. Man verfällt in Selbstgespräche. Man merkt plötzlich, daß man laut redet. Weshalb tut man das? Ich glaube, es ist die Einsamkeit der Welt, die man auf solchen Deichen gewahr wird und gegen die man sich verteidigen will.

Ich kam nicht weit auf meiner Wanderung.

Hundert Schritt vor mir zappelte etwas. Etwas Menschengroßes, grau mit dunklem Kernpunkt, das, scheinbar ohne die Erde zu berühren, auf dem schmalen Fußsteig mir vorauslief. Es war ein Junge, der Rad schlug.

Er blieb aufatmend stehen, als ich ihn eingeholt hatte. Ein zehnjähriger Junge, aus den Augen blitzender, bezaubernder Junge, braunverbrannten Gesichts, schlank und zart, dunkeläugig und blond.

„Junge, weshalb hast du so langes Haar? Du siehst ja aus wie ein Mädchen."

„Ich war zwei Monate drüben auf der Insel."

„Was machst du denn hier außer Radschlagen?"

„Wir warten auf den Zug nach Chemnitz."

„Wer, wir?"

„Nun, unsere Gruppe."

„Wo sind denn die andern?"

„Gleich dort hinter der Biegung. Weil dort Windschutz ist. Wir haben auch Mädchen mit und ganz kleine Kinder."

„Also gehn wir dorthin. Willst du mir sagen, wie du heißt?"

„Ich heiße Willi Pigulla."

An der Biegung des Deichs, unter dem Wind, die Stelle war geschickt gewählt, hockten an fünfzig Kinder, dazu ein paar Erwachsene. Auch eine Schafherde weidete dort.

Ich schritt, den Jungen an der Hand, den Deich hinab. Das erste, das ich gewahrte, war ein Säugling, der abseits lag, zwanzig Schritte abseits von den andern, und schlief. Rechts neben dem Säugling stand ein schwarzes Schaf, links ein weißes. Schlaf, Kindchen, schlaf.

Ein Lehrer war da, hagerer, junger Mensch mit Brille, saß, las, rauchte, schlug das Buch zu, als ich kam, der Name des Verfassers, Max Stirner, stand breitgedruckt auf dem Buch, der Lehrer erwiderte meinen Gruß, machte eine Bewegung des Beiseiterückens, um mich zum Niedersitzen einzuladen. Zwei Frauen waren da, eine, der das Baby gehörte, sie schlief langausgestreckt. Die andere, auffallend schönen, harten Gesichts, wand Heidekraut zu Sträußen und hieß Herta. Dann die Kinder. Die Mädchen waren in der Überzahl. Ein paar tobten auf der weichen Grasnarbe, die meisten waren mit ihren kugelrunden Rucksäcken beschäftigt.

Sie seien vor zwei Stunden mit dem Dampfer hergekommen, erzählte der Lehrer. Der Zug ginge erst gegen Mittag. Jede Stunde in freier Luft sei den Kindern zu gönnen. Um Mitternacht sei die Gruppe in Chemnitz.

Dann las er weiter.

Neben mir saß der bezaubernde Junge. In seinem Gesicht mit dem langen, fallenden Haar war deutlich das Gesicht der Mutter zu sehn. Er hatte das Gesicht auf die linke Handfläche gestützt, und er und ich kamen in ein leises Gespräch, das zwei Stunden dauerte. Zwischendurch, fast aus Versehen, stellte ich eine Frage: „Ihr fünfzig Kinder seid doch nicht etwa krank? Ihr seid als Kranke auf die Insel geschickt?"

„Krank? Ich weiß nicht. Doch wohl. Ja. Wir sind die dritte Gruppe aus Chemnitz. Zwei Gruppen waren schon im Sommer hier. Wir haben alle ein bißchen T. b. c."

„Was ist das?"

„Ich weiß nicht. Es heißt so. Bei mir ist es ganz ungefährlich."

„Woher weißt du das, daß es bei dir ganz ungefährlich ist?"

„Das weiß ich doch. Ich habe keinen gefragt."

„Wenn du heute nacht nach Hause kommst, holt dich deine Mutti von der Bahn ab?"

„Natürlich. Papi auch."

„Haben sie dir das geschrieben?"

„Ja, hier."

Dabei geschah etwas Merkwürdiges: Der Junge wollte den Brief, oder was es war, aus der Innentasche seines zugeknöpften Rockes ziehen, er zögerte, sah mich prüfend an und drehte mir dann den Rücken zu. Irgend etwas sollte ich nicht sehen. Dann reichte er mir, nachdem er mir abgewandt die Jacke wieder zugeknöpft hatte, eine Postkarte.

Auf der Karte stand: „Mein kleiner, geliebter Junge, Mutti und ich freuen uns so, daß Du wieder zu uns kommst. Deine Eisenbahn ist repariert, und an unserem Apfelbaum sind zehn Äpfel. Wir werden vorne an der Sperre stehn. Dein Papi."

„Ihr habt auch einen Apfelbaum?"

„Ja, draußen. Wir haben einen kleinen Garten mit einer Laube."

„Hast du auch einen Strauß für deine Mutti wie die anderen Kinder?"

„Ich wollte ihn vorhin, als ich Sie traf, pflücken gehen."

Er tanzte davon.

Der Lehrer hatte in die Hände geklatscht; es sollte gefrühstückt werden. Die Kinder saßen im Halbkreis um uns vier Erwachsene und kramten in ihren Rucksäcken.

„Sagen Sie, was ist T. b. c.?"

„Eine Abkürzung." Und, ruhig weiterkauend, nach einem schweifenden Blick zu den Kindern, „T ist Abkürzung für die Silbe Tu, b für die Silbe ber, c für cu, und so fort. Nun wissen Sie das Wort."

„Alle fünfzig Kinder sind so?"

„Mit Ausnahme des Babys, ja. Fast alle Fälle sind leicht."

„Willi ... ist auch so?"

„Willi auch. Kein leichter Fall."

Herta, die Lehrerin mit dem schönen, harten Gesicht, sah auf: „Das dürfen Sie nicht sagen. Er hat sich doch so brav erholt." Sie begann von Willi zu erzählen. Er sei das begabteste Kind, das ihr als Lehrerin begegnet sei. Sie sah geradeaus, während sie sprach, sie vermied es, den Lehrer anzusehen.

Auch der Lehrer sah geradeaus. „Willi ist der Liebling von Herta."

Schweigen. Die Möwen hatten gemerkt, daß es bei uns zu essen gab. Sie segelten, Möwen und Seeschwalben, in schrägen Gleitflügen um unsere Köpfe, und die Kinder warfen ihnen Krumen zu.

„Wollen Sie, daß die Kinder ein Lied singen?"

„Nein."

„Dann zeigt dem Herrn, was ihr als Geschenke nach Hause bringt."

Das mochten die Kinder gern, besonders die Mädchen. Merkwürdig, die meisten hatten kleine Dinge aus Aluminium gekauft. Sie zeigten kleine, schmale Pappschachteln, in denen sich ein mit Messern versehenes Maschinchen befand, dessen Aufgabe war, Petersilie zu zerkleinern. Andere hatten Löffel aus Aluminium, Salzbüchschen, und wieder ein paar kleine Hefte erhandelt mit Ansichten von der Insel. Ein einziges Kind, und es zeigte seinen Schatz mit strahlendem Gesicht, brachte eine große, rosige Muschel mit Kalkkrallen. Ich lobte.

Doch dann versank das Gespräch. Die Kinder lagerten sich, um zu schlafen. Es war noch eine Stunde Zeit bis zur Abfahrt.

Die junge Mama saß abseits bei ihrem Kinde und hatte ihm die Brust gereicht. Herta nahm aus ihrer Handtasche Briefe und las.

Der Lehrer fragte: „Sie haben sich die Briefe hierher nach Norddeich nachschicken lassen, wie? Wer schreibt Ihnen gleich zwei Briefe auf einmal? Denn es ist doch die gleiche Handschrift auf beiden Briefen, wie man sehen kann."

Das schöne Mädchen sah auf, sah geradeaus, zuckte die Schultern, schwieg.

Willi saß wieder neben mir. Er hatte ein paar Blumen gefunden, sie reichten nicht zu einem Strauß. Er hatte sich neben Herta setzen wollen. Aber Herta hatte leise ein paar Worte auf sein Ohr gesagt, er war aufgestanden und hatte leichtlächelnd sich zu mir begeben. Er war jetzt schläfrig, der schöne Knabe. Ich hatte seinen Kopf auf mein Knie legen wollen, doch es hatte erst aus seinen dunklen Augen gewittert, ob er nicht beobachtet würde. Dann legte er seinen Kopf auf mein Knie und sah mich an, weil ich sein heißes Haar streichelte.

„Beten Sie zum lieben Gott?" Ich schwieg. „Sind Sie gut?" Ich schwieg. „Sind Sie auch in Not?" Ich schwieg.

Und in einer wunderlich verkrümmten Haltung, so, daß sein Gesicht auf meinem Knie liegen blieb, sein Gesicht aber dem

meinen nahe war, führten wir unser Abschiedsgespräch, ganz langes, ganz leises Abschiedsgespräch. „Ich war auch einmal so alt wie du und es ging mir nicht gut. Ich habe zu Hause einen Jungen, der ist genau so alt wie du. Der hat auch eine Eisenbahn, aber einen Apfelbaum hat er nicht."

„Herta sagt, ich soll auf die Begabtenschule im nächsten Jahr. Papi sagt, es sei nicht gut für mich, aber ich sollte selber entscheiden. Soll ich es tun? Herta sagt, die Leute auf der Insel seien Seeräuber. Was ist das?"

Er zog aus der Seitentasche seiner Jacke ein kleines Notizbuch, schrieb sich den Namen und Geburtstag meines Jungen auf und sagte, er wolle ihm einen Brief schreiben und auch erzählen, was der Arzt bei der Untersuchung gesagt habe. Lange, ganz leise Abschiedsgespräche. Fast am Schluß fragte ich: „Vorher, als du fort warst, haben die Kinder gezeigt, was sie ihren Müttern als Geschenke mitbringen wollen. Was hast du deiner Mutti mitgebracht, Willi?"

Da wandte er den Kopf ab. Das wollte er nicht sagen. Er errötete, er schwieg hartnäckig.

„Warum willst du es mir nicht sagen?"

„Herta hat mich auch gefragt und ich habe es auch Herta nicht gesagt."

„Also will ich nicht weiter fragen."

Willi hob den Kopf und witterte. Die Kinder schliefen oder plauderten, Herta hielt ihr Gesicht in die Hände gestützt, der Lehrer las in seinem Buch von Max Stirner.

„Ich will es Ihnen zeigen."

Willi knöpfte rasch seine Jacke auf und zog aus der Innenseite der Jacke eine kleine Flöte aus Aluminium, kleine, hübsche, blanke Flöte mit sieben Schallöchern.

„Das willst du deiner Mutti schenken?"

„Ja. Ich habe es lange überlegt. Ich dachte, das würde ihr Freude machen."

*

Ich weiß etwas von Frau Martha Pigulla, geborenen Gendritzki, in Chemnitz. Ich weiß es mit Bestimmtheit, denn ich kenne ihr Gesicht und ihr Herz. Am Morgen nach jener Nacht, als sie und ihr Mann ihren kleinen, geliebten Jungen von der Bahn abgeholt haben, oder am zweiten Tage danach, auf den Tag kommt es nicht an, in aller Frühe, als ihr Mann und ihr Junge, der eine zur Arbeit, der andere zur Schule fortgegangen waren, hat Frau Pigulla in der Küche gestanden und versucht, ein bißchen auf der Flöte zu blasen. Ein paar Töne auf und ab, ein paar Töne ab und auf.

Das Flöteblasen auf dieser schwarzen Erde ist eine verdammt seltene Kunst. Wer das Flöteblasen gut und richtig kann auf dieser schwarzen Erde, hat das Spiel gewonnen. Aber es sind nachweislich nur ganz wenige Menschen, die das richtige Flöteblasen heraushaben. Die zierlich blasse Frau mit dem Madonnengesicht gehört nicht dazu.

Aber ich meine, es ist eine süße und lachende Trauer, zu überdenken, daß ein Kind seiner Mutter eine Flöte schenkt.

So. Es ist alles erzählt.

Olde Dünen. Von Berend de Vries

Rufe in der Einsamkeit, zimbrische, helle;
Dann schweigt das donnerdunkle Drohn der Brandungswelle.
Ich weiß, da ruft mein jüngstes Kind,
Das stürmt mit fliegenden Haaren
Die Düne hinab in Sonne und Wind,
Wie ich es tat – vor Jahren.

Ich steh' und lausche dem Kinderlaut
Dort hinter den Dünen.
Die Insel ruht, eine Meeresbraut,
Im Arm des Nordseehünen.
In Wind und Wetter, in Sturm und Not
Hab' ich zur Heimat gestanden –
Meine Kinder und Enkel, bin ich einst tot,
Stürmt weiter ins ewige Branden!



Berliner Bühnen

Das „Land ohne Musik“ hat nur diese eine einzige Operette von musikalischem Wert hervorgebracht: den „Mikado“. Sie ist mit den einfachsten harmonischen Mitteln gearbeitet, kontrapunktisch sehr sauber, verwendet gelegentlich sogar die alte Form des Madrigals, hält sich meist im Zweitakt, den der wenig geschmeidige Engländer dem wienerischen Dreitakt entschieden vorzieht, und sie hat auch bei ihrem ersten Auftauchen vor fünfunddreißig Jahren nicht die geringste musikrevolutionäre Überraschung geboten. Ihrer ganzen schematischen Arbeit nach hätte sie ebensogut schon hundert Jahre früher zur Welt kommen können. Und doch ward's ein Welterfolg, der nun über ein Menschenalter vorgehalten hat. Nicht nur, daß in allen Gassen die Lieder und Chöre des „Mikado“ gepfiffen und geträllert wurden, — nein, auch das Milieu, das diese Operette für die zeitgenössische Bühne neu gewann, wurde volkstümlich: Japan war plötzlich entdeckt! Möglich, daß der Aufschwung der Handelsbeziehungen zwischen Europa und dem fernen Osten damals das Interesse für die Kultur des Mikadoreiches, für seine Geschichte und seine Legenden, für seine Kakemonos und Kimonos, auch ohne Sullivans Operettenerfolg geweckt hätte — die Zeit war nun einmal reif dafür —, aber der Triumphzug dieses liebenswürdigen Musikspielchens hat doch überall den sichtbaren Anstoß dazu gegeben.

Sullivan ist hernach zu hohen Ehren gekommen, hat die höchsten Tantiemen scheffeln können, und die auf musikalischem Boden so bescheidenen Engländer haben ihn sogar zu ihrem ersten Klassiker ernannt. Er hat aber nach dem „Mikado“ keine Erfolge mehr feiern können; es ist ihm nichts Neues mehr eingefallen. Das ist nicht eben verwunderlich. Sullivan war kein Neuschöpfer, er war mehr Sammler. Seine Musik zum „Mikado“ ist irgendwie aus dem Kulturleben Englands herausgeboren. Mit feinem Ohr hat er die leichtfaßlichen Rhythmen der lustigen Abzähllieder festgehalten, die in



Maria Paudler vom Staatlichen Schauspielhaus. Pastell von Ernst Klausz



Gruppenbild aus dem „Mikado" im Großen Schauspielhaus. Von E. Godal

allen englischen Kinderstuben seit Jahrhunderten schon gesungen wurden, im Unterbewußtsein schlichen sich in seine Tonwelt die sparsamen melodischen Wendungen und charakteristisch-spröden Modulationen der englischen, schottischen und irischen Volks- und Kinderlieder. Alle Musik, die in dem „Lande ohne Musik" hatte wachsen können, scheint im „Mikado" mit Geschick und Geschmack und in guter technischer Zucht end-



Gruppenbild aus dem „Mikado" im Großen Schauspielhaus. Von E. Godal



Bühnenbild für Zuckmayers „Schinderhannes“ im Lessingtheater. Von Prof. Dr. Max Liebermann

gültig zusammengefaßt. Mehr an Eigenem hatte England danach nicht mehr zu vergeben.

Es war ein guter Einfall, das altbewährte Kostümstück wieder einmal aus der Mottenkiste hervorzuholen, ein bißchen abzustauben und mit neuem Aufputz zu versehen. Pallenberg feierte darin die ganze erste Hälfte des Berliner Bühnenwinters hindurch Abend für Abend stürmische Lacherfolge im Großen Schauspielhaus. Der ehemalige Zirkus in der Karlstraße verträgt



Friedrich Kayßler und Helene Thimig in Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann“
Deutsches Theater. Zeichnung von Eugen Spiro

die Vergröberung der komischen Wirkungen zu gelegentlichen Clownspäßen. Die bunten Aufzüge tun das Ihre, um ein Publikum anzulocken, das nur eben ein paar Stunden amüsiert sein will. Aber das, was den Welterfolg des „Mikado“ ausgemacht hat, das bißchen erdgewachsene englische Musik, dessen Mittler Sullivan war, kommt in dieser auf Massenbetrieb eingestellten Aufführung schon wegen des Riesenraumes nicht so recht zur Geltung. Man hat das Werk auch zuviel mit Jazz durchsetzt. Gerade die Schlichtheit und Sauberkeit der Instrumentation machte einen Hauptreiz der „Mikado“-Partitur aus. Der Satz ist da am hübschesten, wo er mit kammermusikalischen Mitteln auskommt. Doch der heute vom Film fürs Leben und für die Kunst erzogene Galeriebesucher will ja nicht hören, sondern in erster Linie sehen. Und die hübschen Szenenbilder bei Charlé, japanisch stilisiert, sind unbedingt sehenswert.



Grete Mosheim. Pastell von Ernst Klausz. Komödie, Berlin

Wendet man sich dem aus dem Abonnentenskandal der Volksbühne neu erstandenen Piscator-Theater am Nollendorfplatz zu, so müßte man eigentlich die Artikelüberschrift ändern. Denn es handelt sich hier ja gar nicht um Bühnen- sondern lediglich um politische Vereins-Angelegenheiten. Die kommunistische Partei brauchte in Berlin eine Stätte der Propaganda für den Sowjetstern. An der Weichbildgrenze im Osten und im Norden war wohl kein geeignetes Vereinslokal aufzutreiben, so boten denn kapitalkräftige Förderer des bolschewistischen Gedankens, deren es im Berliner Westen unter den Kunst- und Literaturhändlern ja übergenug gibt, dem rabiaten Glaubensgenossen Piscator das ehedem so schmucke Heim zwischen Tauentzienstraße und Bülowpromenade. Das Publikum setzt sich zusammen aus jenen lieblichen Gestalten, die man immer in den stramm militärisch geleiteten Roten Frontkämpfertrupps gegen den — längst überwundenen! — Militarismus demonstrieren sieht, und aus den nicht minder lieblichen der kinngepolsterten Geldgebergemeinde. Dem hilflosen dramatischen Versuch „Hoppla wir leben!“ von Toller ist nun ein blutrünstiges Spektakelstück „Rasputin“ gefolgt. Die von dem jüngeren Tolstoj schlecht und recht gezimmerte Haupt- und Staatsaktion ist, mit Film durchsetzt, für die Bedürfnisse eines kommunistischen Vereinsabends hergerichtet worden. In kindlichster Form wird hier den Analphabeten Geschichte beigebracht. Aller Haß, der sich in den Gemütern der in Deutschland vorläufig noch nicht zur Macht gelangten Sowjetanhänger gegen die alte Regierung aufgespeichert hat, entlädt sich ungehemmt. Das Publikum wirkt mit. Stehend wird die Internationale gesungen. Die Monarchen sind Scheusäler, Rasputin ist der Teufel — und Lenins Vergottung bildet das Ende. Für das Vereinsfest sind Prospekte nicht und nicht Maschinen gespart. Die sowjetistische

Parteileitung krankt nicht an Kreditmangel wie die Berliner Theaterdirektionen. Sieht man die grämlichen Gesichter der Vereinsmitglieder des Piscator-Unternehmens in der Zwischenpause, dann kommt einem der Gedanke: wie gesund würden die Ärmsten sich lachen etwa in einer guten Aufführung vom „Raub der Sabinerinnen" — denn das heimliche Lachen der geschäftstüchtigen Parteisekretäre, die diese dramatischen Zahlabende leiten, nützt ihnen ja nichts.

⋆

Der „Enterbte" ist heute die gefragteste Bühnenfigur auch der bürgerlichen Theater. Zuckmayers „Schinderhannes" (im Beobachter des Dezemberheftes schon eingehend besprochen) ist der Saisonerfolg des Lessingtheaters geworden. Parkett und Ränge weinten auch in der 50. Aufführung noch ebenso herzlich, wie sie im „Fröhlichen Weinberg" gejuchzt haben. Es ist wundervoll wirkungsvolles Theater, das Zuckmayer zu machen weiß. Soll man ihn darum nicht beglückwünschen? Wieviel Dank schuldet das Theater der erst verhimmelten, dann verdammten Birch-Pfeiffer! Und auch das gräßlichste Elend, das ein zugkräftiger Theatermann auftischt, bleibt nicht so ergebnislos für den Zuschauer wie das von blassen Literaten in undramatischen Theorien erörterte. Die Seelenrettung der Dirne ist nun wieder einmal aufgetaucht. Zum Beginn des Naturalismus mußte jeder junge Dramatiker, der in die Zunft aufgenommen werden wollte, in der Haustochter das innerlich verkommene oder verkrüppelte Wesen verachten und allein in der Kellnerin das heldische Weib verehren. Die Mittel der Darstellung haben inzwischen einige „Fortschritte" aufzuweisen. Ein Dirnenstück kann heute gut und gern in einem Bordell spielen. Wie wir es endlich so herrlich weit gebracht! Die Gedankengänge sind dieselben geblieben wie Anno 1890. Herr Simon Gantillon durfte uns in den Kammerspielen in die Lebensaufgabe einer „Maya" von 1927 einführen. Und da man sich durchaus keiner Unrichtigkeit im technischen Betrieb eines Marseiller Puffs schuldig machen wollte, verschrieb man sich eigens einen französischen Regisseur. In neun Bildern, einem Prolog und einem Epilog rollt sich der Tageslauf der armen Bella ab. Sie erfährt die Nachricht vom Tode ihres unehelichen Kindes, ihre Genossinnen legen zusammen, um ihr die Teilnahme am Begräbnis zu ermöglichen; aber die Utensilien des Freudenhauses reichen nicht aus, um auch nur die dürftigste Trauerausstattung zusammenzubringen. So beendet sie den Tag in den Armen irgendeines Besuchers. Da gibt es Bild um Bild einen Werftarbeiter, einen Nordländer, einen Zuhälter, einen Maler, einen Schiffsheizer, einen indischen Barmixer, einen arabischen Teppichhändler, Matrosen, es bleibt ihr nichts erspart. Dem Zuschauer auch nicht. Wer nun je gedacht hat, daß es in so einem Haus auch recht toll und ausgelassen zugehen könnte, der wird eines andern belehrt. Da kommen Männer, die sich nur einmal ausweinen wollen. Tiermenschen dazwischen. Und das ganze Stück riecht nach Jodoform. Es war ein dringendes Bedürfnis, es dem Kurfürstendamm vorzusetzen. Schauspielerische Leistungen, die in all dem Schmutz künstlerische Würde zu wahren wußten, gaben Else Eckersberg, Toni van Eyck, Frida Richard, Ida Wüst, Walter Gynt, Oskar Karlweis, Fritz Kampers, Jakob Tiedtke. Eine in ihrer Ekstase eindringliche Gestalt bot Erwin Faber als Barmann, und Paul Hörbiger, der Virtuos der Harmonika, begleitete das Schlußbild mit seiner aus manch anderem „Enterbten"-Stück schon bekannten Meisterschaft.

⋆

Soll man nun gleich zu Hauptmanns „Dorothea Angermann" übergehen? Es wird nichts anderes übrigbleiben, denn das Stück könnte Szene um Szene im Jahre 1891 entstanden sein, als in Roman und Drama das Dirnenthema so neu und so kühn war. Seltsam, wie altbacken es heute anmutet. Wer glaubt noch an die Pfarrerstochter, die sich, in der Kochschule von einem unappetitlichen Koch verführt, diesem Schubiack gewaltsam vom Herrn Papa antrauen läßt? Wer an den Pfarrer, der, um seine Stellung als Gefängnisgeistlicher zu retten, die Tochter, die in Kindesnot geraten ist, dem erstbesten Schuft an den Hals wirft? Von einem Meister wie Werner Krauß gespielt, mit tausend köstlich dem Leben abgelauschten Menschlichkeiten, wirkt dieser



Lucie Mannheim als Lieschen und Fritz Valk als Heinrich in Else Lasker-Schülers Schauspiel „Die Wupper". Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von A. Grunenberg



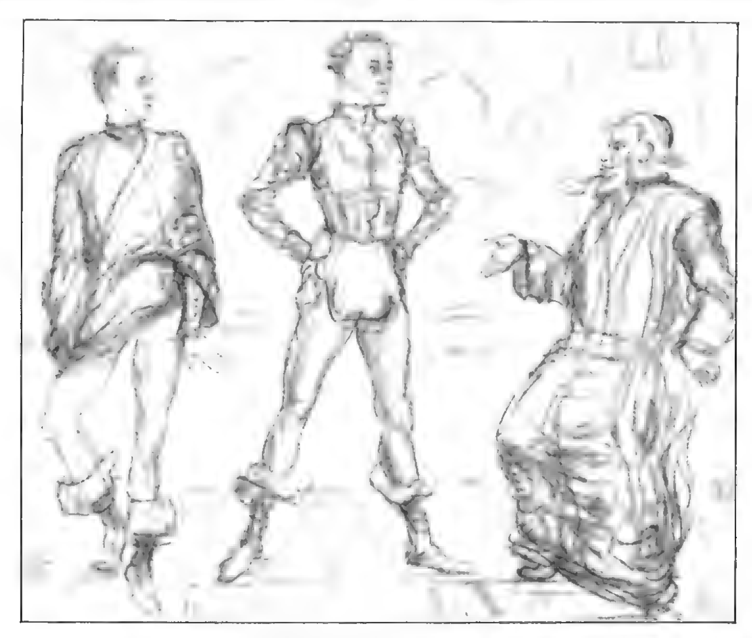
Rudolf Forster als Gustav III. im gleichnamigen Schauspiel von August Strindberg
Im Theater an der Königgrätzer Straße. Zeichnung von A. Grunenberg

alte Herr in manchen Szenen vielleicht noch als Zeitgenosse. Aber es ist erstaunlich, wie unjung Hauptmann die junge Welt von heute sieht. Auch eine moderne Schauspielerin wie Helene Thimig kann, selbst betreut von Max Reinhardt, dem modernsten aller lebenden Regisseure, die junge Dorothea Angermann nicht für unsere Zeit lebendig machen. Hauptmann weiß nur die Jugend zu schildern, wie er sie vor vierzig Jahren sah, als er selbst noch ein springlebendiger Jüngling war. Eine Dorothea Angermann von heute würde Hebbel und Ibsen und ihren Papa und den Hauptmann des alternden Naturalismus glatt überwinden. Das hat ja sogar schon die Magda in Sudermanns „Heimat" fertiggebracht. Eine unsagbar biedere Nebenhandlung, die in einem unsagbar biederen Amerika spielt, dehnt das Stück in die Breite, ohne ihm vorwärtszuhelfen. Diese Dorothea Angermann, durch den zum Zuhälter gewordenen Ehemann, den Koch, ins Dirnentum gesunken, erleben wir in allen fünf Akten nur als bemitleidenswerte Tränensuse. Das Dirnchen prägt sich nur in einer einzigen Szene aus, als sie im Schlußakt, kurz vor ihrem Erschöpfungstod, in einem kokett wiegenden Gang zu ihrem biedermeiernden Vater über die Bühne tänzelt. Auch hier die besten Kräfte des Deutschen Theaters aufgeboten — Oskar Homolka, Friedrich Kayßler, Toni van Eyck, Matthias Wiemann u. v. a. — und doch der Gesamteindruck: das Stück geht uns heute gar nichts mehr an, es hätte höchstens noch zwischen dem „Friedensfest" und den „Einsamen Menschen" die Gemüter bewegen können.

Und noch einmal verläßt der Naturalismus der neunziger Jahre sein Grab. Zu einem kurzen Gastspiel im Staatlichen Schauspielhaus. Else Lasker-Schülers Schauspiel „Die Wupper" wird gegeben, von Jürgen Fehling in Szene gesetzt. Der damals hochmoderne Vorder- und Hinterhauskonflikt taucht auf, der sich sehr einfach daraus ergibt, daß der reiche Fabrikantensohn das minderjährige Schwesterchen eines Fabrikarbeiters verführt. Natürlich erschießt sich der Übeltäter zum Schluß, es bleibt ihm schon nichts anderes übrig. Seine eigene Schwester, die nächtens mit dem Stubenmädchen auf dunkle Abenteuer ausgeht, war für die neunziger Jahre eine kühne Schöpfung; heute kann sie dem Kurfürstendamm kaum mehr imponieren. Nicht das ganze Vorderhaus ist übrigens so korrumpiert: der junge Wüstling hat einen wenn auch kranken, bereits vom Tod gezeichneten, so doch bei weitem edler veranlagten Bruder; dessen reine Liebe zu dem armen geschändeten Proletarierkind bringt den poetischen Ausgleich. Die Ausschnitte aus dem Arbeiterviertel atmen noch ganz den alten naturalistischen Stil. Wenn der hustende, krächzende, schleimauswerfende, ewig Pfeife rauchende alte Großvater über die Szene schlurft, ohne Wesentlicheres als verworrene Anklagen gegen das Schicksal vorzubringen, dann freut man sich darüber, daß die blaurotgewürfelten Armeleutbetten nicht mehr zum eisernen Bestand der zeitgenössischen



Werner Krauß. Karikatur von Jul. Maçon



Günther Hadank als Antonio, Erich Riewe als Bassanio und Fritz Kortner als Shylock im „Kaufmann von Venedig"
Staatliches Schauspielhaus. Zeichnung von A. Grunenberg

Dichtung gehören. „Die Wupper" gibt nichts als Milieu. Einzelne Volksszenen wie die auf dem Jahrmarkt mit der tollen Besoffenheit des reichen jungen Fabrikantensohnes (der natürlich Reserveoffizier sein muß und mit enger Stimmritze einen Parademarsch der Fabrikarbeiter kommandiert), sind trotz all ihrer Übertreibung wirkungsvoll und sehenswert. An die Begebenheiten und Umgangsformen im Vorderhause glaubt auch heute wohl kein Mensch. Überraschend die Wendung: man habe an dem Erben der Fabrik ein Unrecht getan, als man ihn ins Kontor steckte, denn sein Blut habe ihn eben zur Soldatenlaufbahn bestimmt. Als ob ein Früchtchen, wie dieser junge Fabrikantensohn, der im Rausch sofort jede Haltung verliert, in irgendeiner Armee der Welt, gar in der alten preußischen, es über den Fähnrich hinausgebracht hätte! Es ist so vieles, vieles schief und falsch durchs Schlüsselloch gesehn in diesem Stück — aber da der dramatische Gehalt so winzig ist, daß es kaum lange am Leben bleiben wird, lohnt es nicht, die schiefe und falsche, weil durchaus einseitige Darstellung der Kulturgeschichte der Wupper zurechtzuzupfen.

Unter Victor Barnowskys glänzender Regie brachte das Theater in der Königgrätzer Straße Strindbergs Schauspiel „Gustav III." heraus. Diese Verschwörergeschichte aus der Zeit der französischen Revolution würde uns nicht das mindeste mehr angehn, wenn die bunte Darstellung nicht durch vorzügliches Zusammenspiel und hervorragende Einzelleistungen ein Theaterstück auf die Bretter stellte, das rein menschlich spannende Wirkungen herausarbeitet. Rudolf Forster gibt den eiteln, schöngeistig-überheblichen, femininen König, der den Volkswillen gegen sich aufstehen sieht, als er im Begriff ist, die Verfassung umzustoßen, um seine Scheidung durchzusetzen. Der Verschworenenhäuptling Anckarström (Carl Ludwig Achaz macht aus ihm einen ganzen Kerl) läßt den Revolver im entscheidenden Augenblick sinken, als auf dem Fest im Schloß zu Drottningholm die Versöhnung des fürstlichen Paares zustandekommt. Geschichtlich stimmt das nicht, denn Gustav III. fiel von Anckarströms Hand. Aber darauf kommt es nicht an, denn der Parkettbesucher hat ja das Konversationslexikon nicht zur Hand. Hauptsache, daß er den (durch unzählige Figuren zuerst recht verworrenen) Fäden, ihrer strammen Verknotung und glücklichen Entwirrung mit Anteilnahme folgt. Ich könnte mir denken, daß dieses Schauspiel, an einer kleineren Bühne, mit spärlichem Apparat, mit Durchschnittskräften gegeben, eine lähmende Langeweile ausstrahlen könnte. Barnowskys Regiekunst hat es für Berlin gerettet. Im dramatischen Gesamtwerk Strindbergs wird es auch künftig nicht allzuviel bedeuten. Aber für den Fleiß eines großen Ensembles und die treue Kleinarbeit der szenischen Gestaltung ist die erfolgreiche Aufführung ein beredtes Zeugnis.

Im Theater am Schiffbauerdamm eine „Patriotenkomödie" von der französischen Lustspielfirma Pagnol & Nivoix. Sie be-

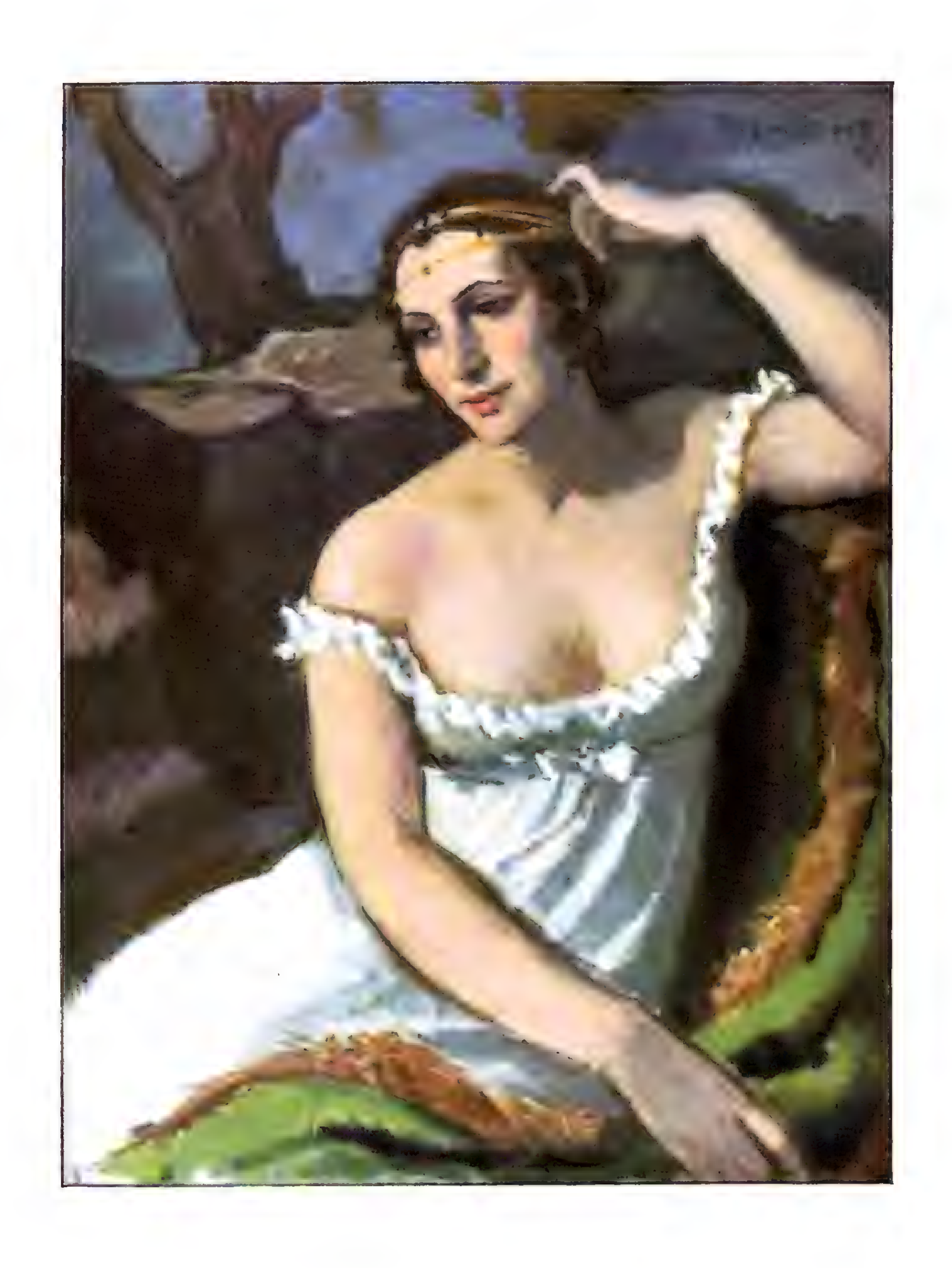
titelt sich „Schieber des Ruhms". Ein Kleinbürger erlebt den stolzen Schmerz, daß sein einziger Sohn im Weltkrieg fällt, angeblich unter heldenhafter Aufopferung. Papa Bachelet wird aller Ehren zuteil, wird das Symbol der vaterländischen Opfertreue, steigt aus seinem Subalternendasein bis zu Staatssekretärwürden empor, — aber da kommt sein Junge plötzlich heiler Haut aus der Gefangenschaft zurück. Er war gar kein Held, eher ein Drückeberger. Aber um Papa nicht seine Karriere zu stören, soll er nun unter neuem Namen ein neues Leben führen — im Glanze seines nichtverdienten Ruhmes und unter der schiebungstüchtigen Regie des arrivierten alten Herrn. Rasch findet er sich damit ab, denn er ist ein moderner Pariser geworden. Man hat das Stück an der Seine bejubelt. Im besetzten deutschen Gebiet wird man's wohl nicht aufführen dürfen, weil es doch eigentlich eine der bissigsten Satiren auf die Siegestrunkenheit und Ruhmredigkeit des heutigen Frankreichs darstellt. Ernst Gronau als Vater und Ernst Karchow als Sohn bewiesen in vielen heiklen Situationen vornehmen Takt. Eine einzige Szene fiel ins Possenhafte ab; doch da galt es, den Militarismus zu verhöhnen, und das ist im Rahmen der Volksbühne, selbst wenn es sich einmal um Frankreich handelt, überlieferungsgemäß seines Erfolges sicher.

Carl Sternheim, der früher einmal in schnoddrigen Karikaturen den jüdischen Bourgeois veräppelte, brachte im Theater am Kurfürstendamm sein Lustspiel „Die Hose" heraus. Die hübsche junge Durchschnittsfrau eines Durchschnittsphilisters verliert auf der Straße ihre Hose, der Ehemann geht vor Wut über die Blamage in die Lüfte, aber die Sensation verschafft Frau Louise Maske zwei Anbeter, einen Friseur und einen Schöngeist, die Aftermieter im Hause werden. Eine Angelegenheit — pikant etwa im Stil des Herrnfeldt-Theaters. Und auch da nur in jenen Vorkriegszeiten, da die weibliche Unterkleidung die Schlüpfer noch nicht kannte. Eine mumifizierte Saisonanekdote also. Aber Ralph Arthur Roberts, der sich, entgegen dem Geist des Stücks, bemühte, das Milieu von Galizien nach Sachsen zu versetzen, stellte einen so köstlich verstaubten Spießbürger auf die Beine, daß das Lachen jeden Einwand gegen die überflüssige Wiederbelebung der längstverstorbenen Eintagsfliege niederschlug. Roma Bahn als das Frauchen mit der verlorenen Hose brachte für den Herrnfeldtheatergeist zu wenig Eignung mit. Recht schlechter Provinzstil war durch Lotte Stein als kupplerische Freundin und Meyerink als schöngeistigen Freund vertreten. Eine Kabinettsleistung aber gab Herbert Grünbaum als Friseur Benjamin Mandelstam.

Mit großen Erwartungen ging man ins Schauspielhaus, um Jürgen Fehlings Neueinstudierung des „Kaufmanns von Venedig" zu erleben. Fritz Kortner der Shylock — Elisabeth Bergner die Porzia! Wir werden über den Zwiespalt nie hinwegkommen: rührt uns das Schicksal des geprellten Wucherers, dann erscheint uns das ganze Drama roh. Mit großem schauspielerischem Können hat Kortner den gedrückten, verachteten, rachsüchtigen und gedemütigten Shylock herausgearbeitet. Die einheitlichste Verkörperung wohl, die diese Gestalt in den letzten Jahrzehnten hier fand: mit überlegenem Taktgefühl! Die geniale Bergner war in den ersten Bildern ein goldig-humoriges Geschöpf. Aber es geht nicht, die rhetorischen Wirkungen der großen Advokaten-Szene zu verinnerlichen. Das ist nun einmal Theater — und da heißt es nur: Gutes Theater machen. Lothar Müthel hatte als Lanzelot Gobbo einen Sondererfolg. Und dem Professor Cesar Klein ist nachzurühmen, daß er uns in ein paar Bühnenbildern Venedig mit seinen Kanälen wirklich nahezubringen wußte. Nur waren alle Auftritte, in denen die arme kleine Bergner spielen mußte, so unglücklich angelegt, daß das liebe Persönchen irgendwo oben in den Soffitten verschwand und ihr Stimmchen den Hörer kaum mehr erreichte. Ist es denn nötig, die Szene durchaus und durchum so grundneu und verblüffend zu gestalten, bloß weil sie anders sein soll, als bisher üblich?



Elisabeth Bergner. Karikatur von Jul. Maçon



Dagny Servaes als Josephine in Unruh's „Bonaparte"
Gemälde von Eugen Spiro



Die drei Siege des Kanzlers

Novelle von Alfons v. Czibulka

In einem kleinen, fast leeren Gemach vor einem ans Fenster gerückten Tisch gekrümmten Rückens ein Schreiber. Eilfertig kratzt seine Kielfeder über den Bogen. Hüstelnd hält er ein Spitzentuch vor Mund und Nase. Er hat auch Ursache dazu. Denn an der Wand, gegenüber dem Fenster, stößt ein alter, ein wenig verwachsener Diener aus einem Blasebalg Wolken von Puderstaub gegen die Mitte der Decke. Vor ihm stehen, zum Spalier geordnet, acht Lakaien, die, mächtige Fächer auf- und niederbewegend, den weißlichen Staub auf die gewaltige Perücke eines hochgewachsenen, hageren Mannes lenken, der in einen weißen, seidenen Umhang wie in eine Toga gehüllt, langsam zwischen den Dienern wandelt.

Eine Marotte des Reichsfürsten Wenzel von Kaunitz, Staatskanzlers der Kaiserin und Königin Maria Theresia. Tag für Tag beendet er so seine Toilette. Auf- und niederschreitend unter den Puderwolken, damit der fein verteilte Staub sich ohne Tadel auf seinen würdevollen Kopfputz senke.

Doch ruht er nicht bei dieser Prozedur. Denn er ist fleißig und ewig beschäftigt. Der allmächtige Herr, nach dessen Pfeife Europa tanzt, und, wenn es sein muß, ohne es zu ahnen, auch der preußische Friedrich, mit dem vor einem Jahr wieder das Raufen begonnen. Den Spiegel in der Linken haltend, mit der Rechten da und dort eine Locke ordnend, diktiert der Kanzler dem hinter dem Pudernebel hockenden Schreiber. Nicht eben Erschütterndes oder Geheimes. Gedanken, Einfälle, Notizen, Rösselsprünge eines der gescheitesten Hirne seines Jahrhunderts.

Doch heute ist der Fürst nicht in rechter Diktierlaune, und der Schreiber hat Zeit, den Puderstaub vom Papier zu blasen und erfolgreich gegen den Husten zu kämpfen. Indes doch sonst seine Feder nur mühsam hinter den hastigen Worten des Staatskanzlers dreinhinkt.

Heute ist Wenzel Kaunitz in seinen goldgerahmten Spiegel vertiefter als in geniale Gedanken. Und es scheint ihm mehr darum zu tun, in der nächsten Stunde durch die Pracht seiner Perücke zu glänzen als durch den Flug seiner Gedanken für Jahrhunderte. Woraus der Schreiber ketzerischen Gemütes schließt, daß Seine Durchlaucht wieder einmal verliebt zu sein geruht.

Und er hat recht mit dieser Meinung. Denn als der Staatskanzler endlich mit einer sanften Bewegung seiner weißen, gepflegten Hand das Ruhen der Fächer befiehlt und zurück in sein prunkvolles Schlafgemach tritt, sagt er dem alten, vor ihm sich neigenden Diener: „Meld' Er der Demoiselle, ich lasse fragen, ob sie empfange!“

Der Alte verschwindet. Kaunitz steht vor dem Spiegel und ist zufrieden. Blendend weiß fällt die Perücke in seidigen Wellen und Locken auf den schwarzen Samt seines Kleides. Der Kanzler wartet, zupft eine Falte zurecht, bläst da und dort ein Stäubchen von einer Vase oder einem Bilde.

Der Diener erscheint und meldet: „Die Demoiselle läßt Eure Durchlaucht bitten.“

Kaunitz nickt. Eilt über die weichen Teppiche des Ganges hinüber zum rechten Flügel seines Palais, wo seine Gäste zu logieren pflegen. Zum Ärger der Kaiserin nicht immer nur Freunde des Fürsten oder adelige Damen seiner Familie in schon vorgeschrittenem Alter. Nein, gerade der schönste der Prunkräume, die den Gästen gehören, ein weites Gemach in Silber, Gold und dunkelroter Seide, über dessen gewaltigem Bett zärtliche Liebesgötter einen barocken Himmel tragen, pflegt nicht selten einer Aktrice oder Tänzerin aus Paris als Quartier zu dienen. Es ist nicht immer die gleiche. Gleich aber sind sie alle an betörender Schönheit, an quecksilbrigem Lachen, an französischem Esprit und französischem Leichtsinn.

*

Eigentlich war die Demoiselle Lyon eine Ausnahme. Nicht, daß sie nicht schön gewesen wäre. Vielleicht hatte das Palais der Kaunitz noch keine schönere Frau gesehen als sie. Aber die Demoiselle schien — fürs erste wenigstens — der Meinung zu sein, daß fürstliche Gastlichkeit durchaus nicht sogleich den fürstlichen Dank der Venus erheische. Und sie war bisher eigentlich recht kühl gewesen, die schöne Französin, und hatte Kaunitz, den Kutscher Europas, wie einen kleinen, verliebten Kavalier behandelt.

Widerstände aber reizten den Staatskanzler. Sie waren für ihn da, um überwunden zu werden. Nicht nur in der Diplomatie. Auch war er verliebter, als selbst sein Schreiber glaubte. Doch hatte der durch den Puderstaub wohl nicht so deutlich zu sehen vermocht.

Wenzel Kaunitz verstand sich auf die Kunst, Ziele zu erreichen. In der Politik wie in der Liebe. Und so sprühte er nur so von Geist, Liebenswürdigkeit, Laune und Galanterie, als er mit der Demoiselle vor dem wärmenden Kamine saß. Man trank Schokolade, plauderte, lachte. Der Staatskanzler begann der Demoiselle zu gefallen. Der Mann schien unwiderstehlich und zugleich reich wie der Großsultan. Demoiselle Lyon zwitscherte zutraulicher. Plötzlich fragte sie, wie es denn mit einer Schlittenpartie wäre. Eben fiel draußen hinter den hohen Spiegelscheiben in der weichen Helle des frühen Winternachmittags flockiger Schnee. Schlittenglocken klangen verlockend von der Straße herauf.

Kaunitz haßte nichts mehr als Schlittenfahrten. Frische Luft und gar Kälte waren ihm ein Greuel. Man könne sich den Tod davon holen, so pflegte er zu sagen, und ging selbst im Sommer in warmes Pelzwerk gehüllt. Also machte es ihm wenig Freude, was die Demoiselle da erbat. Doch seine Stimme blieb ungezwungen, als er sich über die kleine Hand der Französin neigte und halb Liebhaber, halb Sultan Gewährung nickte.

Doch habe er, so meinte er diplomatisch, nur einen geschlossenen Schlitten. Mit den beiden offenen wären seine Neffen über Land zur Jagd.

Die Demoiselle lächelte bezaubernd: „Tant mieux, mon prince! So werden wir ganz unter uns sein.“

Der Staatskanzler strahlte. Er wußte, er hatte gesiegt. Ein Griff nach dem Glockenzug. Fünf Minuten später klingelte im Hofe der Schlitten. Auf verschnörkeltem Holz eine mit Glas verschlossene Muschel aus Silber und himmelblauer Seide. In mächtige Pelze gehüllt stiegen sie ein. Die Tür schlug zu. Die Heiducken sprangen auf. In scharfem Trabe zogen die vier Lipizzanerhengste das verzierte Gefährt durch die hallende Torfahrt. In den Gassen neigten sich die Menschen tief vor dem Wappen der Kaunitz. Der Staatskanzler sah es nicht.

Bald lag die Wienerstadt hinter ihnen. Lautlos glitt der Schlitten der Donau zu in das weite, weiße Land hinaus. Nur die Glocken der Pferde klangen, zu silbernen Akkorden gestimmt, in das verliebte Geplauder der beiden.

Einmal nur fuhr die Demoiselle auf, als draußen in gestrecktem Galopp wie ein Schatten ein Reiter vorüberjagte. Einen Augenblick schien der Kanzler in Gedanken versunken, sah überlegend dem Reiter nach, der in einer stäubenden Wolke verschwand. Dann streichelte er die Hand der Erschreckten. „Nicht der Rede wert, ma chère, — ein Kurier vielleicht ...“

Erst als die Sonne jenseits des Stromes, gegen Böhmen zu, langsam in graue Nebel versank, Abendrot, düster wie das Schwelen brennender Dörfer oder einer tobenden Schlacht über den Dünsten und dem Eise der Donau stand, klopfte der Kanzler mit dem Goldknauf seines zierlichen Stockes an die gläsernen Scheiben. Der Kutscher wendete.

Eben als der Fürst der Demoiselle für den Abend ein kleines Souper à deux in ihrem Schlafgemach vorschlug, und die Französin ihm zum Zeichen der Gewährung die Hand zum Kusse bot, hielt mit einem Ruck der Schlitten. Man war an der Linie beim Roten Turm. Ein Heiduck öffnete die Tür.

Draußen hielt im Schneetreiben ein Offizier zu Pferd. Senkte grüßend den Hut. Wirbelnder Schnee fiel tänzelnd auf seine kleine Perücke und auf die dampfende Mähne des Pferdes. Mit lauter Stimme meldete der Reiter, daß Ihre Majestät Seine Durchlaucht unverzüglich zum Vortrag wünsche.

Kaunitz fragte nicht. Warf einen Blick auf die Gefährtin, nickte, winkte mit der Hand einen lässigen Gruß und rief dem Kutscher zu: „Zur Burg!“ Der Schlag flog zu. Der Schlitten verschwand klingelnd in den Schluchten der Gassen.

Die Französin hatte die Meldung des Offiziers nicht verstanden. Kaunitz erklärte sie ihr. Bat um Vergebung. Es werde wohl nicht lange dauern, so versicherte er. Nur müsse die Demoiselle solange im Schlitten warten. Denn es sei leider unmöglich, zuvor noch nach Hause zu fahren. Denn die Majestät habe es wohl eilig, wenn sie durch Berittene nach ihm suchen lasse. Auch ginge es nicht, von der Hofburg aus die Demoiselle ins Palais zu fahren, da die Audienz in Minuten beendet sein könne und es für ihn, den Kanzler, impossible sei, am Ende im Burghof auf den Schlitten zu warten. Ob sie ihm böse sei deswegen?

Demoiselle Lyon zwitscherte, sie warte gerne. Was solle sie allein in dem großen Zimmer? Sie käme ja um vor Kälte, trotz des prasselnden Kamins. Auch fürchte sie sich. Denn sie habe von Gespenstern im Palais des Fürsten gehört.

Kaunitz lächelte.

Und zum Souper, so setzte die Französin hinzu, werde er sich ja wohl nicht verspäten. Es sei ja erst fünf.

Der Fürst war im Himmel. Mit Siegermiene entstieg er im Burghof dem Schlitten. Dankte gnädig der präsentierenden

Wache. Während er die Treppe hinauf zum Arbeitszimmer der Kaiserin stieg, fiel ihm ein, daß der Schlitten gerade unter dem Fenster der Monarchin halte. ‚Was tut's,' dachte er, ‚er ist ja geschlossen.'

Durch ein kurzes, hallendes Gewölbe, in dem vor dem Flackern der Kerzen zuckende Schatten tanzten, durch leere Gemächer ging langsamen Schrittes der Kanzler. An einer weißen, schimmernden Türe zwei Offiziere der Garden. Sich neigend, öffnete einer den Flügel.

*

Kaunitz trat ein. Verneigte sich tief und doch eine Spur zu wenig für die Etikette jener Zeit.

In der Tiefe des Raumes saß in einem silbergrauen Kleide vor ihrem Arbeitstisch Maria Theresia. Sie reichte dem Kanzler die Hand zum Kuß. Ihr Blick war ernst, geängstigt fast. Ihre Augen schienen gerötet. ‚Kein Wunder,' dachte der Fürst, ‚wenn man bei dieser sibirischen Kälte bei offenem Fenster sitzt."

Ein kurzes Schweigen. Dann sagte die Kaiserin leise: „Wir haben eine große Bataille verloren!"

Und während der Kanzler überlegte, daß das also wohl der Kurier gewesen, dessen wildes Reiten die Demoiselle an der Donau so erschreckt, sprach die Kaiserin weiter: „Bei Leuthen in Schlesien ist der Daun vom König affreusement geschlagen worden. — Was soll nun werden, Kaunitz? Wir werden Schlesien für immer verlieren."

„Vielleicht — aber dafür Europa regieren!" erwiderte der Kanzler. Er verstand sich auf die Kunst, blitzende Bonmots zu sagen, wenn seine Gedanken ferne von den Geschäften weilten.

Doch ein Wort der Monarchin riß ihn aus seinen Träumen… „Er ist frivol, Kaunitz! — Ich bin's von Ihm gewöhnt. Aber hat Er einen Plan?" Und sie reichte ihm die Meldung, die der Kurier gebracht.

Es war sein Ehrgeiz, dafür zu gelten, daß man ihn, Wenzel Kaunitz, niemals vergebens um einen Ausweg fragte. Aufmerksam las er den Bericht des Marschalls. Sein Gehirn begann zu arbeiten. Aber der rechte Gedanke wollte nicht kommen. Eine Pause lastete drückend und schwer über der Stille.

Maria Theresia wartete geduldig. Sie wußte, im nächsten Augenblick werde er nur so sprühen von blitzgescheiten Gedanken. Niemals noch hatte sie seinen Rat vergeblich gesucht.

Doch diesmal dauerte die Pause lang. Unruhig spielte Maria Theresia mit dem goldenen Crayon. Kaunitz starrte auf das Papier, doch er wußte sich keinen Plan. Heute fühlte er sich seiner Gedanken nicht Herr. Die Hauptarmee geschlagen, zur Hälfte vernichtet. Der Marschall Daun nicht der Mann, dem König den Weg nach Wien zu verlegen.

Da klang draußen im Burghof ein Schlittenglöckchen. Hell, silbern, wie aus einer andern heitereren Welt. Die Kaiserin wandte den Kopf nach dem Fenster, durch das kalt die Winterluft drang. Kinderlachen war zu hören. Dazwischen eine scherzende, zwitschernde Stimme. Kaunitz begriff. Die Demoiselle schien sich unten im Schlitten zu langweilen.

Da legte auch schon Maria Theresia den Crayon vor sich hin und erhob sich. Schritt langsam auf das weitgeöffnete Fenster zu, als wollte sie den Kanzler nicht in seiner Arbeit stören.

Wie ein Blitz durchfuhr es Kaunitz, daß es allzu kühn gewesen, was er gewagt. Mit einem Frauenzimmer, wie Maria Theresia das nannte, in die Burg seiner Kaiserin zu fahren. Es war unerhört.

Kaunitz wußte: viel stand auf dem Spiel. Vielleicht der Staat. Aber noch mehr. Des Kanzlers Macht, ohne die ihm das Leben kein Leben schien. In diesen sechs Schritten, die die Kaiserin bis zum Fenster brauchte, mußte sich sein Schicksal entscheiden. Da kam ihm sein Plan. Einen Schritt noch war Maria Theresia vom Fenster entfernt. Schon neigte sie sich vor, um besser zu sehen. Da fiel, befehlend fast, des Kanzlers Wort: „Majestät!"

Die Kaiserin wandte sich um, blieb stehen. Aufgerichtet, hart das scharf geschnittene Antlitz, in das das Licht der Kerzen dunkle Schatten grub, die blauen Augen kalt wie Stahl, so stand der Kanzler an ihrem Arbeitstisch. Mit leichter, beherrschter Handbewegung seine Rede begleitend, manchmal an seine Brust greifend, wo, schimmernd auf schwarzem Samt, der Orden vom Goldenen Vliese hing, begann er Vortrag zu halten. Wunderbar klar, kurz, knapp, selbst von seiner Monarchin keinen Einwand erwartend. In wenigen Sätzen entwickelte er seinen Plan. Mehr Gold in Rußland, mehr Höflichkeit in Versailles. Auch gegen die Pompadour, wenn es sein müsse. Eine russische Armee gegen Berlin. Ein Reiterkorps nach Sachsen. Daun das Kommando lassen. Sein Zaudern schütze vor fragwürdigen Affären. Dagegen dem General Laudon, mit dem Teufel im Blute, größere Vollmachten, damit er den Generalissimus mit sich fortzureißen vermöge.

Das sei alles. Dann werde der Marquis von Brandenburg bald sein Wunder erleben.

Längst hatte sich Maria Theresia wieder vor ihren Arbeitstisch gesetzt. Aufmerksam lauschte sie den Worten des Kanzlers. Indes Kaunitz, im Eifer seiner Rede der Etikette nicht achtend, gemessenen Schrittes auf und nieder wandelte.

Wieder klang draußen ein silbernes Lachen und das Kichern von Kindern. Eben war Kaunitz am Fenster. Seine Rede mit einem knappen, überzeugenden Satze beendend, schloß er das Fenster. Nicht ohne zuvor einen Blick in den Burghof zu tun.

Das war selbst für einen Kaunitz viel. Marie Theresia blickte betroffen auf. Schneidend klang ihre Frage: „Er friert wohl?“

Der Staatskanzler schien nicht zu hören. Langsam wandte er sich um und sagte lächelnd: „Die Gefahr, Majestät, ist vorüber!“ Er wußte, was er sprach. Denn unten im hell erleuchteten Burghof ließ die Demoiselle Lyon die Beine aus der geöffneten Türe des Schlittens hängen und verteilte Geldstücke und Schokolade an die jubelnd um das Gefährt sich drängenden Kinder der Gasse.

Maria Theresia verstand seine Antwort freilich anders. Sie war von seiner Rede überzeugt. Nie noch hatte sich Kaunitz geirrt. Aber die Kaiserin war auch genau. Sie liebte das Rasche. Schön! Rußland und Frankreich enger ans Bündnis fesseln. Das gefiel ihr. Dem Laudon Gelegenheit zu Siegen geben. Vortrefflich. Aber dann auch keine Minute Zeit verlieren. Dann noch heute einen Kurier ins Hauptquartier, nach Moskau und Versailles!

Ihre Glocke schellte. Ein Adjutant neigte sich in der Tür. Die Kaiserin befahl: „Augenblicklich den Ministerrat! Dazu den General Neipperg vom Hofkriegsrat!“

Kaunitz schwieg. Was konnte er auch tun? So war sie, die Kaiserin. Und es war ja auch nicht das erstemal, daß der Schlitten des Staatskanzlers bis zum Morgengrauen im Burghof wartete. Arme Demoiselle Lyon! Nun, bis zum Morgen würde es ja wohl nicht dauern. Und das Schlafgemach der Demoiselle besitzt einen vortrefflichen Kamin, um sich sattsam daran zu wärmen. Der Kanzler lächelte still vor sich hin, wie er die Neugier der Kaiserin besiegt. Der zweite Sieg, der über die Französin, würde wohl leichter sein.

*

Nach einer halben Stunde trat der Ministerrat zusammen. Kaunitz wiederholte seinen Vortrag. Vielleicht war seine Rede nicht so beschwingt wie zuvor. Aber noch knapper, sachlicher, überzeugender. Keiner widersprach ihm. Zustimmend nickten die Perücken über den von Orden übersäten Röcken. Kaum daß der General vom Hofkriegsrat einen sachlichen Einwand erhob, die Kaiserin eine Frage stellte. Die Befehle an die Hauptarmee in Schlesien, an den Generalwachtmeister Laudon in Böhmen, die Weisungen für die Gesandten in Moskau und Versailles wurden ausgefertigt. Meisterwerke diplomatischen Stils. Kaunitz verlor keine Zeit. Ärgerlich nur verlas er noch einmal die Meldung des Marschalls. Und doch schlug die Uhr im Burghof zehn, als der Staatskanzler, nachdem er selbst noch die Eilstafetten abgefertigt, endlich als letzter wieder die Treppe der Hofburg hinunter stieg. Fünf Stunden hatte die Demoiselle gewartet.

Zitternd vor Frost, trommelte sie nervös an die Scheiben des Schlittenfensters, als Kaunitz das Gefährt bestieg. Sonst schien sie zu Eis erstarrt. Der Kanzler erhielt keine Antwort auf seinen Gruß. Lächelnd ließ er sich neben sie nieder, denn er nahm das nicht ernst. Schwerer als dem preußischen Friedrich den Sieg von Leuthen zu entwinden und Maria Theresia daran zu hindern, ans Fenster zu treten, würde es ja wohl nicht sein, die kleine, schmollende Französin zu versöhnen.

Kaunitz irrte sich. Wohl zog er alle Register seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit. Aber die Demoiselle schwieg. Der Staatskanzler Maria Theresias, das Genie Europas, schien Luft für sie zu sein.

Und als er sie an der Tür ihres Gemaches fragte, ob er nun das leider ein wenig verspätete Souper dürfe auftragen lassen, stampfte sie zornig mit dem kleinen, allerliebsten Fuß und warf ihm die Tür vor der Nase ins Schloß.

Am nächsten Morgen fuhr sie ab nach Paris.

*

Dennoch siegte der Kanzler auch über sie. Denn Wenzel von Kaunitz verstand nicht nur Staatsschriften, sondern auch Briefe zu schreiben. Auch vergaß er seine Sparsamkeit, wenn es galant zu sein galt. Und die Demoiselle Lyon hat doch noch mit Kaunitz in dem Zimmer voll Gold, Silber und dunkelroter Seide soupiert. Nur wurde es Herbst, bis das geschah.
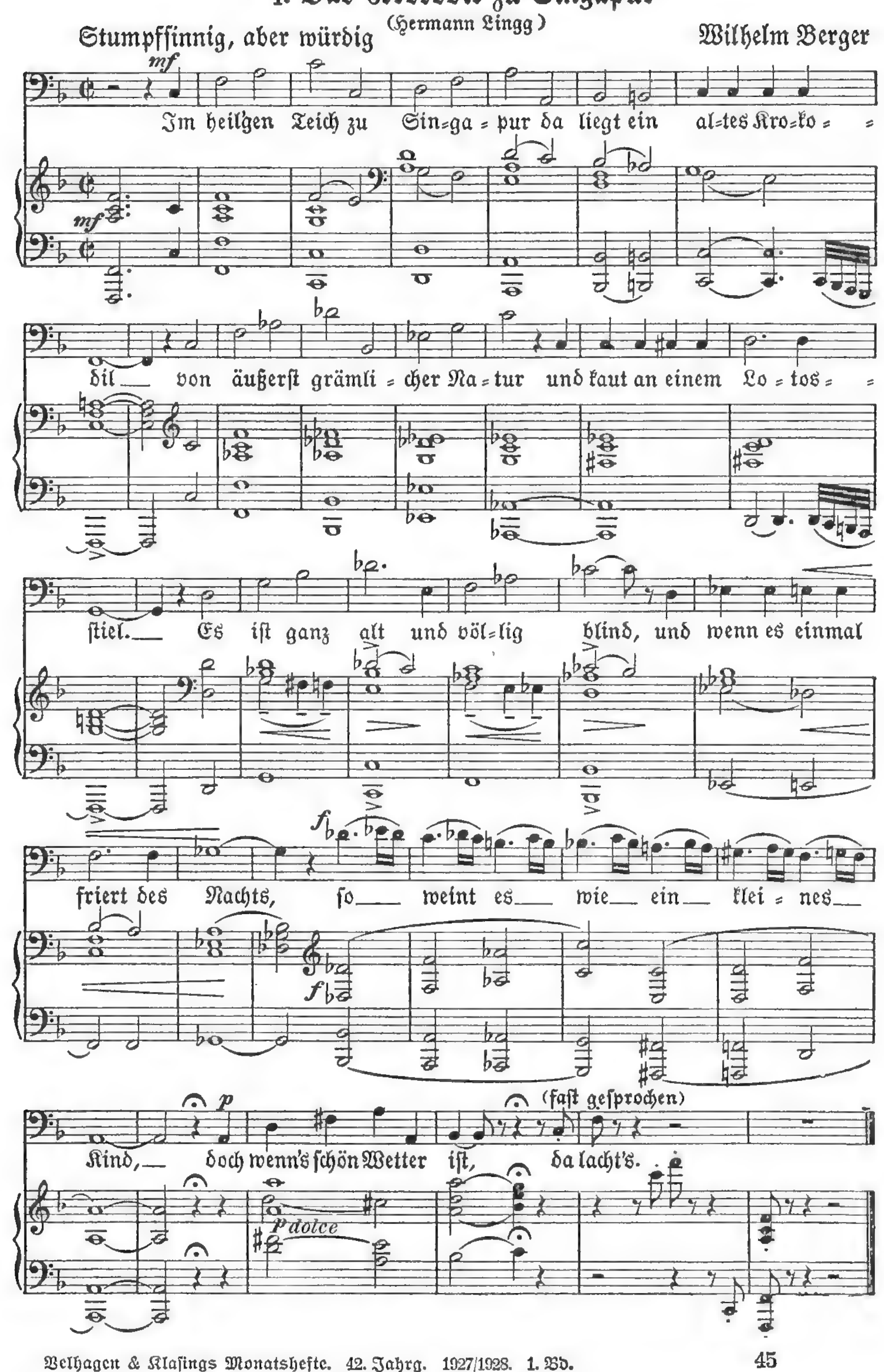
In jener Nacht hat Kaunitz auch diesen Sieg errungen, in der der General Laudon, auf die Vollmachten des Staatskanzlers gestützt, den Marschall Daun zu seinem Überfall auf den preußischen König und so zum Siege von Hochkirch zwang.

Humoristische Lieder von Wilhelm Berger

(aus dem Nachlaß)

1. Das Krokodil zu Singapur
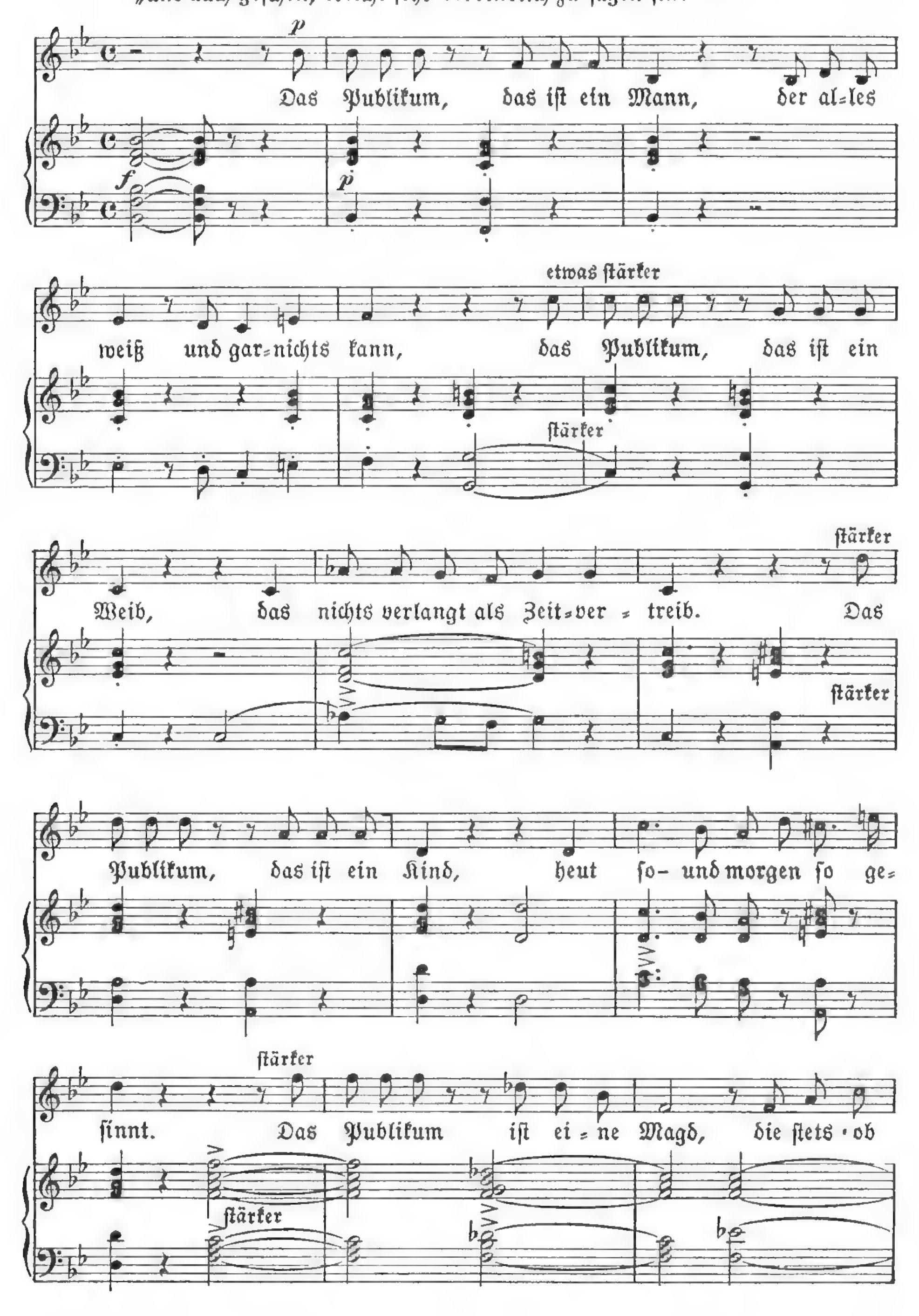
Stumpfsinnig, aber würdig (Hermann Lingg) Wilhelm Berger
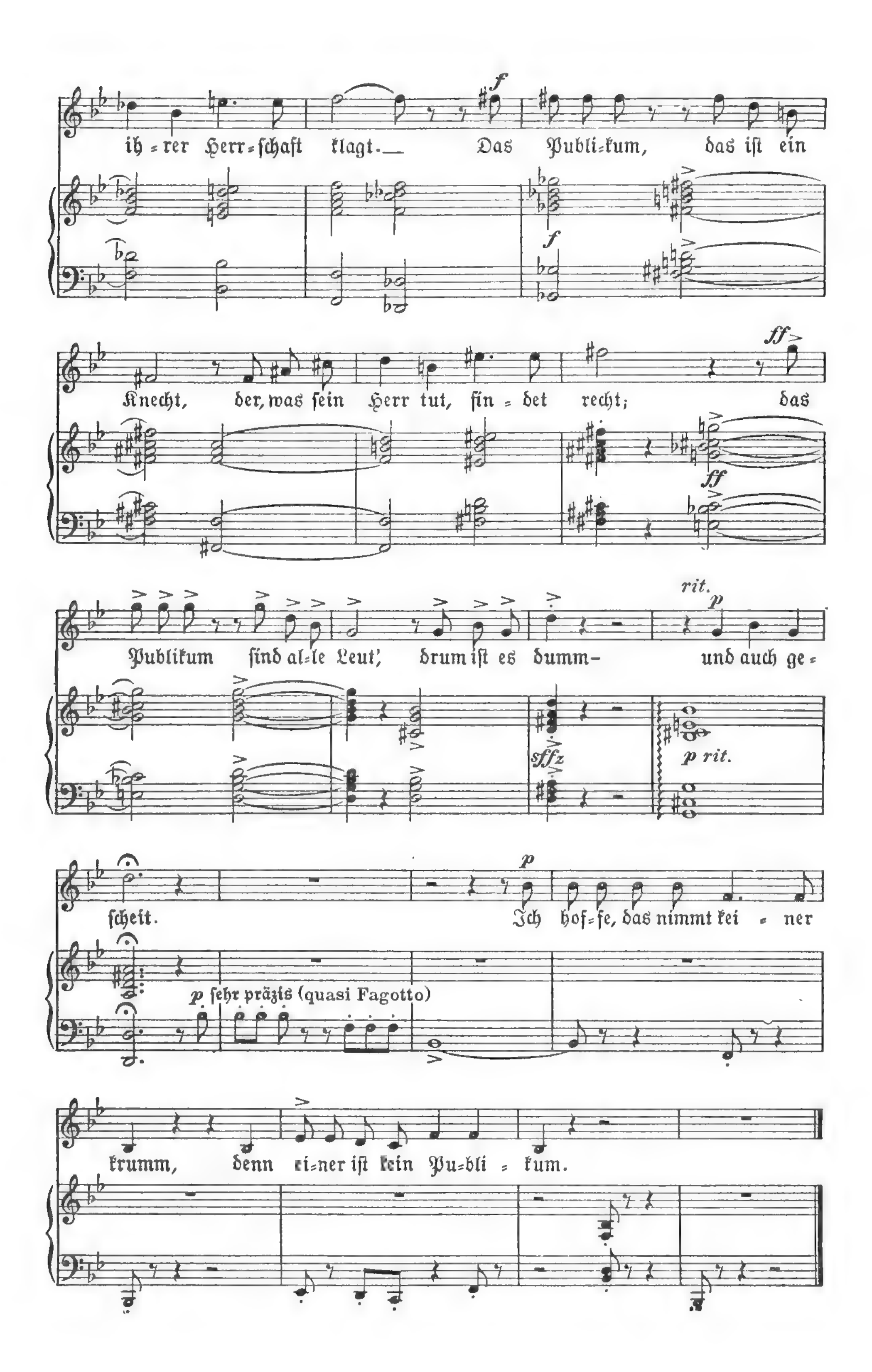


2. Das Publikum

(Gedicht von Robert)

Vortrag: Ruhig beginnend und allmählich immer erregter werdend bis zu den Worten „und auch gescheit," welche sehr verbindlich zu sagen sind




f
ih - rer Herr - schaft klagt. — Das Publi - kum, das ist ein
f
Knecht, der, was sein Herr tut, fin - det recht; das
ff
Publikum sind al - le Leut', drum ist es dumm- und auch ge -
rit.
p
sffz
p rit.
scheit. Ich hof - fe, das nimmt kei - ner
p sehr präzis (quasi Fagotto)
krumm, denn ei - ner ist kein Pu - bli - kum.

Goethes Gedicht „Kore“

Von Arthur v. Gwinner

Nicht gedeutet!

Ob Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?
Gefunden? — Rätsel ist's dem Künstler-Sinn.
Und ruhte sie verhüllt in düstre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt acherontischer Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt sich zum Gewinn:
Nach höchster Schönheit muß die Jungfrau streben,
Sizilien verleiht ihr Götterleben.

Was Goethe wohl mit den Worten „nicht gedeutet“ und namentlich mit dem Ausrufungszeichen gewollt hat? War es sein Ernst? Jeder Goethefreund weiß, wie sehr der Dichter das Geheimnisvolle liebte, und ich möchte vermuten, daß gerade unser köstliches Gedicht und seine Überschrift solch ein offenbares Geheimnis verstecken.

Wer ruht „verhüllt in düstre Schleier?“ Und wer „vom Rauch umwirbelt acherontischer Feuer?“ — die Königin der Unterwelt, Proserpina, sie, die von Goethe in seinem Monodram gleichen Namens besungene Zeustochter „enthüllt ihre Gott-Natur“ alljährlich von neuem, im Frühjahr, wenn sie zur Erde wiederkehrt. Sizilien baut ihr Tempel und „verleiht ihr Götterleben“ durch unsterbliche Münzen, darauf Proserpina in ewiger Jugend und „höchster Schönheit“ strahlt.

Proserpina oder griechisch Persephone, die jugendliche Tochter der Erdmutter Demeter, ist Kore, wohl auch Demeter-Chloe, die Grünende, genannt; sie ist das junge Mädchen überhaupt, ein Bild des Frühlings. Persephone-Kores Symbol ist das breite Blatt der jungen Gerste, wie es der Göttin in das reichgelockte Haar geflochten ist, ähnlich so wie der Lorbeer und die Leier Symbole des Apollon sind.

Die „in Ähren geschoßte, noch grüne Gerste“ hat denn auch Goethes helles Auge nicht übersehen, damals auf seinem viertägigen Frühlingsritt von Girgenti nach Catania, als ihm „ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sizilien den Ehrennamen einer Kornkammer erlangen“ konnte. Ich möchte aber auch annehmen, daß Goethe den Namen Kore schon zu hören bekommen hat, als ihm und seinem Reisegefährten am 12. April 1787 in Palermo das Medaillenkabinett des Prinzen Torremuzza gezeigt wurde. Er schreibt davon: „Gewissermaßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig, und ein bloß neugieriger Reisender ist wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, so bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vorteil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersieht, wie die Alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ! Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der sizilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.“

Wie sollten in einer solchen Sammlung die bedeutendsten aller sizilischen Münzen gefehlt haben? Nämlich eben unser syrakusisches Zehndrachmenstück, bezeichnet „Euaine“, von dem großen Münz- und Gemmenschneider Euainetos? Sowie auch die gleichzeitige Dekadrachme mit dem Arethusakopf des Künstlers Kimon? Übrigens erwähnt Goethe schon in Neapel „die schönen Profile der sizilianischen Münzen“, als er bei dem englischen Gesandten Sir William Hamilton die plastischen Posen der reizvollen Miß Emma Harte bewundert, der Geliebten und späteren Lady „des alten



Der Nil bei Assuan. Gemälde von Prof. M. Zeno Diemer

Ritters", die durch ihr Verhältnis zu Nelson berühmt und berüchtigt geworden ist.

Auch Goethes Zeitgenossen kannten den Namen der Kore-Persephone und ihre Münzdenkmäler. Eben zu der Zeit, als Goethe in Italien weilte, verfaßte Eckhel, der Direktor („praefectus" nennt er sich) des Kaiserlichen Münzkabinetts in Wien, sein grundlegendes Monumentalwerk, die „Lehre von den Münzen der Alten". Gleich im ersten Bande rühmt Eckhel die ungewöhnlich reiche Menge der syrakusischen Münzen: an Eleganz, Vollendung und Abwechslung seien sie das Höchste, was die Kunst zu leisten vermag. Zu unserer Münze bemerkt er, unter Bezug auf Stellen des Diodor und des Cicero: „Der Proserpina, genannt Kore, ist zu Syrakus eine berühmte Kultstätte geweiht."

Nahe südlich von Syrakus fuhr Pluton, der Beherrscher der Unterwelt, mit der am „himmelklaren Strom des Alpheios" bei Olympia geraubten Kore, durch einen Erdschlund hinab in den Hades. Auf Demeters Klage gebot Zeus die Rückgabe der Entführten. Aber Persephone hatte in Plutons Reich von einer lockenden Granatfrucht gegessen und war dem finsteren Gott nicht mehr ganz zu entreißen. Goethe läßt seiner Proserpina die Parzen zurufen: „... nüchtern solltest du wiederkehren, der Biß des Apfels macht dich unser! ... Königin, wir grüßen dich!" Zeus vermochte nur noch zu entscheiden, daß Kore zwar den dritten Teil des Jahres über im finstren Hades weilen müsse, die übrigen acht Monate aber zum holden Licht der Sonne zurückkehren dürfe. Aus der Kluft, in die Pluton mit Kore zur Unterwelt verschwunden war, entspringt seitdem die blaue Quelle Cyane zwischen hohem Papyrusgebüsch. Mit heiligen Lobgesängen feierten die Syrakusaner alljährlich, hier an dem tiefen und fischreichen Wasser der Quelle, die Wiederkunft des Frühlings und ihre jugendliche Göttin Kore, sie selbst ein Sinnbild der wiederaufblühenden Natur. Die den Kopf des Münzbildes umspielenden vier Delphine deuten auf die meerumschlungene Lage der Stadt.

Zum Überfluß sei noch angeführt, daß auch auf späteren Münzen des Tyrannen Agathokles von Syrakus Kores Name in voller Schrift neben dem Kopf der Göttin zu lesen ist. Auch kommt auf einer Münze von Cyzicus (in Mysien am heutigen Marmara-Meer) Persephone-Kore als „Soteira" bezeichnet vor, also als die „Retterin" — vielleicht nach Mißwachs und Hungersnot. — Somit wäre der Name Kores (latein. Kora) befriedigend gedeutet.

Wir wollen aber auch die Rückseite unserer Münze beachten. Schon auf ganz frühen syrakusischen Stücken kommt das Viergespann vor und wurde drei Jahrhunderte hindurch als Münzbild beibehalten. Gelon, König von Syrakus (485 bis 478 v. Chr.), hatte als Herrscher der benachbarten Stadt Gela im Jahre 488 das Wagenrennen in den Olympischen Spielen gewonnen; ebenso auch sein Schwager und Nachfolger Hieron I., an dessen Hofe Pindar geweilt und den olympischen Sieg seines Gönners besungen hat. Darauf bezieht sich die heranschwebende, dem Wagenlenker den Siegeskranz bringende Nike. Unter der Quadriga, im Abschnitt der Münze, sehen wir auf Stufen eine sog. Panoplia aufgestellt: den attischen Helm mit hohem Busch, ein Bruststück, Schild und Beinschienen; darunter in griechischer Schrift das Wort Athla, Siegespreise. Ein scharfsinniger englischer Archäologe, Arthur Evans, hat des Rätsels Lösung entdeckt und mit einleuchtender Wahrscheinlichkeit erklärt. Nach Vertreibung des Tyrannen Thrasybulos (466 v. Chr.) genoß Syrakus ein halbes Jahrhundert lang beglückendste Freiheit, und die Stadt erreichte den Gipfel ihres Reichtums, ihrer Volkszahl und ihrer Macht. Da mischten sich die von üblen Demagogen verführten Athener in die sizilischen Händel und belagerten Syrakus zu Wasser und zu Lande. Im dritten Jahre der Einschließung gelang es den Syrakusanern, sowohl die Flotte wie das Heer der Athener zu vernichten, ein Schlag, von dem sich Athen nie wieder erholen sollte. An den Ufern des Flüßchens Asinaros wurden im September des Jahres 413 die Athener geschlagen, Tausende gefangen genommen und in die tiefen Steinbrüche von Syrakus eingeschlossen. So herrlich sollen die Gefangenen, zur Ausfüllung bitterer Stunden, die Gesänge Homers rezitiert haben, daß die lauschenden Sieger, erschüttert von soviel Wohllaut und Schönheit, ihnen die Freiheit schenkten. Zum Gedächtnis und zur Feier ihres Sieges und der eigenen Befreiung aus schwerster Gefahr feierten die Syrakusaner dann alljährlich auf jener Walstatt die asinarischen Spiele, und zwar erstmals am 18. September des Jahres 412 v. Chr. Zu dieser Feier nun wären nach Evans die ersten jener unübertroffenen Dekadrachmen geprägt und als Preise nebst den erbeuteten attischen Rüstungen an die Sieger verteilt worden.

„Die beiden Namen Evainetos und Kimon können nicht vergessen werden, solange ihre Werke bleiben, wenn auch kein Schriftsteller des Altertums ihrer erwähnt." So



Kore=Proserpina
Münze aus Syrakus
um 412 vor Chr.



schreibt Barclay V. Head, der Direktor des Londoner Münzkabinetts, in seinem großen, dem Andenken Eckhels gewidmeten Werke „Historia Numorum“. An anderer Stelle bricht der vorsichtige Head in einen Superlativ aus: „In der ganzen Welt des Altertums, wie auch in der neueren Zeit, haben die Münzen (des Evainetos und des Kimon) als unübertroffene Meisterwerke der Münzprägekunst gegolten.“ Unsere Kore ist übrigens nicht nur auf den Münzen vieler griechischen Städte nachgeahmt worden, sondern auch in Karthago, wie in Kleinasien. Ja im Barbarenlande bis ins westliche England hinein findet sich die Spur des Korekopfes, wenn auch in sehr unbeholfenen Nachahmungen.

Gleichzeitig mit Goethe reiste in Italien ein Engländer, Mr. Payne Knight. Er hatte sich einen deutschen Gelehrten mitgenommen, fand und sammelte herrliche Münzen, und was er zusammenbrachte, ward der Grundstock zu der heute größten Sammlung der Welt, der des Britischen Museums. Dieser Herr schreibt: „Der erhabenen Vollendung dieser syrakusischen Münzen hat sich bis jetzt kein Menschenwerk gleicher Gattung auch nur genähert.“

Winckelmann, der arme Stendaler Schulmeister, der es bis zum „Oberaufseher aller Altertümer in und um Rom“ und — zur Unsterblichkeit brachte, sagt von jenen Dekadrachmen: „Sie übersteigen jede Vorstellung.“ An anderer Stelle führt er aus: „Hätte nicht Raffael, der sich beklagte, zur Galatee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten syrakusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laokoon, zu seiner Zeit noch nicht entdeckt waren? Weiter als diese Münzen kann der menschliche Begriff nicht gehen.“

Nach der Großherzog Wilhelm=Ernst=Ausgabe hätte Goethe unser Gedicht in den Jahren von 1815 bis 1818 verfaßt. Ob es, so spät, nun „erst durch Jahre durchgedrungen“ „in vollendeter Gestalt“ erschienen ist? Ob der Name Kore dem Dichter in einem Schriftsteller der Alten oder bei Eckhel wiederbegegnete? Ob ihm ein Exemplar der Münze des Evainetos wieder in die Hand gekommen? Ob das Ausrufungszeichen hinter „Nicht gedeutet“ auf den eigenen „Künstlersinn“ hinweist oder auf einen fremden, etwa den des Reisegefährten Kniep, oder den Heinrich Meyers, der in jenen Jahren Winckelmanns Werke herausgab? All dies bleibt der Goetheforschung zu ergründen.

Nachschrift. Ehe die Korrektur zum Druck geht, finde ich noch im Berliner Münzkabinett den Folianten von Gabriel L. Castelli, das ist der genannte Fürst von Torremuzza, über die Alten Sizilischen Münzen (Palermo 1781). Darin ist nicht nur unsere Münze abgebildet, sondern auf Tafel 101 auch das Vierdrachmenstück des Königs Agathokles mit der Inschrift Koras (Münze der Kore) neben dem Kopf der Göttin. Auf Seite 99 wird dazu kommentiert: Kore, Virgo, das Mädchen, ist Persephone.

Hiernach bleibt kaum ein Zweifel, daß Goethe den Namen Kore schon in Palermo bei Torremuzza gehört und auch unsere Münze gesehen hat, daraus ihm „ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst entgegenlachte“.

Neues vom Büchertisch

Epos, Romane, Novellen u. a. Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Till Eulenspiegel (Berlin 1927, S. Fischer) — **Friedrich Griese: Der Winter** (Lübeck 1927, Otto Quitzow) — **Hermann Stehr: Auf Leben und Tod** (Berlin 1927, Horen-Verlag) — **Alfons Paquet: Städte, Landschaften und ewige Bewegung.** Ein Roman ohne Helden (Hamburg 1927, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung) — **Alfred Döblin: Das Ich über der Natur** (Berlin 1927, S. Fischer) — **Gottfried Kellers Briefe** (Leipzig 1927, Bibliographisches Institut)

Ist Genie wirklich Fleiß? Mit Gemeinplätzen soll man vorsichtig sein. Bei Gerhart Hauptmann ist es gerade sein Fleiß, sein pausenloses Schaffen, das ihn immer weiter von der Höhe hinabführt, auf der er (in seinen besten Bühnenstücken und Erzählungen) geniale Züge aufwies. Jetzt legt er sein lange erwartetes Epos: Till Eulenspiegel vor, gefüllt mit fast neuntausend Hexametern. Schon bei Betrachtung seines Epos „Anna" wies ich hier (Märzheft 1922) auf die Unzweckmäßigkeit des daktylischen Sechsfußes hin, besonders für die Gegenwart, für die deutsche Sprache und für jemand, der dies Metrum nicht sicher beherrscht. Immerhin mochte der Hexameter bei jener idyllischen Dichtung noch hingehen — aber hier? Armer Schalksnarr Till, du leichtfüßiger, munterer Bursch, wie kann man dir die nachschleppenden Ketten eines so langweiligen Versmaßes um die Beine legen; für dich wäre der freigebaute vierhebige Reimvers, den Hans Sachs und der Faustdichter zu Ehren gebracht haben, das einzig Richtige gewesen.

Schlimmer noch als um das Kleid ist es um den inneren Bau und Gehalt des Werkes bestellt. Hauptmann läßt seinen Till als ehemaligen Fliegeroffizier, der es im Kampf zu hohen Ehren gebracht hat, zurückkehren in sein armes, geknechtetes Vaterland. Der soll die Laune eines Till aufbringen? Ein Mißgriff schon in der Anlage. Ein dichterischer Schöpfer wie der des Narren im „König Lear" würde allenfalls den großen schmerzgeborenen Welthumor haben, der hierzu nötig wäre. Hauptmanns Kraft reicht nicht aus, solche Gegensätze zu einen. Nun hat freilich auch Charles de Coster einen Till Eulenspiegel geschrieben und keck aufs Titelblatt gesetzt: „Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen." Aber wenn auch sein Till in traurigen politischen Verhältnissen durchs Leben ging, so hatte er doch Gelegenheit, seinen Übermut und Witz in Kampf zu stellen gegen die spanisch-katholische Bedrückung seines Vaterlandes. Ein solcher Gegensatz und Gegenstand fehlt einem deutschen Till, der als geschlagener Krieger, ohne Ziel und Beruf in ein zerrüttetes Vaterland zurückkehrt. Überdies hatte de Coster die Fülle, die selbständige Kraft und die künstlerische Perspektive, die dem mehr auf naturalistische Kleinkunst eingestellten Talente Hauptmanns fehlen. So wird es denn eine etwas gequälte Lustigkeit, die sein Till zur Schau trägt. Zwar zieht er, wie sein Vorbild in der Volkssage, als Stromer durchs Land, aber er bedient sich dazu eines Wägelchens, vor das er zwei zottige Pferdchen „Gift und Galle" gespannt hat. Ein übler Vorspann! Zwar konnte der Grundgedanke, den Till so umherziehen zu lassen, dichterisch fruchtbar sein, wenn er alles, was an Not und übriggebliebener Kraft, an Schäden und Hoffnungskeimen in dem zusammengebrochenen Vaterlande zu finden ist, entdeckt und aufgezeigt hätte, nur müßte er sich ein anderes Gespann dazu anschaffen, denn „Gift und Galle" werden gerade einen Schalksnarren nicht vorwärtsbringen und zum Ziel führen, der würde mit dem Einspänner Humor besser fahren.

So ist es denn kein Wunder, wenn die Karre nur im Schneckentempo vorwärtsgeht und wir etwa um die Mitte des ganzen Werks noch immer vom Kapp-Putsch lesen, vom Kapitänleutnant Paasche, oder von anderen Personen und Ereignissen, die uns heute lebhaft beschäftigen, zumal wenn Hauptmann in viertausend Hexametern seine wohlbegründeten Ansichten davon vorträgt. Das Unglaubliche läßt nur eine Erklärung zu: Der Dichter hat dies Epos gleich nach dem Kriege begonnen und eifrig gefördert, dann aber auf einmal die Lust daran verloren und es nun ein paar Jahre liegen lassen. Endlich rafft er sich auf. Es wäre doch schade um die große Arbeit! Aber wie nun fortfahren, wo einsetzen? Er hat sich in dieser ersten Hälfte seiner Dichtung so begeistert für Ebert eingesetzt (woran nicht gemäkelt werden soll), ihn den „Sattler, den Retter des Reichs, der die Zügel ergriffen, nach Gottes Beschluß" genannt, daß er nun unmöglich umschwenken oder auch nur objektiv die Ära Hindenburg besingen kann. Eine Warnung für Dichter, sich auf die schmale Planke der Parteipolitik zu begeben!

Was aber tut Hauptmann? Etwas, worauf sicherlich nur ein Dichter verfallen konnte, dessen Unselbständigkeit in der Erfindung verhängnisvoll beeinflußt wird von

Schulbankerinnerungen und dem Gelehrsamkeitsehrgeiz des Autodidakten — er schreibt den zweiten Teil des „Faust" noch einmal. Man frage nur nicht wie, wenigstens jetzt noch nicht, wo wir uns erst von unserem Staunen erholen müssen, daß ein denkender Poet es fertigbekommt, an eine Reihe von Zeitungsberichten aus den Jahren 1918 bis 1921, in ungefähr viertausend Hexameter gebracht, unmittelbar ebensoviele anzuknüpfen, die einen dürftigen Abguß aus dem Helenateil des Faust, eine Gesellschaftsreise durchs klassische Altertum mit vielem Gerede enthalten, oder, um in dem Bestreben nach Gerechtigkeit die Worte eines Freundes Hauptmanns zu gebrauchen — Hans von Hülsens in seiner warmherzigen Hauptmannbiographie —: „die erneute faustisch-phantasmagorische Vermählung unseres Nordens mit der Antike". Das war wirklich ein dringendes Bedürfnis. Ja, Hauptmann weiß, wo den Deutschen von heute der Schuh drückt.

Übrigens hat Goethe das wirklich besser gemacht. Und schließlich läßt er (bei dem die Winckelmannschen Anschauungen noch erklärlich sind) seinen Faust die sittliche Selbsterlösung als Tatmensch finden. Was aber tut der Held Hauptmanns? Er geht zum Schluß einsam in die Schweiz, wo er sich in einen Abgrund stürzt . . . Das also ist der Weisheit letzter Schluß bei Hauptmann. So sieht er den heutigen Deutschen und seine Ziele . . . So das Ende einer Dichtung, die wie eine Flickendecke aus allerhand Stücken verschiedensten Stoffes und verschiedenster Farbe zusammengesetzt ist. Unverständlich bleibt der ganze zweite Teil. Wenn Till wie Helena auf dem Rücken des Cheiron reitet und wie Achilles sich von ihm unterweisen läßt, wenn er tausend Jahre (!) auf einer Alm bei der alten Baubo wie im Hörselberg weilt und zwölf Kinder in dieser kurzen Flitterzeit mit ihr zeugt, so fragt man sich, wie so oft bei Hauptmanns Alterswerken: Was hat er damit sagen wollen? Und, wie so oft, gibt man sich schließlich die Antwort: das weiß er sicherlich selber nicht . . . Es schmerzt, einem Dichter, den man trotz allem verehrt und um seiner früheren Werke willen zu unseren Ersten zählt, dies sagen zu müssen, aber ein anderes Urteil kann ich wenigstens nicht verantworten.

Betrübend genug, daß ein Dichter wie Hauptmann, der berufen wäre, die deutsche Seele in ihren leisesten und tiefsten Regungen zu belauschen, nur das äußere Geschehen von einseitigem Standort aus beobachtet, und nichts von dem heimlichen Sich-regen spürt, das auf einen neuen Vorfrühling — mehr noch nicht — hoffen läßt. Wer nur aufmerksam hinhorcht, der hört es wachsen — und nicht nur das Gras — in Deutschland. Nicht mit dem äußeren Ohr. Vielleicht hört man am besten, was in der Stille vorgeht, wenn man das Gehör für Außendinge verloren hat, wie etwa Friedrich Griese, Lehrer und Poet dazu. Er ist schwerhörig bis zur Taubheit trotz seiner Jugend — der Krieg hat auch hier hineingepfuscht — aber gerade diese Stille um ihn hat wohl sein inneres Ohr geschärft. In der Nacht reden die Springbrunnen lauter, in der Stille hört man das, was der innere Mensch, der heimliche Quell zu uns spricht, vernehmlicher. Kein Wunder, daß Griese so tief in sich hineinhorcht. Aber ein Wunder, was er da hört. Ein Raunen, das von ewigen Dingen spricht und doch von der Scholle ausgeht, die sein Vater und sein Großvater schon gepflügt haben, eine mystische Verwurzelung, tiefes, ererbtes Verbundensein mit der Erde und mit dem Acker der Heimat. Da schweben schemenhaft zeitlose Gestalten mitten durch lebenswarme, scharf beobachtete Gegenwart. So zeitlos schemenhaft ist dieser „Knecht", der im ersten Kapitel von Grieses Roman Der Winter auftaucht und dann spurlos verschwindet. Er ist ein Landfremder, und man weiß nichts von ihm als seinen Namen Petrusch. Aber die zwanzigjährige Tochter des Hofbesitzers von Kroog folgt ihm wie von unsichtbaren Händen gezogen und ist mit ihm für immer verschwunden. „Ich weiß nicht," sagt der Hausvater, der sie noch einmal in einer Waldhütte erblickt, „ob es unsere Tochter war, was meine Augen dafür hielten. Aber gewiß ist, daß auf Kroog zwanzig Jahre etwas mit uns gegessen und getrunken hat, was wir weder geboren noch großgezogen haben."

Schon bei diesem geheimnisvollen Knecht finden wir eine Merkwürdigkeit, die Griese kennzeichnet: sein Verhältnis zu den Tieren. Sie sind ihm Freund und Bruder, sie verstehen diesen Petrusch sogleich, und der bissige Hofhund wedelt die Bitte, mit ihm zu spielen. Da geschieht das Seltsame, daß wohl ein Jahrzehnt nach dem Verschwinden des Paares eine Kuh von der großen Rinderherde des Kroog sich absondert und fast den ganzen Tag über im Walde bleibt. Es stellt sich heraus, daß sie am Abend keine Milch gibt — sie nährt einen Knaben, der sich im Walde versteckt hält, in dürftigste Fetzen gekleidet, aber für seine zehn Jahre groß und stark. Vor den Menschen mußte er sich verbergen, aber die Tiere erhielten ihn am Leben. Der Hausvater von Kroog, der ohne Erben ist, erkennt den kleinen Waldmenschen als seinen Enkel an, und der, Jona, übernimmt nach des Alten Tode den Hof, welcher der erste in der „Langen Reihe" ist, d. h. eine der acht Großbauerwirtschaften, die an der Landstraße nebeneinander ein kleines Dorf bilden. Jona wird größer und stärker als alle von den Höfen, die Tiere sind seine Freunde, und die Zeichen der Wolken, der Luft und der Erde kann er deuten wie keiner. So erkennt er auch die Vorzeichen zuerst, die einen nahen, furchtbaren Winter künden, er sieht einen sonder-

baren Stern, er allein, der ostwärts mitten im Himmel hängt. Und schon der Herbst bringt schaurigen Sturm, ein Hungerwinter folgt, wie man noch keinen erlebt hat, Wanderratten vernichten Korn und Stroh, bei den Menschen der Langen Reihe wüten böse Leidenschaften, Habgier, Lug und Trug. Ein verlotterter Widersacher zückt von hinten das Messer auf Jona, da springt dessen Hund ihm an die Kehle und rettet seinen Herrn. Wieder ist es das Tier, das ihm Heil bringt, denn durch den Tod dieses Ehrlosen wird Grita frei, ein hartes, starkes Mädchen, von seltsamem Feuer durchloht. Und als nun der Winter mit grausamer Hand alle Höfe, Mensch und Vieh zerstört, da ziehen Jona und Grita mit dem treuen Hunde davon. Die Erde unter ihnen „war stärker als die Lange Reihe und ihr Ruf lauter als der der Menschen in ihr". Mit dem Frühling werden sie wiederkehren und in ihrem Kinde werden auch sie sich erneuern.

Griese ist ein Dichter, der wie der Mond seinen eigenen Hof hat und einsam steht. Verwandten Wesens sind (dies ohne Wertmaß, nur als Artbestimmung besagt) Stehr, Wiechert, etwas leichter an spezifischem Gewicht: Leip, oder auch Löns. Aber Löns ist, selbst in seinem prachtvoll-düsteren „Werwolf", doch die von Herz aus freiere, weltfrohere Natur, Griese bleibt der dunklen Mystik dieses Erdballes, dessen Geheimnisse er in seinen „Alten Glocken" zeitlich vor Gott stellt, tiefer verhaftet, er ist darum auch unklarer, aber gerade aus diesem dumpfen Nebelbrauen, das über seinen Äckern liegt, weiß er eine epische Tugend zu machen. Im Mantel des Nebels erscheinen die Gestalten größer . . . so auch wohl die seinen. Aber er gehört mit diesem Werk zu unseren Besten. Seltsam: ein Buch kann die Gestalt und das Gesicht des Menschen wiedergeben, der es geschrieben hat. Wolfgang von Einsiedel, ein Freund des Dichters, beschreibt ihn so: „Er hat den Körper eines Bauern, schwer, ein wenig stark. Im Blick ist Güte, Kraft und Schwermut — und zugleich Gespanntheit des Schwerhörigen und Mißtrauen des Bauern. Um den Mund ein Zug von Bitterkeit; dem Antlitz unerhörtes Ringen und Leiden sichtbar eingeprägt." So steht er in diesem Winter vor uns, dem Winter seines Mißvergnügens. Einer der nicht häufigen Mecklenburger, die keinen Humor haben — wenigstens dem Anschein nach. Hoffentlich täusche ich mich. Aber eine gewisse Kälte, die von Griese ausgeht, bestätigt diese Vermutung. Auf alle Fälle ein erfreulicher Zuwachs des stattlichen Kreises guter deutscher Erzähler in der Gegenwart, angesichts derer es eine Schande ist, daß der deutsche Buchhandel in so dreister Weise mit dem Import dürftiger Auslandsromane geradezu überschwemmt wird. —

Es ist ein ertragreicher Genuß, Werke von Griese und Stehr hintereinander zu lesen und den Wesenszügen nachzuspüren, in denen sie zum tiefsten verwandt sind, anderen, die sie trennen. Hermann Stehr, der mehr verinnerlichte Gottsucher, steht trotz seiner mystischen Religiosität in klareren Linien vor uns, er nimmt auch sichtlich persönlicheren Anteil an seinen Menschen — hat man doch mitunter das Gefühl, als wende er, während er die Schlußzeilen einer seiner erschütternden Erzählungen schreibt, den Kopf zur Seite, damit ein verstohlenes Tränlein nicht auf das Schreibblatt falle. Tiefernst legt er seine Hand auf die Stirnen der armen Hascherl, die in dem Novellenbande Auf Leben und Tod an ihrem Schicksal zerbrechen. Denn das ist ihrer aller Los, man könnte die Sammlung Das Buch vom Freitode nennen, denn alle Hauptgestalten dieser sechs Erzählungen bis auf zwei enden durch eigene Hand.

Da ist der arme „Graveur", ein Künstler in seinem Fach und auch als Mensch eine feine Natur, voll selbstloser Güte. Er hilft seinem verbummelten Bruder, einem Säufer und Nichtstuer, mit Aufopferung seiner kleinen Ersparnisse aus der Not. Zum Dank dafür schlägt der Lump ihn halbtot, so daß er die Sprache verliert. Aber noch eine andere Wandlung ist mit ihm vorgegangen, eine innere, und als er, wiedereingestellt in der Fabrik, dort von Neid und Verleumdung verfolgt wird, wachsen sein Argwohn, sein Haß und sein Rachebedürfnis so, daß er seinen Hauptfeind und Ehrabschneider in einem Streit mit dem Hammer niederschlägt. In der Aufregung gewinnt er die Sprache wieder, aber sein Leben ist verwirkt. Er erhängt sich. Der Held der zweiten Geschichte, „Meicke der Teufel", erschießt sich aus Herzensnot; ein ihm zugelaufener Hund „Meicke" scheint von unheimlichem Einfluß auf das Verhältnis zwischen ihm, seiner Brotherrin und deren Tochter gewesen zu sein. „Der Schindelmacher" greift wiederum zum Strick, nachdem er ähnliche Leiden wie jener Altsitzer in Zolas „La Terre" erduldet und sich durch Vernichtung des zu früh vererbten Bauernhofes gerächt hat. Eines natürlichen Todes stirbt in diesen sechs Erzählungen eigentlich nur die Frau eines Offiziers („Der Besuch"), die in junger, glücklicher Ehe ihren Mann bei einer Untreue ertappt — wie von einem tödlichen Hieb getroffen, sogleich ihn und ihr Kind verläßt und ins Ausland geht. Fünfzehn Jahre lebt sie einsam in Italien, bis der Weltkrieg sie von da vertreibt, sie geht in die Schweiz und erfährt dort den Tod ihres Mannes und ihres inzwischen erwachsenen Sohnes im Felde. Nun kehrt sie zurück; verarmt durch Krieg und Inflation, hält die ehemals sehr wohlhabende Frau noch immer den Schein einer vornehmen Haushaltung aufrecht. Zuletzt vollkommen geistesgestört, findet sie ihr Ende auf eigentümliche Art: in einer Vision erblickt sie

ihren Sohn: in blauer Dragoneruniform schlank und jung, er hebt sie auf und mit einem glücklichen Aufschrei stirbt sie.

So unmöglich es ist, hier den Inhalt der sechs Erzählungen anders als in Andeutungen zu geben, so unmöglich können diese Andeutungen die gebändigte Kraft und Fülle ahnen lassen, die Stehr in jeder einzelnen Erzählung wieder offenbart, die feinspürige Seelenkunde, die bildhafte Darstellung, vor allem aber sein aus Liebe erwachsenes, wunderbares Einfühlungsvermögen in die heimlichsten Träume der Menschen, diese schönen, rührenden Träume von Glück und Liebe, die doch alle im Wintersturm des Lebens zerbrechen.

*

Wer Alfons Paquets Begabung kennt, konnte nur mit Bedauern sehen, daß er sie nicht zu sammeln vermochte oder wollte zu Werken inneren Schauens — so schön auch an sich die Entdeckerfreude und Weltsehnsucht dieses noch immer jugendlich empfindenden Poeten sind. Aber jetzt hat er wenigstens die Ergebnisse dieser seiner kennzeichnenden Eigenschaften gesammelt zu einem Werk äußeren Schauens. Einen Roman ohne Helden nennt er das 478 Seiten starke Buch: Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Er begründet jene Bezeichnung damit, daß es kein Werk zufälliger Beschreibung sei, Problem und Entwicklung fehlen nicht, aber statt der Menschen treten Städte hervor als Träger der Schicksale, Krieg, Unternehmung, neue Lebensäußerung und alte Glaubensformen stehen in weiten Zusammenhängen, und er sieht es als einen Auftrag der Kunst an, einen solchen Stoff an seinem Leben zu erfassen. Ganz erfüllt Paquet die Erwartungen nun freilich nicht, die er mit diesem seinem lever de rideau erweckte, es sind eben in der Hauptsache Reisebeschreibungen, wie man sie von anderen Federn auch kennt. Freilich von einer überraschenden Fülle des Geschauten und einer niemals nachlassenden Freudigkeit der Darstellung. Er teilt den großen Stoff in vier Bücher: Große Welt, Enge, Die alten Städte, Boden. Aber diese Einteilung besagt nicht allzuviel, denn fast durchweg sind es Städte, die der Dichter beschreibt. Er nennt sie „die Mütter des Reisens". „Mir sind Städte bleibender, wichtiger als Staaten. Ich selbst komme mir manchmal vor wie eine Stadt." Und so ziehen Städte aller Länder — Deutschland ist nur spärlich vertreten — an uns vorüber, friedliche und kriegerisch gerüstete, moderne Großstädte mit dem lebhaften Puls des Verkehrs, vergessene Städte, in denen die Geheimnisse ferner Vorzeit weben. Den Reisenden ergreift plötzlich der Eindruck der von vielen Geschlechterfolgen geleisteten geduldigen Arbeit, er sieht die Formen der Berge ausgeglichen von gepflegtem und umgrenztem Bewuchs, und wie die Erdschichten noch eine Erinnerung an die Kämpfe ihrer Urzeit aufbewahren, finden sie ihr Abbild in den „stoßenden, sich still übereinander hinlegenden, nach Ruhe verlangenden Schichten der Völker". Die ewige Bewegung dazwischen, das fließende Band bilden die Schiffe, die lebendige Wesen sind, die Bahnhöfe, die großen Landstraßen, sie zeigen uns in der Schilderung Paquets — der selber hier ein fließendes Band webt — das Gesicht der Erde und unserer Zeit. Alles ist anschaulich und farbig, alles getragen von einer gehobenen, des Schauens frohen Stimmung und auch an gelegentlichem Versenken in tiefere Nachdenklichkeit fehlt es nicht, so in dem Kapitel „ER" am Zauberblau des Sees Genezareth.

Naturbetrachtung in anderem Sinne bietet Alfred Döblin in seinem neuen Werk Das Ich über der Natur. Es ist das Ergebnis von sechsjährigen Studien und Beschaulichkeiten, die zu manchem merkwürdigen Ergebnis führen. Ein Grundfehler des Buches scheint mir die förmliche Gegenüberstellung von Ich und Natur, ein Fehler, der sich freilich in der Praxis, will sagen, im weiteren Lauf der Döblinschen Untersuchungen mehr und mehr verliert. Eine Schwäche des Buchs ist fernerhin seine bedingungslose Ablehnung der Mathematik, die sich später als gar nicht durchführbar erweist. So einfach kann man denn doch eine der bedeutendsten Wissenschaften auch in der Naturbetrachtung nicht auf den Index setzen. Sieht man näher zu, so findet man in Döblins Werk nicht einmal viel Neues, hier und da einen merkwürdigen Anklang an Oerstedts fast vergessenes Werk „Der Geist in der Natur". Und doch liest man das Buch des deutschen Dichters mit nicht erlahmender Spannung. Denn seine Art zu schauen ist so eigenartig, daß man vieles in ganz neuer Beleuchtung, Verbindung und Bedeutsamkeit erblickt. Wer gibt sich noch die Mühe, Dinge des Alltags, immerwährende Erscheinungen, wie das Wasser, die Flamme, die Gestalt als etwas ganz Fremdes zu betrachten? Man kommt da zu den überraschendsten Ergebnissen. Aber Döblin zieht aus allem Folgerungen, die weitab von der Materialisierung und Mechanisierung unsrer Zeit liegen. Er erkennt nur beseelte Wesen an infolge der sinnvollen Ordnung und Gestaltung bis zur Schönheit. Ein sinnbegabtes Ich stellt er in den Mittelpunkt der ganzen Natur. Die Welt hält sich und wird real durch eine Überrealität, welche aus dem Ur-Ich, dem Ur-Sinn stammt. Mit manchen Anschauungen Döblins kann man sich nicht einverstanden erklären, so mit der Überschätzung des intellektuellen Erkennens, aber als Ganzes ist es ein höchst wertvolles Werk, das durch die eigenen Wege seiner Untersuchungen überrascht und durch seine metaphysischen Einsichten bereichert.

Zu begrüßen ist eine ausgezeichnete Sammlung von Gottfried Kellers

Briefen in einem stattlichen und doch handlichen Bande von 540 Seiten. Über den Wert der Kellerschen Briefe braucht nichts mehr gesagt zu werden. Sie gehören dahin, wo die erlesensten Kleinodien deutscher Sprache stehen. So echt und wahr in jedem Zug, wie der Dichter selber, ist hier alles geschaut und erlebt; ohne Pathos, aber mit unzerstörbarem Humor geschrieben. Gerade in diesen Briefen, die überall kunstvolle Form wahren, erkennt man die weiche Natur des Dichters, die so wunderbar menschengläubig bei aller Skepsis und Ironie in einem tragischen Weltempfinden wurzelt, das doch nicht ohne Lebensbejahung ist. Nußberger, der schon die achtbändige Ausgabe der Werke Kellers im selben Verlage besorgt hat, zeigt sich als ein geschickter Ordner, behutsamer Wähler und feinfühliger Kenner seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Das Buch ist mit mehreren Bildertafeln und einer Handschriftenwiedergabe geschmückt.

Bücher aus der Zeit der deutschen Einheitskämpfe

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Schüßler

Wohl keiner Epoche ist die Kenntnis der jüngsten Vergangenheit so innerliches Bedürfnis gewesen wie uns. Sind doch durch den Zusammenbruch die gesamten Probleme der deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert aufgerollt worden; daher kann jedes Werk, welches unser Schicksal zu deuten versucht, des allgemeinen Interesses sicher sein.

Die heutige, unter den Erfahrungen des Jahres 1918 stehende Geschichtschreibung ist selbstverständlich der Gefahr ausgesetzt, sich ihr Blickfeld allzusehr durch das Erlebnis der Revolution verengern zu lassen. Mehr oder weniger ist die Auswahl des Stoffes beherrscht durch das Bemühen, die unleugbaren Risse und Sprünge in unserem Staatsbau darzustellen. Es wird eine solche Geschichtsbetrachtung, die lediglich nach den Wirkungen der vergangenen Ereignisse für unsere Gegenwart fragt und sich nicht streng bemüht, die Vergangenheit aus ihren eigenen Gesetzen und Forderungen zu beurteilen, leicht unhistorisch, d. h. parteiisch werden. Bekannt ist ja der Vorwurf Rankes gegen die Hegelsche Geschichtsphilosophie: daß sie jede Epoche nur nach dem beurteile, was aus ihr hervorgehe, sie also als Stufe für die folgende Epoche gleichsam mediatisiere. Demgegenüber hat Ranke das schöne Wort gesprochen, daß jede Epoche unmittelbar zu Gott sei und daß ihr Wert in ihrem eigenen Selbst liege.

Mit diesen allgemeinen Vorbemerkungen seien hier vier Werke genannt, die durchaus in die Linie unserer modernsten Geschichtsbetrachtung gehören. Es kann ja nach der ganzen Herkunft unseres Reiches gar nicht anders sein, als daß alle geschichtliche und politische Betrachtung immer wieder auf das Problem Bismarck stößt; er ist der tragende Untergrund unseres staatlichen Daseins. Gibt es überhaupt noch Epochen dieses unerhörten Lebens, die im Dunkeln liegen? Das glänzende Buch A. O. Meyers, des bekannten Göttinger Historikers, „Bismarcks Kampf gegen Österreich am Bundestag 1851—59“ (598 S. Verlag von K. F. Koehler) hat bewiesen, daß trotz aller Veröffentlichungen gerade für Bismarcks diplomatische Lehrzeit noch reiches Neuland zu erschließen war. Da uns die Fortsetzung der großen Biographie Bismarcks von Erich Marcks leider noch nicht geschenkt ist, bedeutet Meyers Buch eigentlich eine Art zweiten Bandes. Mit meisterhaften Strichen zeichnet der Verfasser auf Grund vor allen Dingen der österreichischen Gesandtschaftsberichte den Kampf zwischen Bismarck und dem Groß-Österreich Schwarzenbergs und Buols; in höchst lebendigen Porträts werden uns die österreichischen Präsidialgesandten nacheinander vorgeführt. Für die Kenntnis der politischen und diplomatischen Entwicklung Bismarcks bis zu dem Entschluß, Österreich aus Deutschland zu verweisen, ist das Buch unentbehrlich.

Ein Werk, in welchem der Reichsgründer und seine Politik zwar nicht biographisch, aber sachlich beherrschend im Vordergrunde steht, ist das auf drei Bände berechnete des Kölner Historikers Johannes Ziekursch „Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreichs“, von dem der erste Band „Die Reichsgründung“ (362 S. Frankfurter Sozietätsdruckerei) vorliegt. Wir haben schon gesehen, daß der Blick der Historiker durch das Erlebnis von 1918 zwar außerordentlich geschärft ist, um die Risse und Sprünge im Bismarckschen Reichsbau zu erkennen. Aber, so müssen wir fragen, ist mit dieser Überschärfe nicht wieder die Gefahr der Einseitigkeit und dann der historischen Ungerechtigkeit verknüpft, wenn wir die Vergangenheit allzusehr unter dem Aspekt ihrer Wirkungen für die Gegenwart betrachten? Zwar sagt Meinecke im Eingang seines unten behandelten Werkes, daß bei der Betrachtung der jüngsten Vergangenheit Historie und Politik ineinander übergehen müssen; aber allgemeine Anerkennung darf ein Historiker der jüngsten Vergangenheit angesichts gerade unserer heutigen Parteizerrissenheit nicht beanspruchen. Bei aller hohen Anerkennung für die Leistung des Verfassers, vor allem für die fördernde Betrachtung der inneren Politik jener Tage, kann man auch Ziekurschs Werk parteipolitische Färbung nicht ganz absprechen. Sein Grundgedanke, wenn wir ihn richtig

verstanden haben, ist, daß Bismarck sein Werk dem Strom der Zeit entgegengebaut habe und daß es schließlich von diesem hinweggerissen sei. Es kommt ganz auf die parteipolitische Stellung des Betrachters an, ob man Bismarck, statt ihn deswegen zu tadeln, nicht vielmehr zu rühmen hat, daß er versuchte, dem westeuropäischen Staatsideal den deutschen Staatsgedanken entgegenzustellen, der von Luther über den Pietismus zu Stahl und ihm weiterführt und der schon aus zwingenden außenpolitischen Gründen allein durchzusetzen war. So müßte u. E. die Bismarcksche Reichsgründung weniger aus dem Erlebnis von 1918/19 und mehr aus dem inneren Zwang jener Epoche gewürdigt werden.

Zu jenen maßgebenden Personen, mit denen Bismarck rechnen und nach deren Charakter er sein Werk einrichten mußte, gehört ja vor allem Kaiser Wilhelm I. Dem herrlichen Buche über den ersten Kaiser, das wir Erich Marcks verdanken, hat jetzt Paul Wiegler ein Werk zur Seite gestellt, das nach des Verfassers eigenen Worten journalistische Historie sein soll. Die Absicht des Verfassers war es offenbar, durch eine Fülle von Einzeltatsachen und Einzelzügen das wahre Bild des Kaisers in höchster Lebendigkeit herauszuarbeiten; und in der Tat werden vor uns ungezählte Fakten, Zitate usw. in feinster Strich- und Punktmanier massenhaft ausgebreitet. Die Schwäche einer solchen Darstellung scheint uns aber darin zu liegen, daß der Verfasser in „neuer Sachlichkeit" so vollständig hinter seinem Stoffe zurücktritt, daß der Leser die geistige Durchdringung vermißt und so eine eigentlich künstlerische Darstellung nicht zustande kommt. Eine weitere Schwäche dieser Art Werke, die lediglich Porträts geben wollen, ist es ferner, den Gegenstand allzu stark zu isolieren und damit die allgemeinen Kräfte, Strömungen und Zustände über Gebühr zu vernachlässigen. So bleibt der Gesamteindruck dieses Werkes nicht so befriedigend, wie es das hohe porträtistische Geschick des Verfassers eigentlich verdiente.

Alle solche Bücher, die direkt oder indirekt dem Fürsten Bismarck die Schuld am Zusammenbruch aufladen, sind schon deshalb im eigentlichen Sinne unhistorisch, weil sie die Staatsmänner des neuen Kurses von 1890—1914 in ungerechter Weise entlasten. Als ob die Fehler der inneren Politik und die noch weit entscheidenderen der auswärtigen nach Bismarcks Entlassung gar nichts bedeuteten! Wie wäre es aber gekommen ohne Kündigung des Rückversicherungsvertrages, oder wenn wir das englische Bündnisangebot im Jahre 1901 angenommen hätten?

Daß mit diesem letzten Punkt vielleicht das wichtigste Problem zur Beurteilung unseres Schicksals angeschnitten wird, ist klar. Es ist das hohe Verdienst des gefeierten Berliner Historikers Fr. Meinecke, in seinem Buche „Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems" (Verlag Oldenbourg 1927, 268 S.) mit ebensoviel Geist und Feinheit wie politischem Blick und historischer Kritik dieses schicksalvollste aller außenpolitischen Probleme Deutschlands erörtert zu haben. Wie in der Politik, so gibt es auch in der Historie eine russische und eine englische Richtung. Zur ersteren gehört Max Lenz, der von der Annahme des englischen Bündnisangebotes die größten Gefahren für Deutschland voraussehen will; der Wortführer der letzteren ist jetzt Meinecke geworden. Gegen seine Argumente, mit denen er die Notwendigkeit der Annahme des englischen Bündnisangebotes begründet, wird sich nur von einem Punkte aus etwas einwenden lassen; nämlich von der Frage aus, ob damals und später ein russisches Bündnis für uns vollständig ausgeschlossen war. Meinecke verneint die Möglichkeit einer russischen Allianz in einem besonderen, hochinteressanten Kapitel; allerdings werden die Gegner dagegen einwenden, daß noch im Jahre 1912 Sassonow zu Bethmann Hollweg sagte: Lâchez l'Autriche et nous lâcherons la France. Man muß Meinecke aber unbedingt zugeben, daß in der Lage von 1901 kein deutscher Staatsmann imstande war, das Ruder in solch revolutionärem Sinne herumzuwerfen, und daß gerade deshalb nur das englische Bündnis, sogar unter drückenden Bedingungen als ein „Nothafen" in Betracht kam. Was Meinecke über den Einfluß der innenpolitischen Zustände auf Entschlüsse des deutschen Auswärtigen Amtes sagt, sowie über die Rolle, die der Flottenbau bei der Ausgestaltung unserer Beziehungen zu England gespielt hat, ist klassisch formuliert. Die Dreadnoughtflotte, die erst nach dem Scheitern der deutsch-englischen Bündnisbesprechungen die Beziehungen zu England vergiftete, war, nach Meineckes Worten, „nur ein Surrogat für die mißlungene englische Allianz, sie war ein ungenügendes Verzweiflungsmittel, zu dem uns die Politik der freien Hand führte". Es wird gezeigt, daß der Nutzen der Flotte nur sekundär, der Schaden aber primär war. „Aus der Zwangslage unserer Isolierung geboren, führte sie in neue, schlimmere Zwangslagen hinein bis zur Katastrophe." Allen Deutschen, deren Denken um die außenpolitischen Probleme der letzten Jahrzehnte, das deutsch-englische Verhältnis und den Flottenbau kreist, sei dringend empfohlen, nicht nur den genialen Organisator und Agitator Tirpitz zu hören, sondern auch den vorsichtig abwägenden und in die Tiefe der Dinge blickenden Historiker Meinecke.



Die Erde. Gemälde von Prof. Richard Teschner

Illustrierte Rundschau

Carl Ebbinghaus — Plauener Spitzen — Goldschmiedearbeiten von Arthur Berger — „Graphische Werbekunst" in Mannheim — S. Maçons Karikaturen — E. O. Hoppés „Romantisches Amerika" — Eisblumen — Bruno Goldschmitts Bibelillustrationen — Zu unsern Bildern

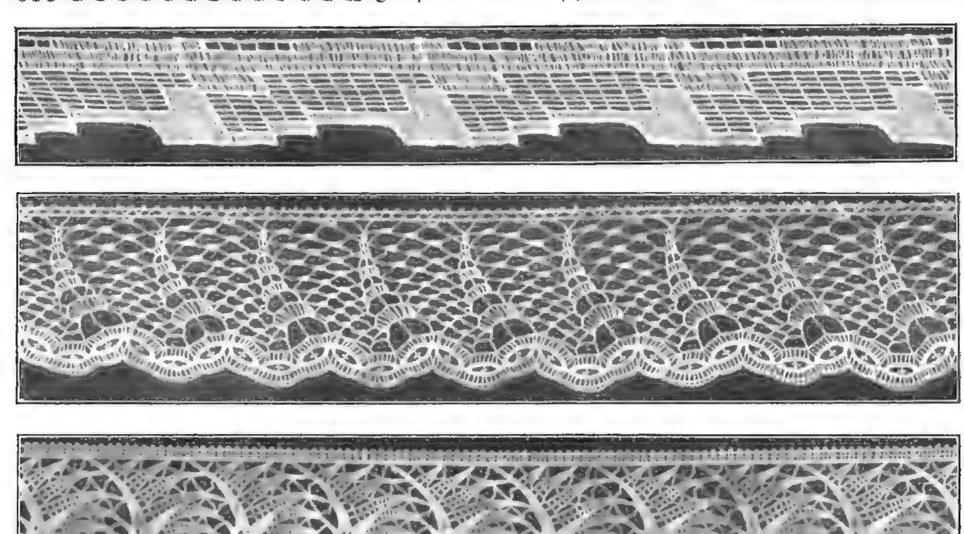
Die lustige Bulldogge gehört zu den kostbaren Kleinplastiken, an denen das Schaffen des Professors Carl Ebbinghaus reich ist. Der 1872 in Hamburg geborene und in Berlin ansässige Bildhauer hat auch große monumentale Aufgaben bewältigt, ein strenger Plastiker im Sinne seines Meisters Adolf Hildebrand. Aber am glücklichsten sind seine dekorativen Arbeiten gelungen, und so zeigt er auch in unsrer Bulldogge, wie schön er die Figur umreißt und wie klar er ihre Flächen behandelt.

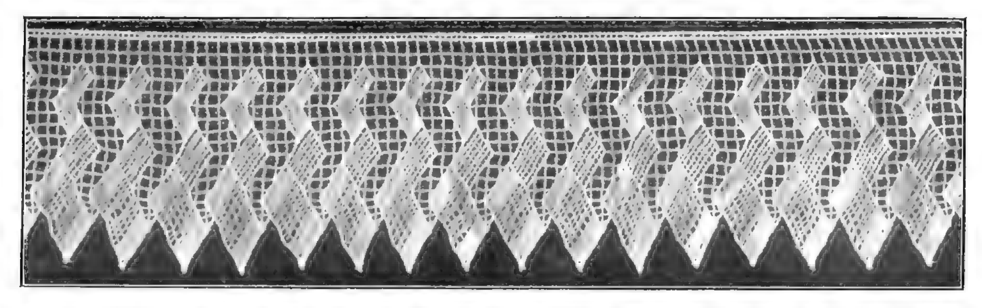
Die Mehrzahl der auf S. 690 abgebildeten Spitzen stammt aus Schülerwettbewerben der Staatlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen i. V. Wir haben einige moderne Entwürfe ausgewählt, um zu zeigen, daß die deutsche Maschinenspitze nicht immer wieder denselben Wegen folgt. Möchten unsre Damen dadurch angeregt werden, auch in den Ladengeschäften neue Muster zu fordern, vor allem aber deutsche Spitzen! Ein gewisses Vorurteil besteht noch immer gegen die Maschinenspitze. Man vergißt, worauf Prof. J. M. Avenarius, ein ausgezeichneter Kenner, aufmerksam macht: es ist nicht immer schön, was alt und kostspielig ist, und es gab auch früher schlechte Spitzen. So muß man auch Maschinenspitzen einzig nach der Güte und Schönheit wählen.

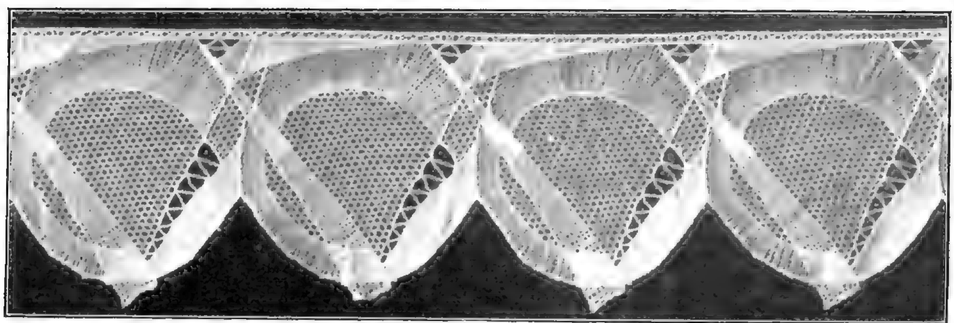
Die Bildniskraft des Gemäldes von Christian Schad (S. 691) ist so stark, daß man die sonderbaren Beigaben zunächst übersieht, sie eben bloß als Hintergrund empfindet. So sind sie auch gemeint, und es wäre falsch, aber auch sehr leicht, wollte man anfangen zu deuten. Die offenherzige Dame, die mit so wundervoller Ruhe unsern Blick erträgt, ist von zwei Herren begleitet, von denen wir nichts weiter zu wissen brauchen, als daß sie im Smoking stecken. Ihr Gesicht ist gleichgültig; sie huldigen der schönen Frau, und



Bulldogge. Bildwerk von Prof. Carl Ebbinghaus







Spitzen. Aus Schülerwettbewerben der Staatlichen Kunstschule für Textilindustrie in Plauen i. V.

wahrscheinlich sind es morgen zwei andre, wieder im Smoking. Ein Blick in eine öde, nächtliche Großstadtstraße, wahrscheinlich Paris, Café Moulin Rouge — es ist alles wohl bedacht, aber wir vergessen es schnell, wenn wir wieder in den Bann der Frauenaugen geraten.

Von dem Bremer Goldschmied Arthur Berger zeigen wir zwei neue Arbeiten, einen Anhänger und eine Kette. Mit Schmuck steht es ähnlich wie mit Spitzen. Neue Formen werden häufig durch die Kunden in ihrem Erfolg behindert. Man will immer wieder haben, was schon Großmutter getragen hat. Das ist gewiß ein hübscher Zug, aber man vergißt, daß eine

allzuhäufig wiederholte Nachahmung am Ende leblos, langweilig und damit häßlich wird. Berger bemüht sich um eine besondere und doch nicht herausfordernde Ornamentik und erfüllt damit, was ein guter und fortschrittlicher Geschmack wünscht.

Dr. G. F. Hartlaub, der Direktor der Städtischen Kunsthalle in Mannheim, unsern Lesern auch als Mitarbeiter wohl bekannt, hatte im vorigen Herbst eine internationale Schau zeitgemäßer Reklame unter dem Titel „Graphische Werbekunst“ veranstaltet. Es kam ihm dabei nicht auf Vollständigkeit an. Er wollte vielmehr die verschiedenen Richtungen zeigen, die heute den Gesamteindruck der Werbegraphik bestimmen. Höchst fesselnd war, wie sich die Völker unterschieden und einen Teil ihres Wesens in ihren Plakaten enthüllten. Mit Recht wies Hartlaub darauf hin, daß das Plakat, die „Galerie des kleinen Mannes“ an der Anschlagsäule, für viele Millionen neben der modernen Zweckarchitektur die einzige öffentliche Kunst bedeutet. Die Werbekunst allein erreicht jene namenlosen Massen, die dem Sport, der Mode, dem Kino, dem „Betrieb“ ihre Begeisterung widmen und überall mehr zu Hause sind als in Museen und Theatern.

Der Radierer J. Maçon ist ein geschickter Karikaturist. Der Aufsatz von P. O. Höcker über Berliner Bühnen bringt einige seiner Schauspielkarikaturen; die Rundschau zeigt Chamberlain, Briand und Stresemann. Es geht uns wie bei jeder Karikatur: am besten gefallen uns die, deren Urbilder wir nicht von Angesicht kennen. — Wir Deutschen haben in Hielscher einen Landschaftsphotographen von Weltruf. Der Krieg hat ihn uns geschenkt. Er hielt ihn in Spanien zurück, und Hielscher begann das „Unbekannte Spanien“ mit der Kamera zu entdecken. Die „Monatshefte“ waren die ersten, die Bilder aus dieser reichen Beute brachten. Vor kurzem hat sich in Berlin ein englischer Wettbewerber Hielschers vorgestellt: E. O. Hoppé. Auch er hat gleich dem deutschen Meister eine Reihe ausgezeichneter photographischer Bücher herausgegeben, z. B. „Das unbekannte England“, „Der Humor von



Baronesse Wassilko. Gemälde von Christian Schad
(Berlin, Galerie Neumann-Nierendorf)

London". Jetzt hat er, wie die amerikanischen Zeitungen begeistert schreiben, Amerika entdeckt und überschwengliche Herrlichkeiten gefunden. Er hat Blick und Gefühl, und er kann etwas! Man hat die Wolkenkratzer noch nie so romantisch, so großartig, so babylonisch gesehen wie er. Eine weit kunstlosere, aber jeden Naturfreund fesselnde Aufnahme haben wir aus St. Moritz bekommen, Reifblumen, deren köstliche Bildungen auch auf unsrer Wiedergabe gut zu erkennen und zu bewundern sind.


Kette und Anhänger. Von Goldschmied Arthur Berger-Bremen

Bruno Goldschmitt (geb. 1881 zu Nürnberg) ist nach kurzem Studium in seiner Vaterstadt und in München bereits mit 19 Jahren frei schaffend geworden. Seine wesentlichsten Leistungen und Wünsche liegen auf zwei Gebieten: architektonische Wandbilder und Holzschnitte! Wir bringen hier zwei Holzschnitte zum Alten Testament. Das große Werk, das sie schmücken sollten, ist in der Inflation stecken geblieben. — Schade, denn Goldschmitts Illustrationen sind stark im Ausdruck, streng in der Technik. Wie weiß er den Feuergeist, der Hirn und Herz des Propheten erfüllt, zu gestalten! Und wie düererisch deutsch folgt er den Gesichten Daniels (Kap. 7) und bildet die vier großen Tiere, die vier Weltreiche bedeuten: den Löwen mit Adlerflügeln, den





Deutsches Plakat von J. Tschichold Schweizer Plakat von N. Stöcklin
Plakatausstellung der Städtischen Kunsthalle in Mannheim



Chamberlain Briand

Bären mit drei langen Zähnen, den Parder mit vier Köpfen und das greuliche Tier mit sechs Hörnern und einem siebenten, das ein Auge trägt.

Wenn man noch vor wenigen Jahren den Unfug der modernen Malerei geißelte, pflegte man auch den Namen Pechstein zu nennen. Er war der Führer der Dresdner Künstlervereinigung „Die Brücke", und manchem schien es, als führe diese Brücke nicht über den Abgrund, der Jugend und Alter trennte. Jetzt bringen die „Monatshefte" ein Gemälde des mittlerweile zum Akademieprofessor gewordenen Künstlers als Titelbild. Ja, sagen die Leute, Pechstein ist älter, reifer, anders geworden. Nein, es will uns scheinen, als ob sich unsere Augen gewandelt hätten. Denn das Entscheidende an Pechsteins Kunst: die Glut der Farbe und des Gefühls war immer und ist dasselbe geblieben. — Der früher in Worms, jetzt in Darmstadt wirkende Adam Antes zählt auch zu den Neuschöpfern, deren Werke sich mit der Zeit selbst einem großen Publikum ohne viel Worte erschließen. Niemand stößt sich mehr daran, daß seine Bronze „Traum" (zw. S. 592 u. 593) nicht naturalistisch ist. Jeder erkennt, daß die mehr andeutende Formung dieses Frauenkopfes notwendig war, um den seelisch-körperlichen Zustand rein zu gestalten. Antes hat nicht immer so gearbeitet. In seinen Anfängen war er



Stresemann. Radierungen von Jul. Maçon (Linden-Verlag)



Das romantische Amerika: Die Bastionen von Neu-Babylon
Künstlerische Aufnahme aus der Ausstellung von E. O. Hoppé-London im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin

lauter und leidenschaftlich-bewegter. — Daumier hat ein bekanntes Bild gemalt, den Blick in ein Abteil dritter Klasse, wo man zu stumpfer Ergebung zusammengerüttelt ist. Einfacher, weniger lustig, aber malerisch reizvoller hat der Engländer F. C. Robinson „Die lange Reise“ aufgefaßt. Den müde gewordenen



Eisblumen auf dem Schwarzeis des St. Moritzer Sees (Phot. Steiner)

Menschen entspricht die winterliche Landschaft. Und dennoch: wer in der Enge sitzt, den reizt die unbekannte Weite, an deren Rand es endlos vorübergeht. — Ein Nürnberger wie Goldschmitt ist Hans Stadelmann und gleich diesem ist er ein echter Sohn seiner Stadt; nur weniger grüblerisch als sinnig. Er ist ein Phantast, ein Romantiker, der die „Gralsburg" und „Orplid" sucht, der das „Land der Sage" und die „Einsamkeit" kennt und dem auch die „Stunde der Schwermut" nicht fremd ist. Auch unser Bild (zw. S. 608/609) erweist, auf welch festem Boden der Wirklichkeit diese Berge und Burgen der Träume aufgerichtet sind. — Heinrich Revy ist ein Wiener (geb. 1883), Mitglied des Hagenbundes und später der Sezession. Er ist,



Der Prophet. Holzschnitt von Bruno Goldschmitt aus seiner Bilderfolge zum Alten Testament



Traumgesicht Daniels. Holzschnitt von Bruno Goldschmitt aus seiner Bilderfolge zum Alten Testament

wie er uns selber, ein unwilliger Schreiber, mitteilt, noch nach alter Schule erzogen und hat sich deshalb, des Zwanges müde, sehr früh mit allen möglichen Bestrebungen vertraut gemacht. Er malt, was ihn bewegt, d. h. keine literarischen, sondern malerische Erlebnisse, und zu diesen gehört auch einmal der Paukboden (zw. S. 640/641). Bewegung und Licht bestimmen die Bildwirkung.

Nicolaus Vadacz, einer der besten jungen ungarischen Künstler, ist vor kurzem gestorben. Seine elegante Zeichnung (S. 643) soll den Vorläufer zu einigen andern nicht minder reizvollen Arbeiten bilden. — Für Kunstphilologen höchst interessant ist Eugen Spiros Dagny Servaes. Er hat die Künstlerin als Josephine Beauharnais in Fritz von Unruhs Bonaparte gemalt (zw. S. 672/673), und zwar in starker Anlehnung an das Gemälde von Pierre Paul Prudhon. — Prof. Michael Zeno Diemer ist weit in der Welt herumgekommen und weiß in Island so gut wie im Orient Bescheid. Seine Bilder, so auch sein „Nil bei Assuan" (zw. S. 680/681) sind immer geographisch richtig, von dokumentarischer Treue und dennoch nicht trocken, denn Diemer sieht die Welt eben doch wie ein Romantiker. Diese Mischung von Dichtung und Wahrheit hat zu seinen volkstümlichen Erfolgen beigetragen. — Über das große Temperagemälde „Die Erde" (es faßt zwei Meter im Quadrat; zw. S. 688/689) hat uns Professor Richard Teschner selbst ein paar erläuternde Zeilen geschrieben: „Das Bild der Erde als weibliche Figur von gewaltigen Formen, inmitten ihrer drei Reiche, des Mineral-, Pflanzen- und Tierreichs, thronend; auf den Handflächen wägend ihre größte Schöpfung: ein Menschenpaar, links das Weib in Beziehung gebracht zur Nacht und zum Mond; rechts auf der Tagseite unter der Sonne — der Mann. Das Ganze eingeschlossen und bestrahlt von den Zeichen des Tierkreises." Teschner, dieser Tausendkünstler, der auch Chemiker, Musiker, Tischler, Gießer, Mechaniker, Filmoperateur und Perückenmacher ist, ist auch ein guter deutscher Grübler und Phantast. Aber er hat darüber das Malen nicht verlernt, und seine farbigen Träume sind uns kostbare Geschenke einer höheren Wirklichkeit.

P. W.

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

*

*Der vorzügliche **Backapparat „Küchenwunder"**, mit dem man auf kleiner Gaskocherflamme backen, braten und kochen kann, ist in diesem Buche näher beschrieben.*

Der Beobachter

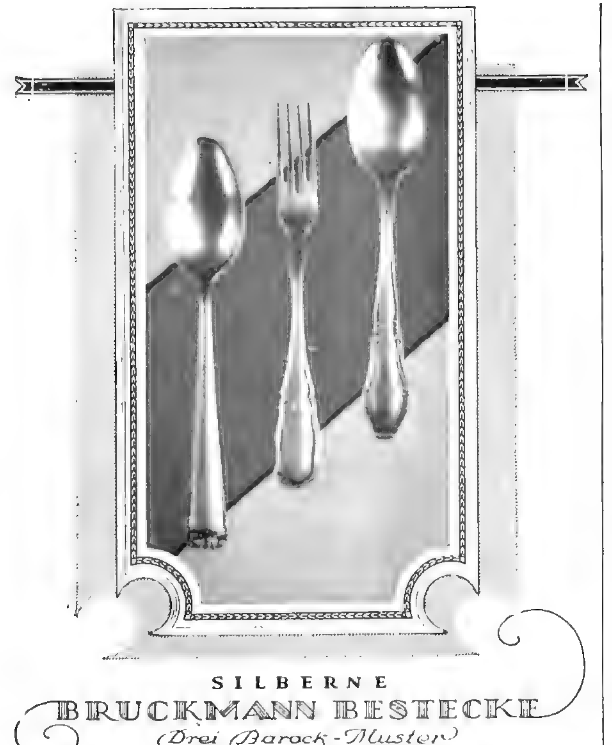
Ein neuer Wallenstein

Paul Gurk ist unsern Lesern als Romandichter und als Novellist bekanntgeworden. Er hat lange im Schatten der Verborgenheit gestanden, und mancher, der von ihm hätte wissen können und müssen, begnügte sich mit ein paar äußerlichen Stichworten: ehemaliger Magistratssekretär, fleißig, begabt, doch erfolglos, eine Art literarischer Pechvogel. Das Pech ist Tragödie. Man denke nur: da schreibt ein Mann Dramen über Dramen, zehn, zwanzig, dreißig. Man krönt ihn mit dem Kleistpreis. Aber er setzt sich an keiner Bühne durch. Vereinzelt, versuchsweise führt man ihn ein-, zweimal auf. Er findet keinen Erfolg. Die Kritik gibt sich kaum die Mühe, ihn zu verreißen. Er weiß, daß er etwas kann. Verbittert zieht er sich immer enger auf sich selbst zurück. Und als man in diesem Winter in Lübeck die Uraufführung seines Wallenstein und Ferdinand II. unter der Regie des Intendanten Thur Himmighoffen veranstaltete, war der Dichter nicht zu bewegen, dabei zu sein. Schade. Man hätte ihm die Freude über den wachsenden Beifall eines gewiß nicht leicht zu erobernden Publikums gegönnt. Gewünscht aber hätte man ihm auch, einmal mit eignen Augen zu erleben, wie das geschriebene Drama zum Schauspiel wird. Denn nur im Theater kann der Dramatiker sein Handwerk lernen.

Gurks Tragödie rollt in neun knappen Bildern ab. Ihr Stoff ist der Untergang Wallensteins, ihr Thema der Kampf zweier Menschen, die sich lieben und von denen doch keiner dem andern den ersten Platz überlassen will. Wallenstein sagt einmal, es sei gut, daß Gustav Adolf bei Lützen fiel. „Ist nicht gut, daß zwei Hahnen auf einem Miste sind.“ Das Wort gilt auch für sein Verhältnis zum Kaiser, der zwar ein Schwächling ist, dem aber die ungeheure Macht der Überlieferung und des Rechts den Glanz heiliger Majestät verleiht. Wallenstein, Politiker auf eigne Faust, will den Frieden, will Deutschland retten, wenn nicht mit, so gegen die Fürsten. Ferdinand umgibt die internationale Macht einer Kirche, der die Einheit des Glaubens und der Herrschaft höher steht als das Glück und die Gewissensfreiheit der Völker. In dem Ringen dieser Gegensätze erliegt Wallenstein, aber auch Ferdinands Herz ist zerrissen.

Das Drama setzt schleppend ein, doch es wächst vom dritten Bilde an und fesselt bis zum letzten Wort mit steigender Spannung. Gurk kann sich sogar einen Zug gestatten, der eigentlich nur in einer barocken Haupt- und Staatsaktion etwas zu suchen hat: Butler überbringt dem Kaiser das blutige Nachthemd Wallensteins. Es war in Lübeck nicht blutig, aber als der grimme Haudegen das wenig heldenmäßige Kleidungsstück aus dem Koller zog, da stand die Tragik auf des Messers Schneide. Doch Gurk siegte. Wir lachten nicht, sondern es lief uns kalt über den Rücken.

Man sollte kürzen. In Lübeck hat man es aus einem schönen Grunde nicht getan: man wollte dem Dichter alle Ehre antun. Und so lernten die tüchtigen Schauspieler die schweren Sätze Gurks, und manchmal wurde doch etwas stark im Zuschauerraum gehustet, was immer bedeutet: irgend etwas ist auf der Bühne nicht





im Lot. Gurks Sprache ist eine Last nicht nur für den Sprecher, sondern auch den Hörer. Sie steht auf Schrauben und muß überdeutlich wiedergegeben werden, um verständlich zu sein. Damit haperte es in Lübeck. Welche Bühne hat soviel gute Sprecher, wie hier nötig sind? Gurk ist oft so karg, daß man ihm selbst bei langsamem Lesen nicht folgen kann. Als Wallenstein nach Eger reist, reicht er aus der Sänfte heraus seinem Mörder Deveroux eine Börse. Dieser läßt sie in den Schnee fallen. So die Anweisung. In Lübeck schleudert sie der Darsteller mit Abscheu vor dem Geld seines Opfers weg. Das ist verständlich und ganz falsch. Denn in Wahrheit hat sich Gurk gedacht: Deveroux merkt etwas von der Kümmerlichkeit aller Herrlichkeit. Aber wer kann das aus der Situation herausspüren, in der Darstellung schnell und unzweideutig begreiflich machen!

Die bedeutendste Leistung des Lübecker Abends bot Rudolf Kalvius in der Rolle des Kaisers. Dieser schwankende und schwache Kaiser ist, auch literarisch, ein Verwandter von Grillparzers Rudolf II. im „Bruderzwist“, wie sich überhaupt die zarte Charakterisierungskunst Gurks mit der des österreichischen Dichters berührt. Auch er liebt die fragwürdigen Gestalten, nicht zum Besten der dramatischen Wirkung, denn wenn man sich auch noch so sehr dagegen wehrt: es werden in diesem „Wallenstein“ allzuviel Leute vom Podagra geplagt, und auf einmal hört man den dröhnenden Schritt schillerscher Gestalten hinter der Szene.

Die Buchausgabe des Gurkschen Dramas ist mitsamt einer reizend ausgestatteten Sammlung seiner mehr als geistreichen, sondern lebensweisen „Sprüche des Fu-Kiang“ bei Quitzow in Lübeck erschienen. **P. W.**

Vierteltonmusik

Von Otto Kampers

* Jeder, der mit musikalischen Grundbegriffen vertraut ist, wird wissen, daß unser heutiges musikalisches Tonsystem sich auf dem Halbtonintervall aufbaut, d. h. daß eine bestimmte Folge von Halb- und Ganztönen eine Tonleiter ausmacht, von denen wir heute nur noch zwei, nämlich Dur und Moll, im musikalischen Gebrauch kennen. Daß dieser musikalische Ausleseprozeß (um einen solchen handelt es sich nämlich, da die Zahl der Tonleitern im Mittelalter, der sogenannten Kirchentonarten, eine größere war), Jahrhunderte dauerte, bestätigt nur zu deutlich die zwingende Notwendigkeit des heutigen musikalischen Systems der zwei Tonleitern. Die dritte, nämlich die chromatische Halbtonreihe, kann als Tonleiter im strengen Sinn nicht gelten, da ihr eben die wesentlichen Merkmale einer solchen fehlen, der Wechsel von Ganz- und Halbtönen, woraus sich als zweiter Mangel ergibt, daß Anfang und Ende der Tonreihe nicht zu fixieren sind.

Soviel des Grundlegenden. Diese chromatische Halbtonreihe hat sich nun im Laufe des 19. Jahrhunderts die Alleinherrschaft erworben, d. h das bestehende Tonartensystem konnte dem Einfluß des rasch in Mode gekommenen Chromas nicht widerstehen, die Ganztonfortschreitung im Sinne des Tonartbegriffs wurde daher vernachlässigt. Praktisch ausgedrückt: was Chopin etwa in seinen Nocturnos als Vorahnung nur schüchtern andeutete, übersteigerte sich in der Wagner- und Liszt-Schule und fand im „Tristan“, der nur noch zwei große Motive kennt, das Motiv der

Sehnsucht (zwei Halbtonschritte aufwärts) und das des Leidens (ebensolche zwei chromatische Tonschritte abwärts), seine Höhe. Durch inneren Verbrauch und völlige Erschöpfung der Variationsmöglichkeiten der aus den beiden Tonleitern Dur und Moll sich organisch entwickelnden Klänge wäre also demnach ein natürlicher Zersetzungsprozeß vor sich gegangen. Ob diese Behauptung zu Recht besteht, besser gesagt, ob nicht auch andere Umstände bei diesem Zersetzungsprozeß eine Rolle gespielt haben, das zu beurteilen steht außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung. Nur soviel sei gesagt, daß der Musikgebrauch der „Neuen Musik" (die junge Generation bezeichnet gerne ihre Schöpfungen unter diesem Sammel- und Werbenamen) ganz der tonartlichen Begriffe entfremdet ist und dem Chroma, das, wie schon erwähnt, keine Gesetzmäßigkeit im Aufbau hat, eine solche verleihen möchte. Daher ist die Neigung zu einer systematischen Theorie der chromatischen Tonreihebeziehungen heute sehr stark.

Was liegt näher, als daß auch die Teilung der Oktave (also eines Sektorabschnittes der Halbtonreihe) in Viertel-Töne ins Auge gefaßt wird? (B u s o n i versuchte es mit Dritteltönen, übersah dabei, daß damit kleine Terz und die Quint, die doch wichtige Bestandteile des D r e i k l a n g s sind, für die Musik verloren gehen.) S t e i n, später H a b a, bevorzugte die natürlichere Methode, nämlich das Teilen in Vierteltonintervalle, da damit das Halbtonsystem nur noch einmal geteilt beibehalten werden kann. Stein gab schon etwa vor zwanzig Jahren die ersten Vierteltonkompositionen heraus und baute auch selbst eine Vierteltonklarinette, ebenso ein Vierteltonklavier. Systematisch ausgebaut wurde die ganze Vierteltonbewegung aber erst durch Prof. A. Haba. Er fand dabei auch die nötige Unterstützung durch seine heimische tschechische Regierung, die bereitwilligst die benötigten neuen Instrumente hat bauen lassen. Denn hier beginnt schon die Schwierigkeit. Unsere Orchesterinstrumente mit Ausnahme des Streichkörpers sind für die Vierteltonmusik nicht ohne weiteres brauchbar. Sollte also die ganze Bewegung wirklich das Musikschaffen der Zukunft bestimmen, müßten alle Musiker umlernen, mindestens durch jahrelange Übung sich die neue Technik aneignen. Daß dies besonders bei den Streichinstrumenten keine leichte Aufgabe sein würde, steht außer Zweifel. Daß unser Ohr tatsächlich in Wirklichkeit noch viel schwierigere Tonverhältnisse als ein Vierteltonintervall zu unterscheiden vermag, kann leicht ein Versuch am Moellendorffschen Vierteltonharmonium nachweisen.

Frage: sind solche musikalischen Experimente notwendig? Die Gefahr einer Überwürzung der Musik durch überreiche Klangkombinationen, die die Vierteltonmusik erzeugen könnte, läßt den alleinigen Gebrauch der neugewonnenen Mittel niemals als ratsam erscheinen. Der Hinweis der Vierteltonanhänger, daß die Naturnotwendigkeit der Vierteltöne schon durch das Vorhandensein dieser in gewissen exotischen Tonreihen erwiesen sei, ist für eine rechtfertigende Begründung nicht ganz stichhaltig, denn jene Intervalle sind keine mathematisch meßbaren Größen, wie es das Vierteltonintervall ist. Wir stehen vor der sonderbaren Tatsache, daß nur eine kleine Anzahl von schöpferischen Musikern sich mit dem neuen Tonsystem befaßt, daß weiterhin das theoretische Beiwerk die Zahl der wirklich vorhandenen Kompositionen überwiegt. Statt den Gärungsprozeß im Kunstschaffen der Zeit sich in sich aus-





wirken zu lassen, glaubt man, daß in der Aufteilung der Oktave in xtel-Töne die einzige Entwicklungsmöglichkeit der Musik läge. Die geschichtliche Notwendigkeit des Vierteltonsystems ist also durchaus nicht begründet. Für den Laien ist damit geboten, abzuwarten, bis das „Wunderbare" geschieht, bis wirklich geniale Werke der „Vierteltöner" Kunde geben, daß die Zeit für diese neue Kunst gekommen ist.

Der Bilderrahmen

Von Dr. Wolfgang Bruhn

* Die kleineren Bilderrahmen lassen sich erst etwa seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts genauer verfolgen. Damals muß die vielseitige dekorative Tätigkeit der Familie der Robbia besonders in Florenz und Siena einen entscheidenden Einfluß auf die Ausstattung des Bilderrahmens gewonnen haben. Von ihnen datiert jedenfalls die freiere und leichtere Behandlung des Rahmens als Begleiters und als Echo der Bildform, sowie die fein kontrastierende Wirkung, die das rahmende, zierlich gegliederte und feingeschnittene Ornament gegen die oft großzügig und dramatisch erhobenen Gestalten der Bildfüllung ausübt. Dabei wird die Bildtiefe entweder durch plastisch wuchtiges Herausholen der Rahmenprofile oder durch Schrägstellen der inneren Rahmenfläche erreicht. Um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert beruhigt sich zeitweilig die Bewegung innerhalb des Rahmens zugunsten einer vornehm-zurückhaltenden Gesamthaltung, wobei die feingliedrige, unaufdringliche Flächenfüllung der abgestuften Rahmenfelder die ornamentale Phantasie keineswegs ausschaltet.

Im italienischen Quattrocento ist es vor allem Siena gewesen, dessen Rahmenmacher Weltruhm erlangten. Daneben sind die Florentiner und Venezianer Rahmen durch ihren reinen Stil und ihre dekorative Harmonie berühmt. Beispiele von Originalrahmen, zum Teil noch als Einfassung der ursprünglich zugehörigen Gemälde, finden sich in Florenz und Venedig in ziemlich großer Zahl.

Die Zeiten des Barocks und des Rokokos fanden in ihrem, dem klassisch ausgeglichenen Renaissancegeiste so völlig widerstrebenden Kunstgeschmack mannigfache Möglichkeiten, um den Bilderrahmen als einfassenden Faktor für die Bildfüllung, sei es vorbereitend und einführend, sei es kontrastierend in Farbe und Ornament, zu verwenden. Ein schwerer Barockrahmen mit reicher Volutenbildung ist die denkbar beste „Hülle" für ein pompöses, dramatisch bewegtes Rubensbild. Anderseits ist das Überwuchern des Ornamentes im 17. und 18. Jahrhundert der geschmackvollen Ausbildung des Rahmens im Dienste der Bildwirkung oft verhängnisvoll geworden.

Damit kommen wir zu einer Hauptgefahr, die der guten Rahmenkunst zu allen Zeiten gedroht hat: daß der Rahmenmacher in seinem handwerklichen Stolz und der technischen Routine die ihm durch den künstlerischen Zweck vorgezeichneten Grenzen willkürlich überschreitet und durch den Überschwang an Kraft und die Pracht der Ornamentik das eigentliche Bild überstrahlt und „totschlägt". Aber auch das andere Extrem ist zu vermeiden, daß ein Bild seinen „Rahmen sprengt", weil dieser zu zerbrechlich und fein ist.

Im übrigen lassen sich für das Rahmen von Gemälden wohl gewisse allgemeingültige Maßstäbe aufstellen, aber keinerlei Rezepte.

Zunächst ist ein Rahmen ohne Bild ein Unding, denn ein an sich schöner Rahmen braucht deshalb keineswegs „gut“ im angewendeten Sinne zu sein. Um gut zu sein, muß ein in sich harmonisch schöner Rahmen auch in Harmonie mit dem gerahmten Bilde stehen; er darf dem Bilde nicht schaden, sondern muß dessen Reiz und Stimmung zur höheren Geltung bringen.

Zu schüchterne Bescheidenheit und dünnlinige Zurückhaltung kann dem Bilde unter Umständen ebenso nachteilig sein, wie protzige Überladung. Das Relief und die Dicke des Rahmens müssen ein bestimmtes Ziel, etwa die Vertiefung des Bildraumes, verfolgen, während eine flächig gehaltene, auf räumliche Illusion verzichtende Darstellung nur eine flache Leiste verträgt. Ähnlich verhält es sich mit der Frage nach verziertem oder glattem Rahmen, nach dem breiten oder schmalen Rahmen.

Als Farbe hat sich das Gold oft am besten zum Rahmen bewährt, weil es die verschiedensten Farben im Bilde zusammenzufassen vermag und weil es durch seine Leuchtkraft und seinen idealisierenden Glanz besonders geeignet erscheint, den Übergang oder richtiger die Trennung der wirklichen Welt von der Vorstellungswelt des gemalten Bildes zu vollziehen. Aber auch das Gold ist nicht so allein seligmachend, wie manche glauben. Es gibt eine Menge von vermittelnden Tonwerten zwischen den einzelnen Farbwerten des Bildes. Ein schöner dunkelroter polierter Mahagonirahmen oder ein stumpf weiß getönter Holzrahmen oder auch manche andere Farben können von feiner Wirkung sein, vorausgesetzt, daß ihr Farbenklang im Bilde selbst nicht vorkommt.

Erst in letzter Zeit nehmen sich die Maler selber wieder mit mehr Liebe der Rahmenfrage an. Sie nähern sich damit endlich wieder einer alten geheiligten Überlieferung. Denn von Giotto über Botticelli und Bellini zu Dürer und Holbein ist der eigene wohlabgestimmte Entwurf des Malers zum Bildrahmen eine stets erneuerte, mit Liebe ergriffene Aufgabe gewesen.
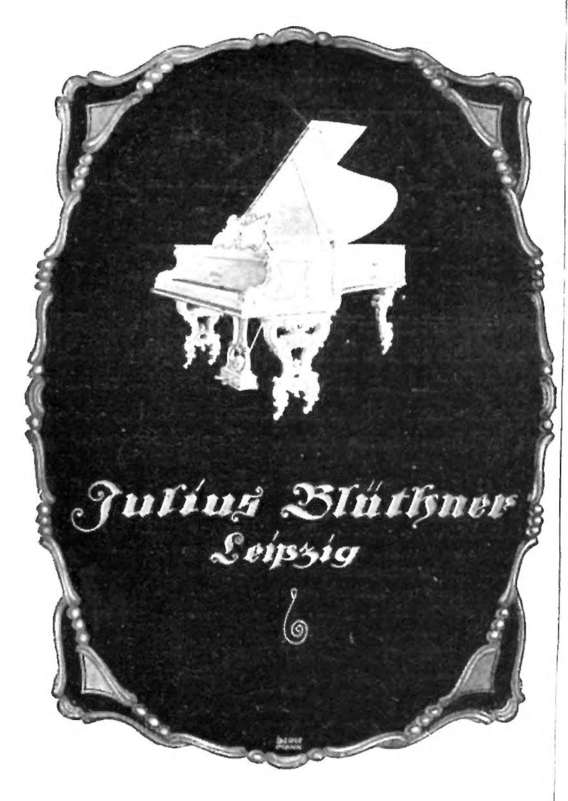
Wie Luftkabel gestrichen werden

* Nahe der mächtig aufblühenden Stadt Tacoma (in wenig mehr als einem Menschenalter schon auf über 100 000 Einwohner angewachsen) zieht sich der Puget Sund durch das Hügelland des westlichen Washington. Von mächtigen Gittertürmen getragen, schwingen sich sechs Stahldrähte von diesseits des Sundes zum jenseitigen Ufer hinüber und versorgen weit drüben im Lande gelegene Örtlichkeiten mit Licht und Kraft.

Diese Kabel mußten vor kurzem frisch mit Farbe überzogen werden. Wie aber ließ sich das bewerkstelligen? Die Aufgabe war neu und daher zum ersten Male zu lösen. Sollte man längs der ganzen Leitung hin quer durch den Meeresarm Gerüste aufstellen? Sollte man die Kabel abnehmen und nach vollendeter Ausbesserung wieder neu spannen? Keines von beiden konnte je in Frage kommen. Der Weg, den man einschlug, war ein anderer und ein überaus einfacher dazu. Mit wenig Kosten und ohne die geringste Störung wurde das Werk vollbracht.

An zwei Rollen hängt ein kleiner Wagen über dem Kabel. Darüber ist ein etwa 70 Liter Farbe enthaltender Behälter angebracht, von dem die Flüssigkeit zu zwei halbzylindrisch geformten, mit Borsten besetzten und als Pinsel dienenden, gegen das Kabel gepreßten Holzblöcken strömt. Der Wagen wurde an den Verankerungsdrähten





eines der Türme emporgeführt, zum Kabel übergeleitet, von den beiden Bedienungsleuten bestiegen und abgelassen.

Sein Eigengewicht läßt ihn am Kabel entlangrollen. Einem der Männer liegt die Handhabung der mittels einer dritten, von Gummi überzogenen Rolle bewirkten Bremsung ob, deren festere oder losere Berührung mit dem Draht die Bewegung des Wagens hindert oder freiläßt. Der zweite Wageninsasse hat die Farbbürsten zu überwachen. Wenn der Wagen in der Mitte des Kabels, also an dessen tiefster Stelle, angelangt ist, wird der Bremser zum Fahrer und kurbelt mit dem gleichen Rade, das eben noch zum Festhalten diente, den Wagen bergan zum drübenstehenden Turm hinauf.

In Bälde war die zuerst unmöglich erscheinende Arbeit getan. gst.

Anekdoten

Der geizig-generöse König

* Christian VII., König von Dänemark, hielt sich auf einer seiner Auslandsreisen auch einige Tage in Venedig auf. Eines Abends wurde bei dem Dogen in einer auserlesenen Gesellschaft ein hohes Faro gespielt. Die reichen venezianischen Kaufherren und andere vornehme Gäste setzten sehr beträchtliche Summen auf ihre Karten, nur der König von Dänemark nie mehr als einen Dukaten. Über diesen niedrigen Einsatz wunderten sich alle, und als schließlich der Doge selbst sich nicht enthalten konnte, seine Verwunderung darüber zu äußern, daß ein König von Dänemark nicht höher zu spielen wage, gab Christian die schöne Antwort: „Es ist meines Volkes Geld! Wer darf leichtsinnig damit umgehen und es auf ungewisses Spiel setzen?“

Der Doge fand diese Rücksichtnahme übertrieben für einen Monarchen; Christian schwieg erst, sagte aber gleich darauf „Va banque!“ an.

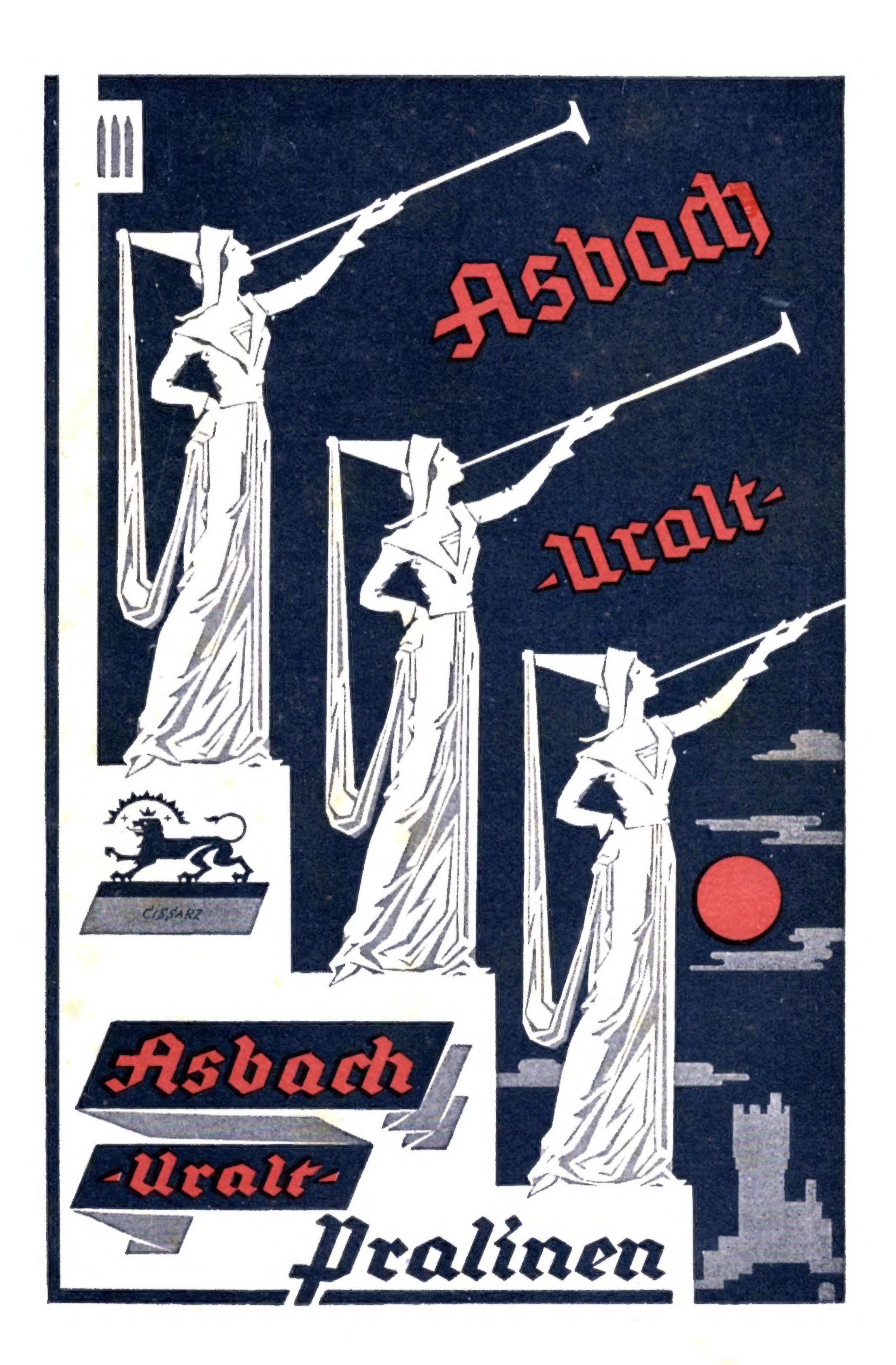
Der Bankhalter zog, über einen solch ungewohnten Ruf des für geizig gehaltenen Königs sehr erstaunt, mit Bestürzung die Karten ab; nach einigen Abzügen gewann die Karte des Königs die ganze ansehnliche Bank.

Christian sagte nun kalt zu den Mitspielern: „Ich bitte die Herren, ihr Geld an sich zu nehmen!“ Als dies geschehen war, bückte er sich, setzte die Schultern unter den geldschweren Marmortisch, warf ihn um, daß alle Goldstücke klingend und klirrend auf dem Boden umherrollten, und sagte dann mit königlich-stolzer Herablassung: „Diese Lappalie für die Dienerschaft! Ein König von Dänemark kann auf solchen Gewinn verzichten!“ fs.

*

Grob gegen grob

* Der Philosoph und Mathematiker Cartesius (Descartes) war einmal von einem reichen Adeligen zu Tisch geladen, der gleichermaßen wegen seiner Grobheit wie seiner Geistesarmut bekannt war. Dem Gelehrten mundete das üppige Mahl vortrefflich. „Ih,“ rief da der Gastgeber, „ich hätte nicht gedacht, daß Philosophen solche Leckermäuler sind.“ — „Glauben Sie ja nicht,“ meinte Cartesius gelassen, „daß die Natur die guten Sachen nur für die Dummköpfe hervorbringt.“ ph.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.